

STUDIA GERMANICA GEDANENSIA 36

STUDIA GERMANICA GEDANENSIA 36

UNTERWEGS UND ZURÜCKGESEHNT

Studien zum Werk von Helga M. Novak
Mit Erinnerungen an die Dichterin

Hrsg./Red.
Marion Brandt

WYDAWNICTWO
UNIwersytetu GDAŃSKIEGO
GDAŃSK 2017

Redaktor serii / Reihenherausgeber

Prof. dr. hab. Mirosław Ossowski

Komitet Redakcyjny / Herausgeberbeirat

*Marion Brandt, Agnieszka Haas, Andrzej Kątny, Sławomir Leśniak, Danuta Olszewska,
Mirosław Ossowski, Jan Sikora*

Rada Naukowa / Wissenschaftlicher Beirat

*Anna Babka (Wien), Bernd Ulrich Biere (Koblenz), Ines Busch-Lauer (Zwickau), Marek Jaroszewski
(Warszawa), Hans Wolf Jäger (Bremen), Peter Oliver Loew (Darmstadt), Heinz-Helmut Lüger
(Koblenz-Landau), Grażyna Łopuszańska (Gdańsk), Ole Letnes (Agder), Stefan Michael Newerkla
(Wien), Christoph Schatte (Poznań), Marian Szczodrowski (Gdańsk), Zenon Weigt (Łódź)*

Recenzenci / Gutachter

dr hab. Ewa Matkowska (Wrocław), PD Dr habil. Andreas Degen (Potsdam)

Redakcja językowa / Sprachliche Redaktion

Marion Brandt

Fotografia na okładce / Umschlagsfoto

Bernd Markowsky: Helga M. Novak in Berlin, Anfang der 1980er Jahre
(Quelle: Robert-Havemann-Gesellschaft)

Projekt okładki i stron tytułowych / Umschlag- und Titelseitengestaltung

Andrzej Taranek

Adres Redakcji / Anschrift der Redaktion:

Instytut Filologii Germańskiej, ul. Wita Stwosza 51, Pl 80–308 Gdańsk
E-Mail: sekger@univ.gda.pl

Skład i łamanie / DTP

Marek Smoliński

Wydanie publikacji sfinansowano ze środków Fundacji im. G.H. Herdera w Gdańsku oraz
Wydziału Filologicznego / Der Band wurde aus Mitteln der J. G.-Herder-Stiftung in Gdańsk
und der Philologischen Fakultät mitfinanziert

Wersją pierwotną *Studia Germanica Gedanensia* jest wersja drukowana

Copyright by Instytut Filologii Germańskiej
Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego 2017

ISSN 1230–6045

ISBN 978–83–7865–596–1

Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego
ul. Armii Krajowej 119/121, 81–824 Sopot
tel./fax 58 523 11 37, tel. 725 991 206
e-mail: wydawnictwo@ug.edu.pl

www.wyd.ug.edu.pl

Inhaltsverzeichnis

Marion Brandt	
<i>Zugänge zum Werk von Helga M. Novak</i>	7

DIE ERFAHRUNG DDR

Izabela Surynt	
<i>„Jeder ist erpressbar“: Schuld – Scham – Schmerz im Werk Helga M. Novaks</i>	17
Roland Berbig	
<i>„Grünheide, Grünheide“: Helga M. Novak und Robert Havemann</i>	29
Karol Sauerland	
<i>Helga M. Novaks Roman „Im Schwanenhals“ – gelesen aus der Perspektive eines Zeitzeugen.</i>	39
Paola Quadrelli	
<i>„Ihr habt die Hereros ausgerottet!“ Der deutsche Kolonialismus in Südwestafrika im Werk von Helga M. Novak.</i>	48

IN LITERARISCHEN WELTEN

Katrin von Boltenstern	
<i>„Briefe, die kein Ende finden“: Briefeschreiben in Werk und Nachlass von Helga M. Novak</i>	61
Mirosław Ossowski	
<i>Helga M. Novak und Günter Grass. Eine Freundschaft in Briefen</i>	73
Michaela Nowotnick	
<i>„Die Wurzeln sind ausgerissen. Man ist nackt und fremd.“ Helga M. Novak und die rumäniendeutsche Literatur</i>	81
Agnieszka K. Haas	
<i>Religion und Philosophie als Provokation (in) der Literatur. Helga M. Novaks Lyrik als Dialog</i>	90
Rita Jorek	
<i>Suche nach Ursprung und Wahrheit in Helga M. Novaks letzten Texten</i>	105

UNTERWEGS UND ZURÜCKGESEHNT

Ewelina Kamińska-Ossowska	
<i>Nachgetragene Biografien. Auf der Spurensuche nach Helga M. Novaks Wurzeln.</i>	119

Claudia Vitale	
<i>Helga M. Novaks Palermo</i>	134
Monika Tokarzewska	
<i>Helga M. Novaks Wissenspoetik in der „Legende Transsib“</i>	141
Marion Brandt	
<i>Semantiken von Legbąd. Zur Genese von Helga M. Novaks Erzählung</i> <i>„Portrait einer polnischen Greisin“</i>	160

ERINNERUNGEN AN HELGA M. NOVAK

Andreas Reimann	
<i>DDR ausprobieren. Helga M. Novak 1965 in Leipzig</i>	175
Utz Rachowski	
<i>Wie ich die große Dichterin Helga M. Novak verpasste ...</i>	186
Bernd Markowsky	
<i>„Wenige haben so viele Grenzen hinter sich gelassen wie wir“</i> <i>Erinnerungen an Helga M. Novak in Polen und andernorts</i>	189
<i>Helga M. Novak in Legbąd</i>	205
Hannes Schwenger	
<i>„Ich wohne bei der Eule“. Erinnerung an Helga Novak</i>	217
Hans Altenhein	
<i>Transsibirische Reise. Erinnerung an Helga M. Novak</i>	220

REZENSIONEN

Janina Szarek (Hg.), <i>Teatr Studio am Salzufer. Tadeusz Rózewicz Bühne. 10 Jahre der deutsch-polnischen Bühne in Berlin. Kraków: Księgarnia Akademicka 2015, 551 S.</i> (Eliza Szymańska)	227
Beate Sommerfeld, <i>Übersetzungskritik. Modelle, Perspektiven, Didaktik. Poznań: Wydawnictwo Naukowe 2016, 138 S.</i> (Agnieszka K. Haas)	229
<i>Zu den Autorinnen und Autoren</i>	233

Gdańsk 2017, Nr. 36

Marion Brandt

(Uniwersytet Gdański, Wydział Filologiczny /
Universität Danzig, Philologische Fakultät)

Zugänge zum Werk von Helga M. Novak

Helga M. Novak war eine Dichterin des Exils: Als 22-Jährige flüchtete sie aus der DDR nach Island, um Repressalien zu entgehen, kehrte aber wenige Monate später zurück, um nach gut drei Jahren erneut, diesmal durch Heirat, auszureisen. Nach ihrem Debüt als Dichterin versuchte sie noch einmal in der DDR Fuß zu fassen und nahm ein Studium am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leipzig auf. Sie fiel wieder durch ihre Unbotmäßigkeit auf und wurde nun zur *Persona non grata* erklärt: Im März 1966 bürgerten sie die Behörden der DDR aus. Zwei Monate später erhielt sie die isländische Staatsbürgerschaft und einen Pass auf den Namen Maria Karlsdottir.

Obwohl sie seit 1965 in westdeutschen Verlagen publizierte und 1968 nach Frankfurt am Main übersiedelte, führte sie ihr ruheloses Leben weiter. Heimat war ihr in Deutschland außer der Mark Brandenburg, in die sie nur noch illegal reisen konnte, wohl nur ein Kreis von Freundinnen und Freunden – zu nennen sind hier vor allem Hans Altenhein, Elisabeth Borchers, Jürgen Fuchs, Günter Grass, Robert Havemann, Horst Karasek, Sarah Kirsch, Gert Loschütz, Hannes Schwenger und Natascha Ungeheuer. Ein geistiges Zuhause suchte Novak auch nach ihrer Enttäuschung durch den DDR-Sozialismus, für den sie sich als junge Frau so sehr begeistert hatte, in gesellschaftlichen Aufbrüchen und Protestbewegungen. Der „Klumpen Hoffnung“, den das Ich in ihrem Gedicht *Bekanntnis* hinter sich herzieht, „zog auch die Autorin überall dorthin, wo sich Hoffnung zeigte“¹: zur Studentenbewegung 1968, zur portugiesischen Nelkenrevolution 1973, zur Solidarność. Seit den 1980er Jahren zwischen Island, Deutschland, Jugoslawien und Polen hin und her reisend, ließ Helga Novak sich 1989 in der Tucheler Heide im nördlichen Teil Polens nieder und kehrte erst angesichts schwerer Krankheit fast zwanzig Jahre später in ihre märkische Heimat zurück.

Dieser Nomadismus, das Leben im „gezwungenen und selbst gewählten Exil“², ist einer der Gründe für Novaks geringe Präsenz in der deutschen literarischen Öffentlichkeit. Doch obwohl sie einem größeren Leserpublikum in Deutschland unbekannt geblieben ist, erhielten vor allem ihre autobiografische Romantrilogie und ihre Gedichte im Feuilleton lobende

¹ Konstantin Ulmer, Ungebunden, ungehorsam, ungezügelt. Zum Leben und Werk der Dichterin Helga M. Novak, in: Deutschland Archiv Online, 07.03.2014, URL: <http://www.bpb.de/180114> (19.08.2017).

² Helga M. Novak, Im Schwanenhals, Frankfurt am Main, S. 328.

und spätestens seit den 1990er Jahren auch enthusiastische Besprechungen. Wohl niemand, der sich in ihr Werk einliest, wird daran Zweifel haben, dass sie zu den großen deutschen Dichterinnen gehört und wunderbare Gedichte geschrieben hat. Von dessen Reichtum zeugt, dass Kritiker und Wissenschaftler es in die unterschiedlichsten Kontexte stellen. Vor allem ihre frühen Gedichte werden als politische Dichtung gelesen, die frühe Prosa als Beitrag zur Literatur der Arbeitswelt, ihre Erzählungen und Romane in die Nähe der Dokumentar- oder Frauenliteratur gerückt sowie als Zeugnisse der literarischen Aufarbeitung alltäglicher Diktaturerfahrung (im „Dritten Reich“ und der DDR) aus weiblicher Perspektive angesehen. Neuere Anthologien legen den Akzent auf die Liebes- und Naturlyrik sowie auf existentielle Themen.³

Das Interesse der Forschung zu Helga M. Novak richtete sich bislang vornehmlich auf die beiden ersten autobiografischen Romane, auf *Die Eisheiligen* (1979) und – in etwas geringerem Maße – *Vogel federlos* (1982). In diesen Studien wird ihrem Werk Radikalität in vielfacher Hinsicht zugesprochen. Hervorgehoben wird die fast vollständige Engführung von Leben und Werk und die rücksichtslose Ehrlichkeit der Schriftstellerin gegen sich selbst. Thematisches Zentrum von Novaks Werk sei der Widerstand gegen repressive „Instanzen und Autoritäten“, die Situation verfolgter, marginalisierter Menschen.⁴ In Untersuchungen von literarischen Mutterbildern und Darstellungen der Mutter-Tochter-Beziehung werden *Die Eisheiligen* als „eines der ersten literarischen Beispiele für die Problematisierung eines Mutter-Tochter-Konflikts“, in dem „die soziale Realität“ von Frauen thematisiert werde,⁵ und als ein „extremes Beispiel des Kampfes“⁶ einer Tochter gegen ihre Mutter bezeichnet. Als innovativ gilt auch Novaks Erzählweise, ihre „Absage an das traditionelle autobiografische Erzählen“⁷, was im Überschreiten der Gattungsgrenzen (die Montage aus Dialog, dialogischem Monolog, Gedicht, Zitat) und im fast gänzlichen Verzicht auf den Erzählerkommentar sichtbar werde.

Neben Studien, die in Form einzelner Kapitel innerhalb thematischer Untersuchungen präsentiert wurden, entstanden aufschlussreiche Interpretationen einzelner Gedichte (etwa in der „Frankfurter Anthologie“) und wichtige Essays: Ursula Bessen zeigte werkübergreifend Veränderungen in der novakschen Schreibweise und der Behandlung einiger ihrer Themen auf,

³ Helga M Novak, *wo ich jetzt bin. Gedichte*. Ausgewählt von Michael Lentz, Frankfurt am Main 2005; dies., *Liebesgedichte*, hrsg. von Silke Scheuermann, Frankfurt am Main 2010; *Poesiealbum 320: Helga M. Novak*, Wilhelmshorst 2015.

⁴ Vgl. z.B. Werner Jung, *Gewissermaßen, sozusagen. Autobiographische Texte von Struck, Novak und Lentz*, in: Juni. Magazin für Kultur und Politik 19 (1993), S. 88; Ursula Bessen: Helga M. Novak, in: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, URL: <http://www.nachschnlage.NET/document/16000000424> (abgerufen von Deutsches Literaturarchiv am 21.7.2017), S. 4, 8.

⁵ Tanja Nause, *Inszenierung von Naivität. Tendenzen und Ausprägungen einer Erzählstrategie der Nachwendeliteratur*, Leipzig 2002, S. 60.

⁶ Helga Kraft, Barbara Kosta, *Das Angstbild der Mutter. Versuchte und verworfene Selbstentwürfe* (Helga Novak „Die Eisheiligen“, Jutta Heinrich „Das Geschlecht der Gedanken“, Gabriele Wohmann „Ausflug mit der Mutter“), in: Helga Kraft und Elke Liebs (Hg.), *Mütter – Töchter – Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur*, Stuttgart, Weimar 1993, S. 217.

⁷ Oliver Sill, *Zerbrochene Spiegel. Studien zur Theorie und Praxis modernen autobiographischen Erzählens*, Berlin, New York 1991, S. 481.

Jürgen Fuchs betonte die im DDR-Kontext explosive politische Dimension ihrer Dichtung, Michael Lentz und Konstantin Ulmer verwiesen auf die Bedeutung der Themen Exil und Heimat, Silke Scheuermann legte einen Zugang zu ihrer Liebeslyrik frei.

Blickt man über die Grenzen Deutschlands hinaus, entdeckt man auch eine Monografie zum Gesamtwerk von Helga M. Novak. Für die polnische Germanistin Izabela Surynt stand am Anfang ihrer Beschäftigung mit dem Schaffen Novaks Verwunderung: Warum hat sich eine deutsche Dichterin am Ende der 1980er Jahre in Polen niedergelassen, „die Welt des westlichen Wohlstandes und der Freiheit für das östliche Grau, den Marasmus, die andauernden Defizite“ aufgegeben?⁸ Surynt untersucht das Werk Novaks vor dem Horizont der Geschichte beider deutscher Literaturen bis 1989 und fragt nach den Auswirkungen der Gewalterfahrung für a) die literarische Konstruktion individueller und kollektiver Identität und b) die literarische Erinnerung, welche Autobiografisches und deutsche Geschichte – die Kolonialpolitik des Kaiserreiches und die beiden Totalitarismen des 20. Jahrhunderts – verbindet. Izabela Surynt hat auch grundlegende Thesen zum Polenbild in den Werken von Novak formuliert.

An diese bisherigen Studien schließen die Beiträge der ersten internationalen Tagung zum Werk Helga M. Novaks an, die im Mai 2017 deutsche, polnische und italienische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an der Universität Gdańsk (Danzig) zusammenführte. Der polnischen Ostseestadt kommt in der Topografie der Dichterin keine marginale Bedeutung zu. Novak besuchte sie im November 1980 zum ersten Mal, als sie – fasziniert von der *Solidarność* – nach Polen reiste, und auch danach fuhr sie öfter nach Gdańsk.

Anliegen der Tagung war es, neue Zugänge zum Werk Helga M. Novaks zu diskutieren und der Forschung Impulse zu geben. Mehrere Beiträge beschäftigen sich mit den letzten Publikationen der Dichterin, vor allem mit dem Roman *Im Schwanenhals*, der 2013 als dritter Teil der autobiografischen Trilogie erschienen ist. Einzelne seiner Aspekte berühren Izabela Surynt, Katrin von Boltenstern, Roland Berbig und Claudia Vitale in ihren Aufsätzen. Karol Sauerland, der sich ausschließlich mit diesem Roman beschäftigt, liest ihn aus der Perspektive eines Zeitzeugen, der in der DDR Mitte der 1950er Jahre vieles auf ähnliche Weise wie Helga Novak erlebte und sich ebenfalls zur Auswanderung entschloss – er ging 1958 nach Polen.

Seit einigen Jahren ist der Nachlass von Helga M. Novak im Deutschen Literaturarchiv Marbach zugänglich. In welchem Maße der Forschung damit neue Perspektiven eröffnet werden, zeigt sich darin, dass mehr als die Hälfte der Studien in diesem Band auf Archivrecherchen fußen. Auf Grundlage der erhaltenen Korrespondenzen kann etwa das Verhältnis Novaks zu Kollegen und Freunden näher charakterisiert werden. In den Beiträgen von Roland Berbig, Mirosław Ossowski und Michaela Nowotnick sind es die Beziehungen zu Robert Havemann, Günter Grass und zu rumäniendeutschen Schriftstellern, die in ihrer lebensgeschichtlichen und ideellen Bedeutung für die Dichterin, aber auch für ihr jeweiliges Gegenüber, rekonstruiert werden. Ewelina Kamińska wiederum hat anhand biografischer Dokumente und mit Hilfe von Recherchen in Archiven in Szczecin die von Novak begonnene Spurensuche nach deren leiblichen Eltern fortgesetzt.

⁸ Izabela Surynt, *Przemoc – Pamięć – Tożsamość w niemieckiej literaturze drugiej połowy XX wieku. Światy ze słów Helgi M. Novak*, Wrocław 2010, S. 5.

Die im Nachlass aufbewahrten Vorfassungen zu einzelnen literarischen Texten erlauben es nun auch, die Arbeitsweise von Helga Novak besser kennenzulernen. So zeigt Katrin von Boltens in ihrem Beitrag, welche fundamentale Bedeutung für die Schriftstellerin, u.a. in dem unvollendet gebliebenen „Medea-Projekt“ und dem Roman *Im Schwanenhals*, ihre oftmals sehr intensiv geführten Briefwechsel hatten. Monika Tokarzewska beschreibt Novaks Wissenspoetik und untersucht am Beispiel des Gedichtbandes *Legende Transsib*, in welcher Weise umfangreiches Textmaterial (Geschichtsdarstellungen, Reportagen, Presseartikel, literarische Werke) in das Werk einfließt. Zu den überwiegend quellengestützten Studien gehören ebenfalls Rita Joreks Reflexionen über die letzten, unveröffentlichten Texte und Marion Brandts textgenetische Analyse der Erzählung *Portrait einer polnischen Greisin*.

Neben diesen Studien enthält der vorliegende Band einige thematisch angelegte Interpretationen: Izabela Surynt interpretiert mehrere Texte, in denen Novak von der Verstrickung Einzelner in die Tätigkeit der Staatssicherheit erzählt, und liest aus ihnen eine Wertung ab, die sich nicht auf eine schwarz-weiße Täter-Opfer-Opposition beschränken lässt. Paola Quadrelli beschäftigt sich mit der Problematik des Kolonialismus im Gesamtwerk und stellt die These auf, dass Novak „der in der DDR herrschenden Deutung des Kolonialismus stets verpflichtet“ geblieben sei. Claudia Vitale beschreibt das literarische Bild der Stadt Palermo, in der Helga M. Novak 1963/64 lebte, und Agnieszka Haas betrachtet die intertextuellen Bezüge der Lyrik mit Blick auf philosophische und religiöse Topoi.

Obwohl die in diesem Band präsentierten Studien also eine recht breite Palette von Aspekten berühren, können sie nur einige der Fragestellungen, die Novaks Werk aufwirft, in den Blick nehmen. Intertextualität und Wissenspoetik scheinen Ansätze zu sein, denen weiter nachzugehen sich lohnt. So bleibt Helga M. Novaks Lektüre isländischer Literatur weiterhin ein Desiderat der Forschung, ebenso die Analyse ihrer Brecht-Rezeption oder die literarischen und brieflichen Korrespondenzen mit Horst Karasek und Sarah Kirsch. Auch ihre zahlreichen Hörspiele harren noch der (Wieder-)Entdeckung.

Der Titel der Tagung und des vorliegenden Bandes „Unterwegs und zurückgesehnt“ wurde von einem Satz abgeleitet, den Jürgen Fuchs in seinem Vorwort zu Novaks Gedichtband *Grünheide Grünheide* schrieb: „Ich kenne keinen, der so sehr unterwegs ist und sich so sehr zurücksehnt. Der weggeht, um wiederzukommen, aber nicht auf den Knien.“⁹ Weggehen und Unterwegssein, erzwungenes Exil und ersehntes Welterleben, imaginäre und tatsächliche Reisen, Versuche der Ankunft und Suche nach den Wurzeln sind denn auch Themen, die sich durch fast alle der hier publizierten Beiträge ziehen.

Durch die Teilnahme einiger Freunde und Bekannter der Schriftstellerin erhielt die Danziger Tagung eine besondere Atmosphäre. Erinnerungen an Novak wurden auch durch die Fahrt nach Legbađ, die Besichtigung ihres ehemaligen Grundstückes und das Gespräch mit dem Besitzer ihres Hauses lebendig. Während der Vorbereitung des Tagungsbandes entstand daher die Idee, diesen um Erinnerungen von Freunden aus verschiedenen Lebensphasen der

⁹ Jürgen Fuchs, *Die mit dem dünnen Fell / Die mit den weichen Augen / Die mit dem derben Maul*, in: ders., *Einmischung in eigene Angelegenheiten. Gegen Krieg und verlogenen Frieden*. Reinbek bei Hamburg 1984, S. 94 [Erstpublikation als Vorwort in Helga M. Novak, *Grünheide, Grünheide. Gedichte 1955–1980*, Darmstadt u. Neuwied 1983].

Dichterin zu bereichern. Ich danke Hans Altenhein, Utz Rachowski, Andreas Reimann, Hannes Schwenger und Bernd Markowsky dafür, dass sie die Bitte, ihre Erinnerungen an Helga Novak aufzuzeichnen, so freundlich aufgenommen haben, und Natascha Ungeheuer für die Erlaubnis, ihr Porträt von Helga M. Novak in diesem Band publizieren zu können. Ein besonderer Dank gilt Bernd Markowsky, der von den Fotos, die er über mehrere Jahre von Helga M. Novak in Legbađ aufnahm, einige für die vorliegende Publikation auswählte.

Die Tagung einschließlich des Tagungsbandes wären ohne die Hilfe von Kollegen und Freunden nicht möglich gewesen. Zuallererst danke ich Roland Berbig von der Humboldt-Universität zu Berlin für die kreative und motivierende Zusammenarbeit bei der Organisation der Tagung. Mirosław Ossowski, dem Direktor des Instituts für Germanistik der Universität Gdańsk, Hartmut Ruffert und der Andreas-Reimann-Gesellschaft Leipzig, dem Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland und dem Herder-Zentrum in Gdańsk sei für die finanzielle Unterstützung gedankt, dem Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar und dem Robert-Havemann-Archiv für die Bereitstellung von Dokumenten und Fotos. Den Autorinnen und Autoren der Beiträge danke ich für die anregende und gute Zusammenarbeit.

Gdańsk, im August 2017

Auswahlbibliografie¹⁰

- Arnold, Heinz Ludwig: Der unnütze Mensch [zu dem Gedicht „Tschechow nach Sachalin“], in: Frankfurter Anthologie 21 (1998), S. 205–208.
- Aulls, Katharina: Verbunden und gebunden. Mutter-Tochter-Beziehungen in sechs Romanen der siebziger und achtziger Jahre, Frankfurt am Main 1993.
- Bessen, Ursula: Helga M. Novak, in: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (10/01), hrsg. von Heinz Ludwig Arnold, München 2014, S. 1–18. URL: <http://www.nachschlage.NET/document/16000000424>.
- Bossang, Nora: Stromernde Dame im Stadtpark, in: Frankfurter Anthologie 38 (2015), S. 195–198.
- Brandt, Marion: „Nie dziękuję“ lub Zapach wolności. O Heldze M. Novak [„Nein danke“ oder Der Geruch von Freiheit], in: PAL, Przegląd Artystyczno-Literacki, Toruń (2000) 6, S. 146–151.
- Briegleb, Klaus: Fragment über politische Lyrik. Ein antipoetologischer Versuch, in: Text + Kritik 9/9a: Politische Lyrik, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. München, Stuttgart 1984, S. 1–33.
- Dernedde, Renate: Mutterschatten – Schattenmütter. Muttergestalten und Mutter-Tochter-Beziehungen in deutschsprachiger Prosa, Frankfurt am Main 1994.
- Fuchs, Jürgen: Die mit dem dünnen Fell, in: ders.: Einmischung in eigene Angelegenheiten. Gegen Krieg und verlogenen Frieden, Reinbek bei Hamburg 1984, S. 87–94.

¹⁰ Eine ausführliche Bibliografie der Sekundärliteratur zu Helga M. Novak, u.a. mit Rezensionen zu den einzelnen Werken, enthält der hier angeführte Essay von Ursula Bessen im Kritischen Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

- Hinck, Walter: Robuste Poesie [zu dem Gedicht „Seitdem du da bist“], in: Frankfurter Anthologie 35 (2012), S. 198–200.
- Jung, Werner: Gewissermaßen, sozusagen. Autobiographische Texte von Struck, Novak und Lenz, in: Juni. Magazin für Kultur und Politik 19 (1993), S. 83–95.
- Kraft, Helga / Kosta, Barbara: Das Angstbild der Mutter. Versuchte und verworfene Selbstentwürfe (Helga Novak „Die Eisheiligen“, Jutta Heinrich „Das Geschlecht der Gedanken“, Gabriele Wohmann „Ausflug mit der Mutter“), in: Helga Kraft und Elke Liebs (Hg.), Mütter – Töchter – Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur. Stuttgart, Weimar 1993, S. 215–241.
- Kunert, Mechthild: Zwischen Identifikation und Abgrenzung. Aspekte der Mutter-Tochter-Beziehung in Texten von Marlen Haushofer, Helga M. Novak und Katja Behrens, Osnabrück 1990.
- Lackner, Susanne: Zwischen Muttermord und Muttersehnsucht. Die literarische Präsentation der Mutter-Tochter-Problematik im Lichte der *écriture féminine*, Würzburg 2003.
- Lentz, Michael: Herkunft Heimat. Eine Lektüre. Zu den Gedichten von Helga M. Novak, in: Helga M. Novak: wo ich jetzt bin. Gedichte. Ausgewählt von Michael Lentz, Frankfurt am Main 2005, S. 215–226.
- Loschütz, Gert: „Ich war anders verletzt ...“ Über Helga M. Novak, in: Helga M. Novak zum Gedächtnis, Frankfurt am Main 2014, S. 81–101.
- Mader, Elisabeth: Die Darstellung von Kindheit bei deutschsprachigen Romanautorinnen der Gegenwart. Eine pädagogisch-literaturdidaktische Untersuchung, Frankfurt am Main 1990.
- Nause, Tanja: Inszenierung von Naivität. Tendenzen und Ausprägungen einer Erzählstrategie der Nachwendeliteratur, Leipzig 2002.
- Reich-Ranicki, Marcel: Darstellung der Arbeitswelt – wozu? Aus Anlaß eines Buches von Helga M. Novak: Geselliges Beisammensein, in: ders., Lauter Verrisse. Mit einem einleitenden Essay, München 1970, S. 131–137.
- Salzmann, Madeleine: Die Kommunikationsstruktur der Autobiographie: mit kommunikationsorientierten Analysen der Autobiographien von M. Frisch, H. Novak und E. Canetti, Bern 1988.
- Scheuermann, Silke: Kann nicht steigen nicht fallen. Helga M. Novaks Liebesgedichte, in: Helga M. Novak: Liebesgedichte, hrsg. von Silke Scheuermann, Frankfurt am Main 2010, S. 135–153.
- Scheuermann, Silke: Ein Zuhause im Wald [zu dem Gedicht „unser wald“], in: Frankfurter Anthologie 34 (2011). S. 217–219.
- Sill, Oliver: Zerbrochene Spiegel. Studien zur Theorie und Praxis modernen autobiographischen Erzählens, Berlin, New York 1991.
- Spielmann, Monika: Aus den Augen des Kindes. Die Kinderperspektive in deutschsprachigen Romanen seit 1945, Innsbruck 2002.
- Stephan, Inge: Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur, Köln, Weimar, Wien 2006.
- Surynt, Izabela: „Epoka kamienna łupanego i telewizor“. Helgi M. Novak Polska wyobrazona, in: Znaczenia 2008 (1), S. 79–90.
- Surynt, Izabela: „so verletzt, so erniedrigt, so elend, so mißhandelt, so verwundbar, so ungeschützt“. Gewalt und Identität im Werk von Helga M. Novak, in: Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen, Bonn 2007, S. 119–143.
- Surynt, Izabela: Leben als Exil. Zum Schaffen von Helga M. Novak, in: Walter Schmitz und Jörg Bernig (Hg.), Deutsch-deutsches Literaturexil. Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus der DDR in der Bundesrepublik Deutschland, Dresden 2009, S. 173–187.

-
- Surynt, Izabela: „tu, gdzie teraz jestem”. Helga M. Novak pomiędzy NRD a Polską [wo ich jetzt bin. Helga M. Novak zwischen der DDR und Polen], in: Basil Kerski et al. (Hg.): *Przyjaźń zakazana? Stosunki między NRD a Polską w latach 1949–1990*, Wrocław 2009, S. 351–363.
- Surynt, Izabela: *Przemoc – Pamięć – Tożsamość w niemieckiej literaturze drugiej połowy XX wieku. Światy ze słów Helgi M. Novak* [Gewalt, Gedächtnis und Identität in der deutschen Literatur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Helga M. Novaks Wortwelten], Wrocław 2010.
- Surynt, Izabela: *Zwischenräume. Helga M. Novaks polnische Phantasien*. Jabłonowski Preis 2009, Leipzig 2011, S. 13–39.
- Ulmer, Konstantin: *Ungebunden, ungehorsam, ungezügelt. Zum Leben und Werk der Dichterin Helga M. Novak*, in: *Deutschland Archiv Online*, 07.03.2014, URL: <http://www.bpb.de/180114> (19.08.2017)
- Weigel, Sigrid: *Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen*, Reinbek bei Hamburg 1989.

DIE ERFAHRUNG DDR

Gdańsk 2017, Nr. 36

Izabela Surynt

(Uniwersytet Wrocław/ Universität Breslau)

„Jeder ist erpressbar“. Schuld – Scham – Schmerz im Werk Helga M. Novaks

Schuld, Scham und Schmerz sind zentrale Themen im literarischen Werk Helga M. Novaks. Von den frühen Texten an thematisiert die Schriftstellerin das Problem der Machenschaften der Stasi und ihrer raffinierten Methoden, die DDR-Bürger in den Machtapparat des Staates zu verstricken. Die Art und Weise, in der Menschen zu Sklaven gemacht wurden, zeigt sie – einschließlich der Verlockungen und Versprechen der Verantwortlichen – sachlich und ohne Beschönigung. Sie versucht in ihren Werken davon zu überzeugen, dass der Informator nicht nur Täter, sondern auch Opfer eines unmenschlichen Systems ist. Durch die Veröffentlichung des „Offenen Briefes“ im *Spiegel* 1991 wollte sie nicht die Debatte um die Schuld des Einzelnen kritisieren, sondern darauf verweisen, dass diese sich auf die Mechanismen der DDR-Diktatur konzentrieren und vor diesem Hintergrund die Schicksale einzelner Menschen und deren „Wahrheiten“ aufzeigen sollte.

Schlüsselwörter: DDR, Island, Staatssicherheitsdienst, Universität Leipzig, Rotes Kloster, Schuld, Scham, Schmerz, Johannes R. Becher-Institut, Stasi-Akten, Stasi-Debatte

“Everyone is exposed to extortion”. Guilt, shame and pain in the work of Helga M. Novak. Guilt, shame and pain are the central themes of the literary work of Helga M. Novak. From the early texts she is handling the problem of Stasis machinations and their elaborate methods tangling the GDR citizens in the power apparatus. The ways of changing regular people to slaves, which is shown truly and without adornment, with the enticements and promises from the ones in charge. In her works the author tries to articulate that the informer is not only the executioner but also the victim of an unhuman system. By publishing the “Open letter” in 1991 in *Spiegel*, she did not want the debate to come down to the fault of an individual, but rather concentrate on mechanisms of the GDR dictatorship and afterwards show fortunes of individual people and their “truths” against this background.

Keywords: GDR, Iceland, State Security Service, University of Leipzig, Red Monastery, guilt, shame, pain, Johannes R. Becher Institute, Stasi files, Stasi debate

Schuld, Scham, Schmerz sind zentrale Themen im literarischen Werk Helga M. Novaks. Von den frühen Texten an beschäftigt sich die Schriftstellerin mit dem Problem der Stasi und ihren raffinierten Methoden, die DDR-Bürger in den Machtapparat des Staates zu verstricken. Ihr Brief „aus den polnischen Wäldern“ an Wolf Biermann, Sarah Kirsch und Jürgen Fuchs, erschienen 1991 im *Spiegel*,¹ war ein bitteres Bekenntnis, ja eine Selbstanklage, in der Novak

¹ Helga M. Novak, Offener Brief an Wolf Biermann, Sarah Kirsch und Jürgen Fuchs, in: *Der Spiegel* 44/1991, S. 329.

ihre kurze, aber niemals wirksam gewordene Zusammenarbeit mit der Stasi öffentlich gestand und damit zugleich in die Auseinandersetzungen um die Mitverantwortung der ostdeutschen Intellektuellen für die DDR-Diktatur eingriff. Novak wurde kurz vor ihrem Staatsexamen 1957 von der Stasi als Gesellschaftliche Informatorin (GI)² angeworben, die ihre Kommilitonen bespitzeln sollte. Einige Monate später floh sie nach Island, ohne jemals die ihr aufgetragenen Aufgaben erfüllt zu haben. Die Autorin wurde zeitgleich selbst zum Objekt der Observation der Stasi, was die umfangreiche, mehrere Jahrzehnte lang geführte Dokumentation über ihr Leben veranschaulicht.

Im dritten Band ihrer autobiografischen Romanreihe *Im Schwanenhals* (2013) bringt sie ihr ambivalentes Verhältnis zum Thema Schuld pointiert zum Ausdruck: „Ich bin Schriftstellerin und weiß zu wenig und weiß zu viel über Schuld und Schuldhaftigkeit. Wenn wir Dichter nicht mehr differenzieren, wer dann?“³ „Zu viel“ und „zu wenig“ zu wissen, weist auf die Komplexität der Lage der Schriftsteller in der DDR hin – und auf die Novak aus eigener Erfahrung bekannten Zweifel und inneren Kämpfe, die sie austragen musste, als sie versuchte, sich als Autorin im kommunistischen Heimatland zu positionieren. Das Ausbalancieren zwischen der Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft und der selbst übernommenen Verantwortung, immer nach der Wahrheit zu streben,⁴ einerseits und den Versuchungen bzw. Einschüchtern durch den autoritären (totalitären) Staat andererseits stellt sie als ein fundamentales Dilemma dar, durch das Schuld und Schuldigkeit (in ihrer semantischen Vielfalt) in eine unauflösliche Verschränkung gebracht werden. Das Eine ist ohne das Andere nicht zu denken und zugleich steht beides oft im Widerspruch zueinander.

Bereits in den frühen Werken (in *Ballade von der reisenden Anna. Gedichte* von 1965 und im Prosaband *Aufenthalt in einem irren Haus* von 1971)⁵ behandelt sie die skrupellose Politik des DDR-Staates seinen Bürgern/innen gegenüber. Wie die Stasi die Menschen zu ihren Sklaven machte, sie zu korrumpieren oder einzuschüchtern suchte, ihre Existenz Schritt für Schritt zersetzte und sie schließlich brutal verfolgte und vernichtete, erzählt sie ebenso ungehemmt, wie sie die Anfälligkeit der Menschen für die Verlockungen und Versprechen der Machthaber bezeugt. Das bekannteste und zugleich eines der frühesten Gedichte Novaks (1958), das sich mit den Relationen zwischen Staat, Partei und Bürgern der DDR auseinandersetzt, ist die *Tragoballade vom Spitzel Winfried Schütze in platten Reimen*.⁶ Nach Jürgen Fuchs hatte u.a. dieser Text Novaks eine schockierende Wirkung auf die Dichter seiner Generation, da er durch seine Thematik und rücksichtslose Direktheit überraschte und beschämte. Fuchs schrieb 1983 dazu:

² Gesellschaftlicher Informator (GI): Bezeichnung der Staatssicherheit für angeworbene Zuträger aus der Bevölkerung.

³ Helga M. Novak, *Im Schwanenhals*, Frankfurt am Main, S. 326.

⁴ Vgl. dazu meine Monografie über Novaks literarisches Schaffen: Izabela Surynt, *Przemoc – pamięć – tożsamość w niemieckiej literaturze XX wieku. Światy ze słów Helgi M. Novak*, Wrocław 2010.

⁵ Helga M. Novak, *Ballade von der reisenden Anna*, Neuwied u. Berlin 1965; dies., *Aufenthalt in einem irren Haus*, Neuwied u. Berlin 1971.

⁶ Helga M. Novak, *Tragoballade vom Spitzel Winfried Schütze in platten Reimen*, in: Novak, *Ballade von der reisenden Anna*, S. 78–82.

Stasi-Angst, die *Nationale Volksarmee*, die Militarisierung des Lebens, das ganze Üben und Melden, die tägliche triumphalistische Präsentation von Präsidenten und Sekretären im *Zentralorgan*, diese herrschende Lüge, mit der ich gerade meinen kleinen Frieden machen wollte, all das wurde grell beleuchtet. Radikal, geradezu und schön – so kamen die Gedichte von Helga Novak daher auf schlechtem Papier, als Verführung zur Wahrheit, als poetischer Vorschlaghammer.⁷

Die gereimte Geschichte des erbärmlichen Denunzianten Winfried Schütze, seiner Kindheit im Krieg, des elternlosen Aufwachsens in der Diktatur, seiner Enttäuschungen und (Macht)Träume, demaskiert vor allem die Unmenschlichkeit des kommunistischen Systems, das die Charakterschwäche seiner Träger, ihre Anfälligkeit für Erpressung, Bestechung und Einschüchterung ausnutzt, um einen auf Lüge, Gewalt und Angst fundierten Staat zu errichten. Bereits in diesem ersten Text tritt Novaks Überzeugung zutage, der sie ihr Leben lang treu bleibt und die sie noch einmal in aller Eindeutigkeit im Roman *Im Schwanenhals* zum Ausdruck bringt: Jeder ist erpressbar, jeder hat seine Wünsche, Bedürfnisse, Pläne und Ängste, jeder kann von den geschulden Manipulatoren und Henkern der Staatssicherheitsdienste in die Enge getrieben werden. Freilich ist nicht jeder zum Heroen geboren, nicht jeder hat den Mut, dem Gewaltapparat die Stirn zu bieten und das eigene Leben sowie das der anderen aufs Spiel zu setzen. Der Zuträger ist Täter und Opfer zugleich, ein Instrument in den Händen skrupelloser Machtspieler, das sie gewissenlos gegen andere zum Einsatz bringen, aber auch den Spitzel selbst können sie in den Tod treiben. Der Denunziant ist das Produkt eines menschenunwürdigen Systems, zum Spitzel wird man gemacht – nach und nach wird das Individuum seiner Würde, Träume und Pläne beraubt und planmäßig in das Getriebe des Unrechtsstaates hineingezogen. So heißt es zum Schluss der Tragoballade unmissverständlich:

jedoch ein Schulbub schrie aus seinen Fenstern
was er von seinen Eltern hörte gestern
– der schlechteste Mann im ganzen Land
das ist und bleibt der Denunziant –
da straffte sich noch einmal Winfried Schütze
sprechend an der Teppichstangestütze
– der schlechteste Staat auf dieser Welt
ist der der sich die Spitzel hält –⁸

Und beinahe ein halbes Jahrhundert später schreibt Novak im dritten Band ihres autobiografischen Romans im gleichen Ton:

Die Kränkung, die Beleidigung, die Verletzung, die Erniedrigung beginnt schon mit dem Augenblick, wenn sie einen Menschen ansprechen, es für möglich halten, den Angesprochenen in einen Spitzel verwandeln zu können. Das sowjetische System, in das auch die DDR eingebunden war, gestattete eine Fortsetzung des Absolutismus.⁹

⁷ Jürgen Fuchs, Die mit dem dünnen Fell / Die mit den weichen Augen / Die mit dem derben Maul, in: Helga M. Novak, Grünheide, Grünheide. Gedichte 1955–1980, Darmstadt u. Neuwied 1983, S. 6.

⁸ Novak, Tragoballade, S. 82.

⁹ Novak, Im Schwanenhals, S. 328.

Dieses Denkbild ist bei Novak öfter anzutreffen. Die Täter-Opfer-Figur des StasiAgenten, in der die Rollen des Verfolgers und des Verfolgten unzertrennlich miteinander verflochten sind, hat ihre Analogien oder Spielarten auch in Werken anderer deutscher Schriftsteller (z.B. Günter Grass oder Hans Joachim Schädlich). Was aber bei Novak ganz greifbar in Erscheinung tritt, insbesondere im dritten Band der autobiografischen Trilogie, ist die Thematisierung der „Verfolgung“ nach der Demaskierung des Agenten: der öffentlichen Verachtung, Diffamierung und letztendlich des Ausschlusses aus der Gemeinschaft, der dem Täter-Opfer die letzte Chance auf Umkehr nimmt. Der Vernichtungsprozess des Individuums wird somit fortgesetzt. Denn die Macht der Stasi dringt in die intimste Sphäre des menschlichen Lebens ein und kann so schließlich noch nach dem Zusammenbruch des Systems fortwirken.

Besonders stark kommt dieser Gedanke bei Novak nach dem Fall der Mauer und der Öffnung der Stasi-Akten zum Ausdruck, als sie sich mit der Angst vor der gesellschaftlichen Ächtung und Stigmatisierung, aber auch vor der Unzuverlässigkeit der eigenen Erinnerungen, den unbewussten Verdrängungspraktiken und den Folgen des Bedürfnisses, die eigene Vergangenheit und Person zu idealisieren, intensiv auseinandersetzt. Helga M. Novaks Haltung gegenüber dem Problem der Infiltrierung der Gesellschaft durch die Geheimdienste unter Mitwirkung breiter Kreise der Bevölkerung (sie sagt im „Offenen Brief“: „Komplizen waren wir alle!“¹⁰) lässt sich als eine spezifische Viktimisierungsstrategie mittels einer Individualisierung der Täter und damit der Relativierung ihrer Schuld bezeichnen, da sie immer vor dem Hintergrund ihrer subjektiven Entscheidungen – Ängste, Erwartungen und Motive – betrachtet werden, was pauschale Verurteilungen unmöglich macht.

Von einer anderen Perspektive her als in der *Tragoballade* wird die Frage nach der Verstrickung des Individuums in die DDR-Diktatur in der Erzählung *Berenike ist weg*¹¹ (aus dem Prosaband *Aufenthalt in einem irren Haus* von 1971) aufgeworfen. Die Geschichte der Titelfigur ist eine vielstimmige Erzählung über das instabile Leben einer jungen Frau, die ihre emotionalen Defizite (wohl ein Ergebnis traumatischer Kriegserfahrung und einer Reihe von Fehlentscheidungen) durch verschiedene Ersatzhandlungen wie Flucht in Unterhaltungssucht, Alkoholkonsum, Verweigerung regulärer Erwerbstätigkeit und Vernachlässigung ihrer Mutterpflichten zu kompensieren sucht. Ihre psychische Unausgeglichenheit äußert sich u.a. im Streben nach der Befriedigung des fieberhaften Bedürfnisses, das eigene Leben im Gegensatz zur grauen Wirklichkeit des DDR-Alltags bunt auszugestalten und durch den Diebstahl von glänzenden Schmuckstücken und Dekorationen schöner zu machen. Durch dieses „flatterhafte Wesen“ (so wurde Helga M. Novak von einem der auf sie angesetzten GIs charakterisiert¹²) wird Berenike zu einer leichten Beute des Sicherheitsdienstes: Für ihr Delikt wird sie zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und unerwartet ein halbes Jahr vor Ende der Strafverbüßung entlassen. Für die Mutter der Hauptfigur, Clara, ist die Situation eindeutig:

¹⁰ Novak, Offener Brief, S. 329.

¹¹ Helga M. Novak, *Berenike ist weg*, in: dies., *Aufenthalt in einem irren Haus*, Neuwied u. Berlin 1971, S. 29–46.

¹² Novak, *Im Schwanenhals*, S. 43.

Also los, was haben sie von dir verlangt, hat Clara gesagt. Ich soll wieder regelmäßig in den Korso-Keller gehen, hat Berenike gesagt, und ein paar Leute beobachten. Sie haben mir extra Fotos mitgegeben. Ah, du sollst schnüffeln, hat Clara gesagt, jetzt verstehe ich. Clara läuft rot an und traktiert Berenike mit Backpfeifen. Sie schreit: du bist wohl von allen guten Geistern verlassen, du dämliches Stück. Herrgottnochmal, das habe ich gehaut, daß sie dich verscherbeln wollen. Umsonst lassen sie dich nicht laufen, umsonst schenken sie dir das halbe Jahr nicht, und Bewährung ist immer noch Leinenzwang. Damit Du es weißt, du kannst dich jetzt überhaupt nicht mehr öffentlich verteidigen, wenn du mal was angestellt hast. Egal, was ich unterschrieben habe, sagt Berenike, wenn mir einer was in die Schuhe schieben will, dann packe ich aus. Bevor du nur den Mund aufmachst, sagt Clara, sind dir schon die Hammelaugen rausgefallen. Aber weißt was, sagt Berenike, sie haben mir sogar einen Decknamen gegeben. Ich soll mich am Telefon immer mit *Anneliese* melden. Ausgerechnet Anneliese, sagt Clara, und beide müssen lachen.¹³

Die erzwungene Unterschrift unter der Verpflichtungserklärung für die Stasi als Pfand für die vorzeitige Entlassung aus dem Gefängnis eröffnet paradoxerweise nicht den Weg in die Freiheit, sondern ganz im Gegenteil: Sie bedeutet das Abrutschen in die endgültige Abhängigkeit von den Plänen, Zielen und Launen der Stasi-Beamten. Erst jetzt ist Berenike in einer Falle: als potentielle Täterin, auf jeden Fall als Komplizin, und zugleich als Sklavin des Systems, als sein Opfer. Erst jetzt können die Geheimdienste über ihr Leben beliebig entscheiden. Sie kann mit der Rückkehr ins Gefängnis bestraft werden, mit der Wegnahme ihrer Kinder und deren Freigabe zur Adoption, was in der erzählten Geschichte auch passiert, oder einfach spurlos unter ungeklärten Umständen verschwinden. Und Berenike ist eines Tages weg. Ihre Existenz kann ausschließlich aufgrund der Erinnerungen und Aussagen anderer Figuren beglaubigt werden, denn nur diejenigen, die sie gekannt haben, glauben (noch) daran, dass es Berenike tatsächlich gegeben hat. Die polyphone Konstruktion von Berenikes Bild, das erst aus den Äußerungen der übrigen Gestalten evoziert wird, erhält mit jeder weiteren Aussage eine neue Facette. Zum Beispiel wird der mysteriöse Selbstmord des psychisch labilen Ehemannes von Berenike, für den die leichtlebige Ehefrau von der Umgebung verantwortlich gemacht wird, im Laufe des Erzählens immer stärker in Frage gestellt, da aus den einzelnen Erinnerungssplintern, Gedankenketten und Gesprächsfragmenten eine andere Version der Ereignisse hervortritt. Sie suggerieren, dass es sich nicht um Freitod, sondern um einen perfiden Mord handelt, hinter dem die Stasi steckt.

Das plötzliche Verschwinden Berenikes erscheint damit in einem völlig anderen Licht als am Anfang der Geschichte, in der sie nur als oberflächlich, unvernünftig und unzuverlässig dargestellt wird. Vor dem Hintergrund der schleierhaften Todesumstände des Ehemannes erhält die Abwesenheit Berenikes eine neue Dimension. Ist sie verschwunden, oder hat man sie verschwinden lassen? Und wo ist sie nun? Wieder im Gefängnis? In der psychiatrischen Klinik? Im Arbeitslager? Verschleppt? Ermordet? Oder ist sie möglicherweise untergetaucht und damit ihren Verfolgern von der Stasi entkommen? Diese Fragen bleiben unbeantwortet, und der Leser muss selbst aufgrund der unterschiedlichen Versionen der Ereignisse, die von verschiedenen Gestalten erzählt werden, entscheiden, was der Hauptfigur der Geschichte geschehen sein könnte. Aus den sich nicht selten widersprechenden Erinnerungen, Mutmaßungen und Spekulationen lässt sich allerdings kein sinnvolles Bild zusammensetzen, das alle

¹³ Novak, Berenike, S. 43–44.

Zweifel und Ungereimtheiten aufheben würde. Ganz im Gegenteil: Aus den Äußerungen der Anderen lassen sich unterschiedliche, ja konträre Geschichten konstruieren, die den Leser mit allen Unklarheiten und Fragen allein zurücklassen. Die einzige Tatsache, die unbestritten bleibt, ist das Verschwinden von Berenike.

Das plötzliche Verschwinden von Menschen und der vollständige Mangel an Informationen über das Schicksal der Vermissten bilden die Thematik der Erzählung *Joseph in der Grube*.¹⁴ Diesmal handelt es sich um die Geschichte eines jungen, überdurchschnittlich talentierten Dichters, der in seiner selbstsicheren und provozierenden Art die kommunistischen Machthaber verrückt macht und damit ihre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Eines Tages verschwindet er wie Berenike, und sein Aufenthaltsort kann von der Ich-Erzählerin (Ellen Potkowski) nicht ermittelt werden. Aus dem polyphonen Bild Joschas, das durch Erinnerungen, Gerüchte, Meinungen und Vermutungen der anderen Figuren heraufbeschworen wird (eine narrative Strategie wie in der Erzählung *Berenike ist weg*), kann auch hier keine logische und zusammenhängende Geschichte aufgebaut werden, denn die Äußerungen der Anderen sind oft unzuverlässig, ja absichtlich falsch. Die bewusste Irreführung der Freunde und Bekannten Joschas ist eine der Zersetzungsmethoden, die die Stasi anwendete, um das anvisierte Objekt unter gesellschaftlichen Druck zu setzen, indem sie z.B. den Ruf des Opfers ruinierte. Gleich auf der ersten Seite heißt es über Joscha:

Joscha ist verhaftet worden, hat sie gesagt, wegen Sittlichkeitsvergehen. [...] Er hat Minderjährige verführt, hat sie gesagt, darunter seinen Bruder. [...] War das alles? habe ich gesagt. Nein, hat sie gesagt, er hat sich seinen Lebensunterhalt auch als Zuhälter verdient. Nanu, er ist doch Lektor, habe ich gesagt, und lebt von Übersetzungen. Ach wo, hat sie gesagt, er hatte fünf Puppen laufen, die sind für ihn anschaffen gegangen.¹⁵

Die Verunglimpfung ist allerdings nur ein Vorspiel, das eine ganze Reihe von Repressalien seitens der Stasi eröffnet. Ihr folgen Verhaftung, Zwangsarbeit, Gefängnis mit Einzelzelle und die Einweisung in die psychiatrische Klinik nach einem Selbstmordversuch, den Joscha unternimmt, um der Zwangseinberufung in die Volksarmee zu entkommen. Der Leser erfährt noch von den Verfolgungen der Eltern (dem Selbstmord der Mutter, der aber alle Anzeichen einer Mordtat aufweist; der Flucht des Vaters, der ‚drüben‘ verschollen ist), von der Einweisung der verwaisten Kinder ins Heim, dem Abiturverbot für die Titelfigur etc.. Für den genialen Dichter gibt es keinen Platz in einer reglementierten Gesellschaft, deren autoritäre Ordnung er ständig unterminiert, weil seine natürliche Gabe auf Menschen anziehend, ja nahezu verführerisch wirkt. Wie der biblische Joseph in der Wüste, der dem Neid der Brüder auf seine visionären Träume und sein anmutiges Wesen nicht entkommt, landet auch der novaksche Joseph „in der Grube“. Der Neid wird auch ihm zum Schicksal – seine Gedichte bezaubern, seine liebenswerte Art und sein spontanes Engagement wirken ansteckend, sein Charisma wird ihm zum Fluch.

¹⁴ Helga M. Novak, *Joseph in der Grube*, in: dies., *Aufenthalt in einem irren Haus*, S. 173–193. Diese Erzählung wurde durch Erfahrungen des Dichters Andreas Reimann, eines Freundes Novaks, angeregt.

¹⁵ Novak, *Joseph*, S. 173.

In dem früheren Bändchen *Geselliges Beisammensein* (1968) ist eine Kurzerzählung in Monologform unter dem Titel *Schlager & Co.*¹⁶ zu finden, in der das Thema der Anwerbung der GIs durch die Stasi und der vergeblichen Hoffnung auf die Möglichkeit, mit dem Gewaltapparat zu kooperieren, ohne sich und anderen zu schaden, also ohne „sich die Finger schmutzig zu machen“¹⁷, im Zentrum steht. Eine junge Arbeiterin wird von zwei „grauen Herren“ besucht, die sie zur Bespitzelung der Arbeitskollegen animieren wollen, da sie über ein besonders Talent verfügt: Sie kann „Schlager popularisieren“ und besitzt gute Kontakte zu vielen Gruppen, darüber hinaus kann sie – wie die grauen Herren behaupten – schnell unterscheiden lernen, wer im Chor „nicht mitsingen“¹⁸ will. Sie soll also auf ihre Kollegen am Arbeitsplatz angesetzt werden. Angst vor dem Verlust der Arbeitsstelle, der ihr zugewiesenen Wohnung und noch mehr vor der Anschuldigung, Maschinen in der Produktion beschädigt oder die Fabrik bestohlen zu haben, obwohl sie doch nichts dergleichen getan hat, bewegen sie – nach anfänglichem Zögern – zur Annahme des Angebots. Sie stellt sich vor, wie sie ihre neue Rolle meistert, ohne den Mitmenschen Schaden zuzufügen, zeitgleich schmiedet sie aber Pläne zum Aufbau einer schnellen Karriere in der „Firma“. Nach dem Entschluss, auf den Vorschlag der Stasi-Beamten einzugehen, meldet sie sich mit einem ausgefüllten Personalbogen zu einer Unterredung. Es stellt sich aber heraus, dass das Formular leer geblieben ist und dass sie selbst zum Objekt der Observation durch den Geheimdienst wird. Die beiden grauen Herren sollen ihr helfen, ihr Gedächtnis aufzufrischen. Der innere Monolog, auf den Helga M. Novak in dieser Erzählung zurückgreift, ermöglicht es, den Prozess der Akzeptanz des Bösen, d.h. die Mechanismen der Anwerbung, also die Versuchung, Einschüchterung, Korruption und Aufwertung des potentiellen Spitzels, durch die Bewusstseinsströme der Hauptfigur zu beleuchten. Der Wechsel der Rollen geschieht unter diesen Umständen blitzschnell: Wer bereit ist, dem Bösen gegenüber Konzessionen zu machen, wird bald selbst zu dessen Opfer. Der Jäger wird zum Gejagten, der Täter zum Opfer. Im System DDR sind die Trennlinien zwischen Verfolgern und Verfolgten fließend.

Dieser Thematik bleibt Novak auch in ihren autobiografischen Romanen treu, obwohl diese die ersten zwei Bände *Die Eisheiligen* und *Vogel federlos*¹⁹ eher leitmotivisch durchzieht und nicht den Mittelpunkt der Narration ausmacht. Erst der dritte Teil der Romantrilogie *Im Schwanenhals* rückt die eigene Erfahrung mit der Stasi in den Vordergrund des Erzählten. Doch der Veröffentlichung dieses Buches ging zwei Jahrzehnte vorher noch der im *Spiegel* publizierte „Offene Brief an Wolf Biermann, Sarah Kirsch und Jürgen Fuchs“ voraus, der Helga M. Novak in die Wirren der öffentlichen Debatte über die Rolle der Schriftsteller in der DDR und ihren Opportunismus bzw. ihre Unterstützung des Systems schlagartig hineingezogen hatte.

Im Roman *Im Schwanenhals* erzählt Novak ausgiebig über ihre Beweggründe für die Veröffentlichung des „Offenen Briefes“. An einer Stelle heißt es:

¹⁶ Helga M. Novak, *Schlager & Co.*, in: dies., *Geselliges Beisammensein*. Prosa, Neuwied u. Berlin 1968, S. 89–101.

¹⁷ Novak, *Schlager*, S. 97.

¹⁸ Ebd., S. 94.

¹⁹ Helga M. Novak, *Die Eisheiligen*, Darmstadt 1979; dies., *Vogel federlos*, Darmstadt 1982.

Ich dachte, indem ich mich auslieferere, könnte ich einer Jagd Einhalt gebieten, bevor sie noch richtig losgestürmt ist. Vielleicht würde mein Eingeständnis, einmal Teil des Systems gewesen zu sein, andere zum Nachdenken anregen. Sollten sie doch daraufkommen, dass man nicht einfach jemanden beschuldigen kann, ohne sogleich Beweise mitzuliefern. Ich dachte, wenn solche Hatz losgeht, dann bricht Schreckliches über uns herein. Mein eisgekühltes Bekenntnis sollte andere ermutigen, ihre „Wahrheit“ zu sagen.²⁰

In dieser Äußerung werden mehrere Motive deutlich. Erstens die Überzeugung Novaks, dass viele der DDR-Schriftsteller den Mechanismus des kommunistischen Staates fleißig mit vorangetrieben hatten, selbst seine Rädchen waren und damit für sein Wirken mitverantwortlich sind, und zwar ungeachtet dessen, ob, wann und wie sie dann zu seinen Opfern wurden.

Der zweite Grund, den Novak in der zitierten Passage nennt, ist die Furcht vor der gesellschaftlichen Ächtung der Künstler, die ihrer Mitarbeit mit der Stasi überführt wurden, also vor einer allgemeinen Hetze gegen Intellektuelle, die Zugeständnisse an den DDR-Staat gemacht hatten, seinem Druck erlegen waren und ihre Argumente für diese Entscheidung („ihre Wahrheit“) nicht in der Öffentlichkeit darstellen können. Es ist eben jenes Thema, das Novak schon sehr früh, in der – freilich unter vollkommen anderen politischen Bedingungen verfassten – *Tragoballade vom Spitzel Winfried Schütze*, literarisch behandelte. Die einmal gestellten Fragen kehren nun unter anderen Umständen zurück: Wie wird man zum Denunzianten? Was bewegt einen Menschen dazu? Gibt man dem Zuträger eine Chance, die eigene Geschichte zu erzählen, oder verurteilt man ihn im Voraus? Haben die anderen, „die Makellosen, die Gerechtsamen, die über jeden Zweifel Erhabenen, die moralisch Überlegenen“²¹, das Recht, sich „auf den Richterstuhl zu setzen“²², „auszumisten und anzuprangern“²³? Wer übernimmt die Verantwortung, wenn die gesellschaftliche Schmähung des Denunzianten diesen schließlich in den Tod treibt? Oder braucht man keine Verantwortung zu übernehmen, weil dies die gerechte Strafe für den Verrat ist? Hat man auch handfeste Beweise für die Schuld des Entlarvten? Helga M. Novak stellt Fragen über Fragen, sucht nach Antworten und ruft zur Besinnung und differenzierten Betrachtung der Schuldproblematik auf. Wie in den vorangegangenen Ausführungen dargestellt, diagnostizierte sie die Schuld nicht vorrangig beim Individuum, sondern bei dem menschenverachtenden System, das die Bürger/innen instrumentalisiert und zu seinen Zwecken ausgebeutet hatte. Deshalb auch ihre Überzeugung, dass die DDR-Intellektuellen, insbesondere die Schriftsteller/innen, alle Aspekte in der Stasi-Debatte berücksichtigen sollten: „Dieses Thema sollten wir nicht mit göttlichem Zorn, sondern mit Differenzierung und Verständnis anpacken.“²⁴

Mit ihrem „Offenen Brief“ wollte sie die Stasi-Debatte also nicht auf die Schuld des Einzelnen richten, sondern sich auf die Funktionsmechanismen der DDR-Diktatur konzentrieren und erst vor diesem Hintergrund nach den Einzelschicksalen sowie der individuellen „Wahrheit“ fragen. Daher skizziert sie auch ihre eigene Situation als ein gängiges Handlungsmuster,

²⁰ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 323–324.

²¹ Ebd., S. 326.

²² Novak, *Offener Brief*, S. 329.

²³ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 326.

²⁴ Ebd., S. 323.

das veranschaulicht, weshalb so viele DDR-Bürger ihre Zustimmung für die Zusammenarbeit mit der Stasi gaben:

Wenn schon, denn schon – ich war auch mal ein Spitzel! Die ‚Einsamkeit der weißen Weste‘ passt mir also nicht. Seit Posen/Ungarn (56) war ich dagegen. Nicht gegen den Kommunismus, aber gegen die asiatische Despotie. Ohne Herkunft, Studentin vor dem Staatsexamen, liiert mit einem isländischen Studenten – war ich erpreßbar. Und ich unterschrieb – September 57. Ich wollte nämlich nicht, wie Erich Loest, sieben Jahre in Bautzen sitzen, wo mir, da ich keine Familie, gar keine Blutsverwandten hatte, niemand auch nur eine Schachtel Zigaretten gebracht hätte.²⁵

Und obwohl Helga M. Novak keinen Bericht über die Objekte der ihr aufgetragenen Observation lieferte, da sie keins davon für die Stasi bespitzelte, keinen denunzierte, niemandem schadete und bald danach als Republikflüchtige die DDR verließ, empfand sie doch ihr Leben lang die Scham über die eigene Schwäche, Angst und Unfähigkeit, dem Bösen zu widerstehen, ebenso aber auch Scham für den Staat, der sie zur Denunziantin machen wollte. Sie fügte sich, wie die Anderen sich fügten, um ihre persönlichen Ziele verfolgen zu können, um in Ruhe gelassen zu werden, aus Angst vor dem Gefängnis oder dem Ausschluss aus der Gesellschaft, um unbehelligt von den Machenschaften und Spielen der Geheimdienste zu leben. Aber, wie Novak in ihrem „Offenen Brief“ schreibt, „die Scham beißt ein Leben lang“ und „sie ist auch eine energische Lehrerin.“²⁶ Scham und Schmerz prägen ihre Existenz so maßgeblich und radikal, dass sie niemals mehr und nirgendwo heimisch werden kann, und diese Entwurzelung macht sie für ihr ganzes Leben faktisch und metaphorisch heimatlos.

Ein weiteres Problem, mit welchem Novak sich in ihrem autobiografischen Roman auseinandersetzt, betrifft die Sascha Anderson-Affäre und Biermanns Büchnerpreisrede von 1991.²⁷ Sie übt eine starke Kritik an der Methode der Enthüllung, also vor allem am medialen Spektakel und der „selbstgerechten Art des Urteilens“²⁸, von der sie sich entschlossen distanziert. Ein Umstand stimmt sie besonders nachdenklich und empört sie zugleich:

Seit Jahren und immer wieder denke ich, wie Sascha Anderson seiner Spitzeldienste überführt wurde. Die Art und Weise dieser Entlarvung verursachte mir tiefen Schmerz, denn zu jener Zeit standen unsere Stasiakten noch nicht für die Einsichtnahme zur Verfügung. Woher wusste derjenige, der Anderson einer Schande preisgab, woher wusste es der Ankläger, dass Anderson der Stasi diente?²⁹

Dass nach dem Fall des Kommunismus neue privilegierte Klassen entstanden und die Mächtigen wieder neue Herrschaftsbeziehungen schufen, machte sie wütend. So heißt es vorwurfsvoll und bitter: „Also Herrschaftswissen – wie immer! Hatten oppositionelle Freunde etwa schon zu DDR-Zeiten profitiert von ihren Kontakten zur Nomenklatura?“³⁰ Die Bevorzugung

²⁵ Novak, Offener Brief, S. 329.

²⁶ Ebd.

²⁷ Frank Thomas Grub, ‚Wende‘ und ‚Einheit‘ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Untersuchungen, Berlin u.a. 2003, Bd. 1, S. 224 f.; vgl. dazu auch Peter Böhlig und Klaus Michael (Hg.), Machtspiele. Literatur und Staatssicherheit im Fokus Prenzlauer Berg, Leipzig 1993.

²⁸ Novak, Im Schwanenhals, S. 325.

²⁹ Ebd., S. 322.

³⁰ Ebd., S. 323.

der Einen und Herabsetzung der Anderen, ohne den letzteren eine Chance auf die Darstellung „ihrer Wahrheit“ zu geben, bedeutete für sie einen neuen Machtmissbrauch, der letztendlich zu einer „Jagd gegen Intellektuelle aller Art“³¹ führen musste. Auch dies war – drittens – einer der Gründe, den „Offenen Brief“ zu publizieren: die Befürchtung, einmal selbst ein Objekt dieser Hatz zu werden.³² Unverhohlen schreibt Novak von ihrer Angst, ja beinahe Panik, als die Demaskierungswelle der Stasispitzel nach 1991 losbricht. Sie fürchtet, öffentlich diffamiert zu werden, ohne die Chance zu erhalten, die eigene Version der vergangenen Ereignisse zu erzählen. Die von ihr unterschriebene Zustimmung für die Zusammenarbeit mit der Stasi liegt ja im Stasi-Archiv vor, ebenso wie das unterzeichnete Schweigegelübde. Und diese von Novak abgelehnte „Jagd“, wie sie die Entlarvung der Stasiagenten unter den Schriftstellern despektierlich bezeichnet, wird ausgerechnet von ihren ehemaligen Mitstreitern angeführt, mit denen sie einen Freundeskreis um Robert Havemann gebildet hatte – von Wolf Biermann und Jürgen Fuchs. Das musste zusätzlich schmerzen.

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Verstrickung in den Machtapparat der Stasi und mit der Stasi-Angst ist ein wichtiges Thema im letzten Teil der Romanreihe. Schon die Metaphorik des Titels (*Im Schwanenhals*) weist eindeutig darauf hin, dass Novak keine Zweifel hat: Jede Berührung mit der Stasi, jede Konzession, jedes Augenzudrücken bedeuten einen Schritt in die Falle, aus der es kein leichtes Entkommen gibt. Die Metapher der Falle, des Tellereisens, ist deutlich: Es schnappt zu und lässt nicht mehr los; um sich zu befreien, muss das Tier sich das Bein abbeißen. Eine Befreiung ist also nur unter größten, sich selbst zugefügten Schmerzen möglich. Das Opfer kann aber auch an den Folgen der schweren Verletzung sterben. Nicht anders geht es einem Menschen in der Stasi-Falle: Er kann niemals unbeschadet davonkommen.

Helga M. Novak zeichnet detailliert die Umstände nach, die in ihrem Fall zur Anwerbung durch die Stasi führten. Erst nach der Einsicht der Stasi-Akten wird ihr klar, wie perfide und peinlich genau der Plan dazu ausgeheckt wurde. Novak erschien dem Geheimdienst schon wegen ihrer Kontakte zu den isländischen Studierenden in der DDR als interessant und wegen ihrer familiären Situation sowie ihres kommunistischen Engagements als für die Stasi nahezu perfekt geeignet. Jede Einzelheit aus ihrem Leben, auch die unbedeutendste Episode, konnte ihr zum Verhängnis werden. Und so erweist sich ihr Rauswurf aus dem Studentenwohnheim mitten in der Prüfungszeit nicht eigentlich als Strafe für die Missachtung der Hausordnung, sondern eben als der erste Schritt, um die angehende Schriftstellerin in eine Falle zu locken: Obdachlos geworden, bekommt sie durch einen „Glücksfall“ ein neues Zimmer vermittelt, das sich später als Observationslokal der Stasi entpuppt. Das Fangeisen ist gestellt.

Als sie dann kurz vor dem Staatsexamen in einen abseits gelegenen Raum in der Universität bestellt wird, in dem die „grauen Herren“ auf sie warten, weiß sie schon, dass sie in der Falle sitzt:

Seitdem der Zettel auf dem Tisch meiner Beglaubigung harrte, hatte ich keine Sekunde lang erwogen, die Abmachung zu verweigern. Ich saß da, abgeschnitten, eingeschlossen in einem Raum, den kaum einer kannte, wo niemand mich suchen würde und verfolgte nur noch das Ziel, die Zusammenkunft

³¹ Ebd.

³² Ebd., S. 326.

zu beenden und heil aus dem Sonderzimmer raus und an die frische Luft zu kommen. Ich gäbe auch zu, dass die Erde eckig ist, wenn ich dafür schneller die Türklinke erreicht hätte.³³

Die Flucht als die einzige Überlebenschance wird seitdem zu Novaks Lebensstrategie, die sich allerdings nicht selten als Illusion erweist, da sie keine Probleme löst, dafür aber neue bereitet. Ihre Geringschätzung der Unterschrift unter der Verpflichtungserklärung (und später unter der Schweigeverpflichtung) und ihre Naivität rechtfertigt die Autorin mit den wiederholten Unterschriftensammlungen in der DDR, in denen Unterstützung für von oben angeordnete staatliche Aktionen eingefordert wurde. Aber gerade diese zwei Unterschriften machen sie zur Sklavin des Systems:

Endlich kam ich raus. Danach war ich nicht mehr dieselbe. Außerdem hatte ich gerade diese Signatur unterschätzt, denn ich ahnte nicht, dass sie vom Staatssicherheitsdienst als Freibrief behandelt werden würde, um mich in eine Art Leibeigenschaft zu überführen. Ein Leben lang.³⁴

Das Gefühl der totalen Vereinsamung und die Angst vor Repressalien durchziehen Novaks Erzählung über die systematische Zerstörung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der individuellen Lebenswelt, die von den Staatsorganen der DDR zu wirksamen Disziplinierungsmaßnahmen der Gesellschaft instrumentalisiert wurden. Ein Individuum ohne Beistand, ohne Solidarität von seinen Mitmenschen, einsam und eingeschüchtert, ist eine leichte Beute, ein schnell manipuliertes Objekt, das man sich mühelos gefügig und dienstwillig macht. Vor allem die Erfahrung des Ausgeliefertseins und der Verlassenheit macht die Konfrontation mit den Stasi-Offizieren unerträglich, ebenso wie die Situation der öffentlichen Anprangerung bei der FDJ-Versammlung, infolge derer Helga M. Novak exmatrikuliert und zwangsweise „in die Produktion“ geschickt wurde. In Bewusstseinsströmen versucht die Schriftstellerin ihre vergangenen Erlebnisse zu (re)konstruieren, die vor allem das Gefühl der Angst, Einsamkeit und Verzweiflung zum Ausdruck bringen: „ – ich bin allein, dachte ich, keine Familie, kein Rückhalt, kein Schutz, für mich macht keiner einen Finger krumm. [...] mich besucht ja keiner, denke ich, wenn ich sitze“³⁵. Die Angst begleitet das erzählte Ich in jeder Konfrontation mit den Staatsorganen der DDR, sie lähmt und entmündigt. Erst nach der Rückkehr aus Island, als die Hoffnung auf eine journalistische Karriere und ein erfülltes Leben in der DDR gänzlich geschwunden war, ist die Angst überwunden. Über einen erneuten Versuch, sie als GI anzuwerben, schreibt Novak:

Warum hatte ich keine Angst mehr von ihnen? Ich arbeitete hier zur Strafe, tiefer konnte man in ihren Augen nicht sinken, als ungelernete Arbeiterin zu sein. Was konnten sie mir noch tun, wie mich zwingen? Zu was zwingen? Gar nichts konnten sie mir noch tun, dachte ich und gewann meine Sicherheit zurück.³⁶

In Novaks Erinnerungswelt ist diese Szene von symbolischer Bedeutung, da die Überwindung der Angst als ein Weg in die Freiheit gedeutet wird. Wenn man nichts hat und nichts

³³ Ebd., S. 102.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd., S. 110.

³⁶ Ebd., S. 193.

will, kann man nicht mehr erpresst werden, lautet Novaks Schlussfolgerung. Allerdings mag dieses Bekenntnis verwundern, da die Schriftstellerin zu jener Zeit eine alleinstehende Mutter war, ohne finanziellen Rückhalt, ohne Unterkunft, ohne ein gelerntes Fach, was sie doch in einem noch größeren Grad erpressbar machen musste. Man hätte sie leicht unter Druck setzen können, z.B. mit der Wegnahme ihres Kindes und dessen Einweisung in ein Kinderheim drohen, was sie in der oben besprochenen Erzählung *Berenike ist weg* thematisierte. Geschweige denn, dass die Stasi sie einfach unter einem beliebigen Vorwand verhaften und zu einer Gefängnisstrafe verurteilen oder aber hätte töten können.

Die Geschichte, die uns Helga M. Novak als ihr Leben erzählt, ist „ihre Wahrheit“, ihre Version des Vergangenen. Die Montagetechnik, d.h. die Aneinanderreihung von authentischen Dokumenten (Auszügen aus den Stasi-Akten, Urkunden etc.), von Briefen, Zeitungsausschnitten und anderem historischen Material aus jener Zeit, hat die Funktion, ihre Aussagen und damit die von ihr gezeichnete Existenz zu beglaubigen, ihr den Charakter des Faktischen zu verleihen. Dennoch arbeitet sie mit literarischen Mitteln (wenngleich in einem unvergleichbar geringeren Maße als in den beiden vorangegangenen Bänden), ihre Erinnerungen werden selektiert, poetisiert und modelliert. Sie erzählt uns „ihre Wahrheit“ aus einer doppelten Perspektive: als ein Mensch, der seine Entscheidungen dem Lesepublikum plausibel machen will, und zugleich als Dichterin, die ihr eigenes Leben als literarischen Stoff behandelt und zum Gegenstand poetischer Darstellung erhebt. Die (Re)Konstruktion des Vergangenen liefert ihr Anlass zu einer Exploration des eigenen Gedächtnisses, der erinnerten Gefühle und Emotionen, die beim erzählenden Ich durch die literarische Beschäftigung mit der eigenen Lebensgeschichte erwachen und u.a. an die Stasi-Debatte anschließen:

Ich prüfe mich, zerlege mich, nehme mich auseinander. Nirgends in mir kann ich Rachegefühle dingfest machen, nicht gegen die kleinen erpressten, gezwungenen, verdrückten Spitzel, auch nicht gegen diejenigen, die sich ungebeten der Stasi angedient haben. [...] Wer kennt schon alle Beweggründe.³⁷

Helga M. Novak erzählte ihre Beweggründe, „ihre Wahrheit“, und sie tat es in einem Wettlauf mit der Zeit. Dem letzten Band der autobiografischen Trilogie fehlen das Lyrische der früheren Bände, der lapidare Stil, die überraschenden Pointen und witzigen bzw. verblüffenden Vergleiche, die so geschätzte Raffinesse des Ausdrucks. Denn dieses Buch ist ein besonderes Buch – ihr Lebensbuch.

³⁷ Ebd., S. 327.

Gdańsk 2017, Nr. 36

Roland Berbig

(Humboldt-Universität zu Berlin)

Grünheide, Grünheide. Helga M. Novak und Robert Havemann

Helga M. Novak kehrt im Herbst 1965 für einige Monate aus Island nach Berlin zurück und begegnet Robert Havemann, der im Laufe des Jahres 1964 aufgrund seiner politischen Reden über Freiheit und Kommunismus seinen Lehrstuhl verloren hatte. Emotional, politisch wie literarisch ist es eine wichtige Begegnung, die vielfach Spuren in den jeweiligen Werken und in der Öffentlichkeit hinterließ.

Schlüsselwörter: Helga M. Novak, Robert Havemann, *Im Schwanenhals*, *Grünheide Grünheide*, *Dialektik ohne Dogma*, *Der Spiegel* 1964, Humboldt-Universität zu Berlin

Grünheide, Grünheide. Helga M. Novak und Robert Havemann. In the autumn of 1965, Helga M. Novak returned from Iceland to Berlin for a few months and met Robert Havemann, who had just lost his chair in 1964 due to his political speeches on freedom and communism. It was an important meeting – emotional, political as well as literary one and it left many traces in their works and in the public.

Keywords: Helga M. Novak, Robert Havemann, *Im Schwanenhals*, *Grünheide Grünheide*, *Dialektik ohne Dogma*, *Der Spiegel* 1964, Humboldt University of Berlin

1

Als Novak das berühmte Gruppenfoto von Roger Melis, das sie mit Robert Havemann in Wolf Biermanns Wohnung zeigt, in ihrem Erinnerungsbuch *Im Schwanenhals* wägt, nennt sie nicht nur die Personen, sondern fixiert mit *Naturwissenschaft und Weltanschauung* den geistigen Raum, in den sie getreten waren, der sie, vielleicht, verband. Es war der Untertitel von Havemanns *Dialektik ohne Dogma*, das Juni 1964 in der von Fritz J. Raddatz herausgegebenen Reihe *rororo aktuell* erschienen war. Der Umschlag auf dem Taschenbuch zeigte den 53-jährigen Robert Havemann, der, unter dem NS-Regime zum Tode verurteilt, in der DDR eine politische und eine Universitätskarriere gemacht hatte, als Vortragenden und verwies damit auf die Textgattung des Drucks: Vorlesungen. Ein Vorwort, im Band als Faksimile des maschinenschriftlichen und eigenhändig unterzeichneten Schreibens vom Autor, gibt genauere Auskunft. Es handele sich um die Vorlesung „Naturwissenschaftliche Aspekte philosophischer Probleme“, die der Verfasser „im Herbst/Winter-Semester 1963/64 an der Humboldt-Universität zu Berlin für Hörer aller Fakultäten gehalten, und zwar in freier Rede unter Zuhilfenahme einiger vorbereiteter Notizen.“ Als Novak, weit weg von diesem universitären Ort im isländischen Laugarvatn, etwa 80 Kilometer nördlich von Reykjavík, das Büchlein in die Hand bekam, musste sie sich nicht sorgen, einen gänzlich anderen Text als die Zuhörerschaft zu lesen. Havemann hatte sich entschlossen,

den „unbearbeitete[n] Originaltext“¹ drucken zu lassen. Es kursierten, schrieb er im Vorwort, viele entstellende und fehlerhafte Auszüge, so dass ihm an der Dokumentation des tatsächlich Vorgetragenen liege. Konzeptionell rahmte er das Vorwort einerseits mit dem Bekenntnis, es sei „ein kommunistisches Buch“, und andererseits mit der Adressierung, sich an „Menschen jedweden Glaubens und jedweder politischer Richtung“ zu wenden. Es lud ein zu Kritik, Widerspruch und Zweifel – am Alten wie am Neuen. Helga M. Novak und ihr isländischer Gefährte lasen das Buch, ja sie buchstabierten seinen Inhalt gleichsam Zeile für Zeile durch. „Mitten im Winter“ zwischen „weißbeladenen Kiefern“ und dem „teilweise gefrorenen stäubenden See [...] packten uns Sätze aus der DDR.“² Das Signal war ein doppeltes: Havemanns Kapitalismus-Kritik der Warenwirtschaft, seine Apotheose der Freiheit „über alle Schätze der Welt“, die den Sozialismus als Zwischenstadium und den Kommunismus als zu erstrebende Utopie des Unerreichbaren begriffen, markierten die eigenen Denkbilder – und dass diese Denkbilder aus der DDR herüber spiegelten in einer verständigen wie verständlichen Sprache, nicht im Fachjargon, konnte nur bedeuten, dass „dort etwas [geschah], was ich miterleben wollte.“ Der bereits gehegte und gepflegte Gedanke, in die DDR, deren Staatsbürgerin Novak ja noch war, zurückzukehren und sich dort „von der Existenz des Literaturinstituts Johannes R. Becher in Leipzig“³ am eigenen Leibe einen Begriff zu verschaffen, erhielt den letzten Anstoß.

2

Havemann selbst war für Novak ein unbeschriebenes Blatt, ein Niemand, der aus dem Nichts auftauchte, das ihr die DDR zu werden drohte. Keine Ahnung hatte sie von den Vorgängen, über die *Der Spiegel* in seiner Ausgabe vom 18. März 1964 berichtet hatte: dass jener Professor nämlich seinen Lehrstuhl eingebüßt hatte, als im Hamburger SPD-Blatt *Echo am Abend* ein journalistisch aufbereitetes Gespräch mit ihm erschienen war, das seine sozialpolitischen und philosophischen Überlegungen kolportiert hatte. Den DDR-Bürgern müsse mehr Freiheit als denen in westlichen Ländern gewährt werden, und das, was er, Havemann, hier vortrage, sei unter den Kommunisten im In- und Ausland weitgehend Konsens.⁴ Damit nicht genug, war diesem Bericht O-Ton Havemann im nächsten *Spiegel*-Heft gefolgt – gedruckt wurden unter dem Titel „Das Denken entzieht sich dem Befehl“. Professor Havemann über Sozialismus und Freiheit“ pointiert bearbeitete Passagen aus den besagten Vorlesungen. Da wurde die „Information aller Mitglieder der Gesellschaft“ gefordert, da wurden Regime, die das Volk in Dummheit hielten, als reaktionär klassifiziert, da wurde gegen konfektionierte Menschen gewettert, die sich „behördlich genehmigten Ansichten unterwerfen“, und da wurde, neben der Sentenz, dass die Freiheit „für die Menschheit von fundamentaler Bedeutung“ sei, eine These aufgestellt, die nicht anders als ungeheuerlich genannt werden musste. Havemann hatte den Gegensatz zwischen Sozialismus und Kapitalismus relativiert und ihm

¹ Robert Havemann, *Dialektik ohne Dogma. Naturwissenschaften und Weltanschauung*, Reinbek b. Hamburg 1964, S. [5] (auch das vorangegangene Zitat). Das Vorwort ist auf den 11. April 1964 datiert.

² Helga M. Novak, *Im Schwanenhals*, Frankfurt am Main 2013, S. 281.

³ Ebd., S. 281–282.

⁴ Vgl. Wie Sokrates, in: *Der Spiegel* 12/1964 vom 18.3.1964, S. 33.

Gemeinsames, ja eine Einheit attestiert:

[...] dort eine Welt im Untergang und hier eine im Aufstieg. Nein, beide Teile dieser Welt beeinflussen einander – nicht nur durch Störung –, in gewissem Sinne bedürfen sie einander, sind voneinander historisch nicht nur abhängig, sondern ihre Entwicklung, ihre weitere Umwandlung ist ein einheitlicher Gesamtprozeß...⁵

Das war gewagt, und zwar ein Wagnis in jedem Sinne – ein Salto mortale über ideologischen Abgründen, ohne Netz und Seil. Havemann sprang und stürzte im freien Fall. Der Karl Marx „neue Ideen einverleiben“ wollte und die „schärfste Kampfansage an jede Form des Dogmatismus“⁶ verkündete, fiel in kräftigen Ruckzügen aus dem DDR-Sicherheits- und Sicherungssystem, das er für unzerreißbar gehalten hatte. Spätestens als sein Konterfei das 13. Heft des *Spiegel* 1964 mit dem Titel „SED und Freiheit“ zierte, formierte sich eine parteipolitische Gegenfront, der es nicht länger auf der Seele lag, in Havemann einen Verfolgten des Nazi-regimes zum Angriffsobjekt zu haben. Die Hand dieser Front lag auf allen entscheidenden Hebeln, er hätte es wissen müssen. Wusste er es?

Als Novak sich, in Decken gemummelt, auf Island an *Dialektik ohne Dogma?* delektierte, öffnete der *Spiegel* seine Spalten für Havemanns Feststellung, der Marxismus leide an Sklerose. Der Text basierte auf einem Gespräch mit Werner G. Knop, einem deutschstämmigen englischen Journalisten, der mit dem Vorurteil, in ein überdimensionales Konzentrationslager zu fahren, elf Wochen die DDR bereist hatte, überrascht vom dortigen Lebensstandard war und „Tendenzen der Auflockerung, ich möchte fast sagen Liberalisierung“⁷, registriert hatte. Knop hatte Havemanns Äußerungen zusammengeschnitten. Herausgekommen war für westliche Augen ein besänftigendes DDR-Bild, für östliche ein unverhohlen kritisches, das einen erst begonnenen Demokratisierungs- und Entstalinisierungsprozess und die deutsche Teilung als die größte Last beklagte:

Für die Dogmatiker auf dem Gebiete der marxistischen Theorie und Philosophie sind wir Revisionisten. Wir wollen dem Marxismus neue Ideen einverleiben, wir wollen uns mit den Ideen des Westens konfrontieren, wir wollen etwas, was den Dogmatikern als ganz verwerflich erscheint, wir wollen die *ideologische Koexistenz*. [...]“⁸

Von all dem wusste Novak nichts. Mit ihrem in einem isländischen Selbstverlag gedruckten Band *ostdeutsch* war sie im Herbst 1965 in Leipzig angekommen, wo sie ihr isländischer Freund Örn aus der Ferne über weitere Havemann-Konflikte aus dem *Spiegel* unterrichtete. Er fragte: „Sind die Leute interessant, die Du triffst? Ich meine Havemann und so?“⁹ Was antwortete Novak ihm und wann? Als Novaks Kommilitone Andreas Reimann „beiläufig“ fragte, „Willst du Havemann kennenlernen?“, bot er eine Tür an, die Novak gesucht hatte und ohne Bedenken öffnete. Wohin führte sie?

⁵ In: Der Spiegel 13/1964 vom 25.3.1964, S. 51.

⁶ In: Der Spiegel 51/1964 vom 16.12.1964, S. 47–48.

⁷ „Der Marxismus leidet an Sklerose“. DDR Professor Havemann über Deutschland und Kommunismus, in: Der Spiegel 51/1964 vom 16.12.1964, S. 37.

⁸ Ebd., S. 47.

⁹ Novak, Im Schwanenhals, S. 294.

3

Auf welchen Tag die erste Begegnung der beiden fiel, ist nicht bekannt. Verlässliche Quellen fehlen. Das früheste Zeugnis im Nachlass Novaks ist ein Telegramm von Havemann, datiert auf den 26. November 1965. Noch steht er in Lohn und Brot der Akademie der Wissenschaften, noch im familiären Kreis, doch schon auch mit „Helga“ auf dem Duzfuß. Am selben Tag erreicht ihn von Novak ein Brief mit Bild, auf den er sich „gestürzt habe“. Geschickt hat Novak auch ihren ersten im Luchterhand gerade veröffentlichten Gedicht-Band *Ballade von der reisenden Anna*. Sie will ins Gespräch kommen, die Gedichte sind nicht Vehikel, sondern Wort- und Gesprächsangebote. Der Band wird zum Faden, aus dem Havemann ein Netz knüpft:

[...] Ich habe auch schon verschiedenen Freunden daraus vorgelesen und heute hat mein Freund Wolf [Biermann – R. B.] mit Dir Bekanntschaft gemacht. Er sagte ohne Neid und ohne jede versteckte reservatio noch gar auf Widerrede hoffend, daß Du besser bist als er.¹⁰

Damit ist aus den beiden klangvollen Namen für Novak die Wirklichkeit geworden, die sie gewünscht hat: Robert Havemann und Wolf Biermann. Eine andere „DDR“ tritt in ihr Leben, und der Weg zu ihr führt zurück an die märkischen Orte, denen Novak Heimrecht in ihrer Seelenlandschaft zubilligt. Das ist merkwürdig, und wird merkwürdig bleiben bis zum Schluss. Just ein Tag vor dem Telegramm, am 25. November 1965 hatte der Vorsitzende des Staatsrats, Walter Ulbricht, Schriftstellerinnen und Schriftsteller zu sich geladen. Es war der Machtaufakt, allem Liberalisieren und Demokratisieren einen Riegel vorzuschieben.

Novak ist vor Ort, sie ist Augenzeuge und misst die Ereignisse mit ihrer Elle. An Örn in Island schreibt sie schon am 21. November 1965, in Leipzig werde „nur gerüstet und gehetzt“, Havemann aber habe sie „so auf Trab gebracht“, dass sie wieder optimistisch sei und „mehr als je zuvor gegen den Staatsapparat und den großen WU opponiere.“ Und sie schreibt auch: „Meine Gedichte gefallen ihm, und ich selber auch. Ja, wir lieben uns auch, sei mir nicht böse! Es ist eben so gekommen [...]“¹¹. In diesem Spätherbst 1965 liest Novak, wieder und fast schon wieder noch Literaturstudentin in Leipzig, von Havemann Zeilen wie diese, Er freue sich „sehr sehr, daß es Dich gibt und wir müssen unbedingt ganz bald und ganz oft zusammen kommen.“ Am liebsten „schon morgen“¹². Am 1. Dezember 1965 setzt Havemann gar ein Brieflein auf, dessen Stil deutlich wird, zitiert man die Satzanfänge: „ich wünsche [...] Ich freue mich, [...] Ich warte [...] Ich sitze hier [...] Ich wollte ich habe [...]“. So schreibt ein Liebender, der um keinen Preis „weh“ und um jeden Preis „wohl“¹³ tun möchte: auch und vor allem sich selbst. Es sind Liebesbriefe, sie zu zitieren über dies wenige hinaus ist indiskret. Havemann will begreifen, wer ihn hier in diesem Maße ergreift – und was. „Ich möchte sehr gerne lesen, was Du schreibst.“ Überhaupt, solche Leute wie „[w]ir müssen uns ganz mit Absicht nahe sein. Wir leben davon. [...]“ Er sei, schreibt Havemann, ihr zugefallen,

¹⁰ Robert Havemann an Helga M. Novak, 27. November 1965. DLA Marbach, A:Novak.

¹¹ Helga M. Novak an Örn, 21. November 1965. Zit. n. Novak, Im Schwanenhals, S. 305.

¹² Robert Havemann an Helga M. Novak, 27. November 1965. DLA Marbach, A:Novak.

¹³ Robert Havemann an Helga M. Novak, 30. November 1965 [*von fremder Hand fälschlicherweise*: 1.12.65]. DLA Marbach, A:Novak.

und: „Ich weiß nicht, wer Du bist.“¹⁴ Novak nimmt das ernst. Sie möchte wissen, welche Texte Havemann gelesen hat. Wir können, wie sie, nur mutmaßen: vielleicht *Unterm Maulbeerbaum*¹⁵, dieses große Kriegsnachkriegsunfriedensgedicht, oder *Meine Sprache* mit den Versen „[...] unsere Seufzer Flüche Schreie / [...] folgten mir / in die Freiheit eines Hinterhofs [...]“¹⁶. Oder ist schon *Mein Staat – Der heilige Martin* dabei gewesen, in dessen Gedankengang sich Havemanns politische Polemik spiegelt wie der Mond in einem der nächtlichen Seen in märkischer Landschaft?

[...]
 mein Staat gleicht dem heiligen Martin
 der seinen Mantel zerschlitzt
 was soll ich denn mit dem halben Lumpen
 dem einen Ärmel anfangen
 [...]
 mein Staat verlangt daß ich ihn heilige
 und drückt sich beiseite
 um den andern halben Lumpen
 in den Abort zu stopfen¹⁷

Nein, sagt Novak zu Havemann, so dichte sie nicht mehr, und erzählt, sie habe ihrem Verlag im Sommer „ein Manuskript abgegeben mit vielen Liebesgeschichten.“ Jetzt, fährt sie fort, komme es ihr vor, „als hätte ich sie alle nur für Dich geschrieben.“¹⁸ Eine Wiederliebende antwortet. Aber das, was man ‚das Leben‘ nennt, wirtschaftet in diesen Begegnungssonntag hinein und verwandelt ihn umstandslos in Alltag. Am Institut sei, meldet Novak Anfang Dezember 1965 nach Grünheide, „die politische Hölle ausgebrochen.“ Die selige Zeit der Freiheit sei vergangen. „Freunde sind Illusion. Partei ist Wirklichkeit.“¹⁹

Man sieht sich in diesen Dezembertagen, und man sieht die deutsche wie die DDR-Wirklichkeit. Der Ulbricht-Autoren-Konferenz folgt das 11. Plenum des ZK der SED (16.–18. Dezember 1965) mit gefährlichen Vorwürfen, es formiere sich innerhalb der Schriftstellerkreise eine Art konterrevolutionärer Petöfi-Klub, und mit einer Verbotsliste von Büchern und Filmen, wie sie es nach 1945 nicht mehr gegeben hat.²⁰ Im Deutschen Bundestag erklärt der Fraktionsführer der CDU/CSU, Dr. Rainer Barzel, die „Periode des Wiederaufbaus“ für beendet, stellt fest, dass die fortdauernde „russische Besetzung der SBZ“ die Fortdauer „eines strengen Antikommunismus“ erfordere und warnt

¹⁴ Robert Havemann an Helga M. Novak, Mittwoch nacht [undatiert, vermutlich 1. Dezember 1965]. DLA Marbach, A:Novak.

¹⁵ Zit. nach Helga M. Novak, Grünheide Grünheide. Gedichte 1955–1980. Mit einem Vorwort von Jürgen Fuchs, Darmstadt, Neuwied 1983, S. 16. Vgl. Helga M. Novak, solange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte, hrsg. von Rita Jorek, mit einem Nachwort von Eva Demski, Frankfurt am Main 1999, S. 9.

¹⁶ Novak, Grünheide Grünheide, S. 20. Vgl. Novak, Gesammelte Gedichte, S. 16.

¹⁷ Zit. nach Novak, Grünheide Grünheide, S. 36. Vgl. Novak, Gesammelte Gedichte, S. 95–96.

¹⁸ Helga M. Novak an Robert Havemann, Mittwoch nacht [undatiert]. DLA Marbach, A:Novak.

¹⁹ Helga M. Novak an Robert Havemann, 5. Dezember 1965. DLA Marbach, A:Novak.

²⁰ Vgl. Günter Agde (Hg.), Kahlschlag. Das 11. Plenum des ZK der SED 1965. Studien und Dokumente. 2., erw. Auflage Berlin 2000.

vor den Gefahren einer „falsche[n] Handels- und Kreditpolitik“, die der „Zone“²¹ helfe. In diesen Machtdiskursen ist kein Platz für jene vage Freiheit, die Havemann meint, und schon gar nicht auf Augenhöhe, die beiden politischen Seiten ein abstruses Gebot ist. Worüber sprechen Novak und Havemann in diesen intensiven Begegnungswochen? Havemann weiß DDR-Bilder zu geben, die Novak braucht, Novak weiß Welt zu geben – sie ist gerade in Barcelona gewesen –, die Havemann verliert. Man redet politisch, weil das Politische das Ferment ihrer Liebe ist. Je mehr man in die Zeit gerät, umso zeitloser wird das Band, das sie bindet. „Wir vertrauten einander sofort“, erinnert sich Novak, „und waren miteinander vertraut, ohne uns kennenlernen zu müssen, kannten wir einander bereits. [...] Wir waren beieinander, lange vorher.“²²

In beängstigender Parallelität hebt es beide aus ihren so unterschiedlichen Lebensbefestigungen, politisch. Ein Tag bevor das 11. Plenum sein politisch-kulturelles Reinigungsgeschäft aufnimmt, am 14. Dezember 1965 also, befreit sich das Literaturinstitut von seiner nicht einzubindenden Studentin Novak. Als Punkt 3 in der Novak nur mündlich mitgeteilten Begründungsliste zur Exmatrikulation „wurde mir meine Verbindung zu Havemann angelastet und dass ich Schriften von ihm weitergab.“²³ In wenigen Wochen bröselst das DDR-Existenzgerüst, das sich Novak, mit Havemann-Hoffnungen im Kopf, ein Jahr zuvor auf isländischem Boden konstruiert hatte.

Als am 22. Dezember 1965 in den westdeutschen Zeitungskiosken der 52. *Spiegel* des Jahres ausliegt, bestimmen zwei Reformer das Heft: einerseits Papst Paul VI. als Vollender des Zweiten Vatikanischen Konzils, ein Jahrhundertereignis, und andererseits – Havemanns „Plädoyer für eine neue KPD“. Was der Verfasser taktierend auf westdeutsche Gegebenheiten bezieht, münzt die Leserschaft strategisch auf die ostdeutschen. Die Gelassenheit, mit der hier Sätze stehen wie „Es muß klar sein, daß die neue KP einen Sozialismus erstrebt, der die demokratischen Errungenschaften der Bourgeoisie nicht zerstört, sondern sichert und ihnen neue hinzufügt“, verblüfft. Havemann sieht eine solche neue KPD als potentielles „gesamtdeutsche[s] Bindeglied“ und fragt, ob über die Alternative Sozialismus oder Kapitalismus „in Deutschland nicht doch einmal durch den Volkswillen, also durch Wahlen entschieden werden“²⁴ solle. Das ist beispiellos. So augenscheinlich heute das Gefälle zwischen beiden Diskurssystemen, so blind ist die DDR-Macht dafür. Sie sieht, was sie sehen will – und das will sie nicht. Postwendend, am 23. Dezember 1965, ausgehändigt gegen Quittung, legt die Leitung der Akademie Havemann den fristlosen Entlassungsbescheid auf den Weihnachtsgabentisch. Unterzeichnet ist die Kündigung von Werner Hartke, ehemaliges NSDAP-Mitglied, SED-Funktionär, „Geheimer Mitarbeiter Sicherheit“ unter dem Decknamen „Heide“ und Präsident der Akademie der Wissenschaften. Wenn es einmal

²¹ 02.12.1965. DEUTSCHLAND (West-). Debatte über die Erklärung der Bundesregierung, in: Archiv der Gegenwart. Deutschland 1949 bis 1999. Band 4: Mai 1962–1966 Oktober. Redaktionelle Zusammenstellung u. Lektorat: Margarete Müller-Marsall, Michael Coenen, Sankt Augustin 2000. S. 3844 u. 3846.

²² Novak, Im Schwanenhals, S. 296.

²³ Ebd., S. 307.

²⁴ Robert Havemann, „Die Partei ist kein Gespenst“. Plädoyer für eine neue KPD, in: Der Spiegel 52/1965 vom 22.12.1965, S. 32.

einen Kredit für den NS-Zuchthaushäftling gegeben hat, er ist verbraucht. Die neue Frontenlage, sie ist die alte.

Dieses Klima lässt nicht unberührt, was Novak und Havemann leben. Die Briefe zeugen von verunglückten Situationen, „Du weißt“, schreibt er, „daß ich auf den Knacks, den wir hatten, nichts gebe.“ Er gibt seiner „bis zur unteren Grenze ermatteten Verfassung“²⁵ die Schuld, sie ihrer existentiellen Unsicherheit. Dazu eine „so scheußliche Langweile“, die er ausgeströmt habe ... „[L]iebst Du mich?“, fragt sie, und gibt gleich die Antwort: „ja! schön dumm.“²⁶ Der Boden ist dünn, brüchig, nichts, was Halt gibt, „[...]“, der Trennung von Anfang an gewiss.²⁷ Die Bindungen des bisherigen Daseins entgleiten Havemann, und er entgleitet ihnen. Stabil und verlässlich allein ist der Ort, an dem er lebt, von dem er nicht fort will („[w]arum und wozu auch, wo es hier so schön ist?“²⁸): Grünheide. Der Gedanke, dass Novak ihn verlässt, dass sie so plötzlich fort ist, wie sie da war, bedrängt ihn nicht. „Ich habe schon gedacht, Du wärest längst über alle Berge.“²⁹ Doch auf die Erinnerung an eine „schwarze wilde Frau in dem dicken Mantel“³⁰ lagern sich neue Bilder. Novak lebt Unabhängigkeit. Sie ist Havemann mit ihrem Leben, das beständig aus Bindungen gerät, Entscheidendes voraus. Ihre Freiheit ist erfahren, ist Praxis, seine noch theoretisch, noch bürgerlich tapeziert. „Komm doch“, schreibt er ihr, als ihm zunehmend bewusst wird, dass sein bisheriges Leben vorbei ist, „Du bist so wunderbar einfach Du.“³¹ Aber dieses „Du“ entzieht sich immer wieder, es bleibt aus – Novak weiß, wie wert die Freiheit ist, Abstand halten zu können. Als Havemann letzte Zeilen schreibt, hat Novak schon nach Island gemeldet, dass sie „nicht länger in Ostdeutschland bleiben“ könne. Sie sei „viel mit Robert zusammen“ gewesen. Seit Mitte Februar sei es verboten, „mit ihm zu sprechen und ihn zu besuchen. Er ist nun deren [gemeint ist die DDR – R.B.] Volksfeind Nr. eins.“³² Und als am 31. März 1966 das Präsidium der Akademie der Wissenschaften beschließt, das Mitglied Robert Günther Havemann aus ihren Listen zu streichen, da ist Novak bereits in Westberlin. Die Ausreise Helga M. Novaks spiegelt doppeltes Scheitern: das der Dichterin, es noch einmal mit der DDR zu versuchen, und das des Philosophen, dieser DDR ein Reformpotential einzureden. „Jetzt gehst Du, so bald ist es geworden“, schreibt Havemann Ende Februar 1966. „Ich mag jetzt nichts mehr schreiben, alles Scheiße. [...]“³³

4

Erst Ende der siebziger Jahre trafen sich Novak und Havemann wieder, er verwurzelt in Grünheide, zwangsweise, sie entwurzelt, wahlweise. In seinem Zwang lag eine Wahl, in ihrer Wahl ein Zwang. „[...] ich träumte den Untergang meiner Kulissen / und ging über Scherben

²⁵ Robert Havemann an Helga M. Novak, 22. Dezember 1965. DLA Marbach, A:Novak.

²⁶ Helga M. Novak an Robert Havemann, 5. Januar 1966. DLA Marbach, A:Novak.

²⁷ Novak, Im Schwanenhals, S. 296.

²⁸ Robert Havemann an Helga M. Novak, 10. Januar 1966. DLA Marbach, A:Novak.

²⁹ Ebd.

³⁰ Ebd.

³¹ Robert Havemann an Helga M. Novak, 5. Januar 1966. DLA Marbach, A:Novak.

³² Helga M. Novak an Örn, 17. Februar 1966. Zit. n. Novak, Im Schwanenhals, S. 310.

³³ Robert Havemann an Helga M. Novak, 28. Februar 1966. DLA Marbach, A:Novak.

davon / ich träumte den Untergang der Farbe grau / und die Begrabene war ich auch³⁴. Mit einer neuen Familie lebte er in der Grünheider Burgwallstraße 4, observiert von 0 bis 24 Uhr,³⁵ sie nun bald, als wolle sie sich langsam dem gemeinsamen topographischen Terrain nähern, in West-Berlin. Nichts hatte sich geändert, die Magie wirkte fort, man war sich treu geblieben. „Da war er wieder, der Mensch, der mir von Anfang an so vertraut war.“³⁶

Ein Gedichtzyklus, den Novak in ihrem 1978 bei Rotbuch herausgekommenen Band *Margarete mit dem Schrank* als vierten Block veröffentlichte, getitelt *Grünheide Grünheide*, legt gültige poetische Rechenschaft des Erfahrenen ab – er ist Robert Havemann zugeeignet. Er umfasst neun Gedichte, in die hinein „Grünheide“ gewoben ist, Grünheide und Orte, Seen und Landschaften seiner Umgebung. Alle Gedichte dieses Zyklus bewegen sich auf betörend drängende Weise in Kindheits- und Jugendwelten eines Ich, das so zwingend zu vergewaltigten weiß, dass kein Raum für Gnade bleibt. Das Kern- und Keimgedicht *Eislaufen* setzt, wie ein Stakkato, unter jede Strophe ein zweimaliges „Grünheide Grünheide“. Schlag auf Schlag hämmern kompakte Wortgruppen Erinnerung an eine imaginierte Pinnwand. Und diese Pinnwand markiert in Schärfe die Trennung von jenem Damals, auf das kein Licht fällt, gehüllt in bleibendes Dunkel, Klarheit statt Verklärung.

Diesen Zyklus erwähnt Novak in *Im Schwanenhals* nicht. Anders ihr Lektorat, um das Havemann sie offenbar bei einer ihrer Begegnungen Ende 1979 gebeten hatte! Es galt seinem 1980 im Münchner Piper-Verlag erscheinenden Buch *Morgen. Die Industriegesellschaft am Scheideweg. Kritik und reale Utopie* und war ihr des Erinnerens wert. Begonnen 1976, hatte Havemann das Manuskript in den unruhigen Monaten, die Biermanns Ausbürgerung gefolgt waren und in seinem totalen Hausarrest gipfelten, liegen lassen. Trotz Aufhebung des Arrestes Mai 1979 – „Die Burgwallstraße in Grünheide wurde über Nacht ein Symbol erfolgreichen Widerstands gegen Unrecht und Behördenwillkür“³⁷ – hatte eine Hausdurchsuchung zu Manuskripteinbußen geführt. Havemann war der Gestus des Gelassenen geglückt. Unverdrossen hatte er die Schreibe fortgesetzt, nun lag ein erster Packen bei Novak auf dem Tisch. „Liebster“, schreibt sie am 8. März 1980 nach Durchsicht der utopischen Erzählung (VI. Die Reise in das Land unserer Hoffnungen), „[a]lle Kommentare sind spontan, [...]“, aber auch: „Denke bitte mal über Deine elitäre Denkweise nach.“³⁸ Das Manuskript interessierte sie, begeistert oder fasziniert war sie von ihm nicht. Sie irritierte die Mischform des Textes, unklar blieb ihr der Adressatenbezug, Nachlässigkeiten wie viele Tippfehler störten sie, und die Tendenz zu Phrase und Floskel entging ihr nicht:

[...]

17) [...] Dein Text ist irgendwie ‚von oben‘ gedacht, [...]

36) ‚im Sinne unserer Großen‘ kannst Du streichen; hör auf mit den dauernden Bekenntnissen zu den Großen: wir sind doch selber wer – Du besonders!!

[...]

³⁴ Helga M. Novak, geträumt, in: dies., *Margarete mit dem Schrank*. Gedichte, Berlin 1978, S. 47.

³⁵ Die Stasi ist immer dabei, in: *Der Spiegel* 22/1977 vom 23. Mai 1977, S. 76–77.

³⁶ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 317.

³⁷ Robert Havemann, Eine notwendig gewordene Zwischenbemerkung, in: ders., *Morgen. Die Industriegesellschaft am Scheideweg. Kritik und reale Utopie*, München 1980, S. 59.

³⁸ Helga M. Novak an Robert Havemann, 8. März 1980. DLA Marbach, A:Novak.

46) ‚Schwerenöter‘ ist ein Scheißwort

[...]

! hüte Dich vor Kleinbürgerlichkeit! irgendwie fehlt das große Kollektive!

[...]

59) in Deinem Buch ‚funktioniert‘ alles so, daß meine Fantasie richtig rebelliert [...]³⁹

Das Dilettantische dieser Zukunftsvision, modisch getönt und männlich grundiert, es war zu augenfällig, um der kritischen Leserin nicht ins Auge zu stechen. Glücklicherweise wird Havemann mit diesen Monita nicht gewesen sein. Beklagt hat er sie nicht, aber behoben – so ein erster Befund – auch nicht. „[...] Freundschaft ist eben Auseinandersetzung“, schreibt Novak, „alles andere ist Schmus!“⁴⁰

5

Dem Gruppenbild aus Biermanns Wohnung 1967 ist eine Gruppenaufnahme aus dem Jahr 1980 zur Seite zu stellen. Es zeigt Helga M. Novak im Kreis von Gästen in Havemanns Wohnzimmer am 11. März 1980, Havemann war 70 geworden. Allein: Das Bild existiert nur in der Imagination. Novak hat es verweigert. Kein reales Bildnis sollte überlagern, was dem poetischen Wort vorbehalten blieb. Das Gedicht erschien im Druck in der Zeitschrift *Demokratie und Sozialismus L'80* und siegelte gültig die singuläre Beziehung zwischen Novak und Havemann. Sein Untertitel schlug die Brücke zum Widmungszyklus und wies den Text als „Epilog zu *Grünheide Grünheide*“ aus – weniger bezugsstark der Haupttitel: *wie der Schatten des Wacholders*. War der Zyklus ganz versunken in vergangenen Bildwelten, vergegenwärtigt der Nachtrag ein Jetzt, das nicht vergehen sollte. Das Präsenst führt Regie, der diaristische Zug hält das Zepter. Der Text gibt sich, als sei er Tagebuchnotiz, kein Fakt soll verlorengehen von dieser Reise – und es ist die Reise zu jener Geburtstagsfeier nach Grünheide. Alles scheint wichtig, alles von Gewicht: das Nacktausziehen bei der Grenzkontrolle, der Preis für die S-Bahnfahrkarte, die Umsteigebahnhöfe, die historischen Segmente, die sich bei diesen Orten einstellen und zu ihnen gehören, als seien sie miteinander verwachsen – eingepfercht in semantische Felder, die Wörter besiedeln wie „Strafe“, „Ketten und Fesseln“⁴¹. In ihnen versinkt das Ich. Die Landschaft wird Körper, der Körper Landschaft. Er nimmt von ihr Besitz und wird in Besitz genommen. Getrennt in Einem, eins im Trennenden. Aus dem Faktischen wächst Fiktionales, aus der Version einer Erfahrung ihre Vision, in der Bedrohung und Betörung verschmelzen. Die Wortsinnlichkeit jedes Versblockes spiegelt die extrem beanspruchten Sinne, die keine Erinnerung domestiziert. Das Ureigenste einer Landschaft, die als „meine Gegend“ begehbar bleibt und eindringend sich wieder holt, was ihr gehört, kontrastieren drei „grüne[] Wagen“ – statt des erwarteten einen – mit bedrohlichen „Insassen“ in hellgrauen „Rollkragen“. Intime Selbstsicht wird indiskreter Aufsicht gewahrt. Die um Selbstkontrolle ringt, ist umringt von fremder Kontrolle.

[...]

kommt nehmt mich mit hier bin ich

ich gehe durch meine Gegend die Stiefel

im Wasser Wasser in den Stiefeln

³⁹ Helga M. Novak, [Notizen zu Havemanns Typoskript]. DLA Marbach, A:Novak. Vgl. Novak, Im Schwanenhals, S. 318–319.

⁴⁰ Helga M. Novak, [Notizen zu Havemanns Typoskript]. DLA Marbach, A:Novak.

⁴¹ Helga M. Novak, *wie der Schatten des Wacholders*. Zit. n. Novak, *Grünheide Grünheide*, S. 120.

für immer und nie wieder bei Herbst
 packt mich ein behaltet mich da oder hier
 die Ufer den Nebel die triefenden Ahorn-
 blätter laßt uns verschüttgehen
 zerhackt die Kiefern das Himbeergestrüpp
 linker Hand die heimliche Badestelle
 gesunken
 ertrunken
 abtransportieren! [...] ⁴²

Dieses Gedicht, das hier nur aufgerufen, nicht ausgelegt werden kann, sucht in der deutschen Lyrik, die sich mit „DDR“ befasst, seinesgleichen. Grünheide und seine Umgebung erscheinen als Heterotopien, wie sie der frühe Foucault fixiert hat: als „wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hinein gezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, [...], gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können [...]“ ⁴³. Novak sichert jenen Lebensorten, unerschütterlich und erschüttert, ihre Einzigartigkeit und verleiht ihnen, ohne Havemanns Namen zu nennen, mythische Dimension. Das Reale, poetisch aufbereitet, verortet Utopie. Deren Wesen ist gespannt zwischen Fessel und Freiheit, zwischen Selbstfindung und Selbstverlust, zwischen Bergen und Geborgenheit. Ursprüngliche Übereinkünfte der beiden Liebenden von einst verkehren sich im Vers in archaische Ursprungsbilder. Diese Erfahrung existentieller Ab- und Auflösung sozialer Verwurzelung habe Havemann, so sieht es Novak, zu einer geistigen Größe gemacht, die Grünheide in ein DDR-Niemandsland verwandle. Dort werde Unmögliches möglich, man erkenne einander, man vertraue einander, alle Zwänge fallen ab und das Licht einer Zukunft, an die man nicht mehr zu glauben wage, breite sich aus. Die Person, der alle sozialen Seile gekappt wurden und die nicht daran denkt, sie behelfsmäßig zu flicken, gibt dem Ort neuen Sinn – und mit dieser Sinnstiftung Novak die Idee einer Kindheit und Jugend, die nicht verloren ist und die ihre verlorenen Orte wiederfindet. Die große Welt menschheitlicher Träume vereint sich, für Augenblicke nur gewiss, mit der kleinen, der eigenen Lebensgeschichte. Dieser Gedanke ließ Novak nicht los. Er kam, kurz vor ihrem Tod, noch einmal und ein letztes Mal aufs Papier:

„Grünheide“ – das ist ein Ortsname, den kennt die ganze Welt. Zu dem geächteten und belagerten Professor, der dort wohnte, sind im Laufe vieler Jahre hunderte von jungen und älteren Dichtern, Schriftstellern, Malern, Liedermachern, Studenten, ausländischen Professoren und Politikern zu Besuch gekommen. [...] Der Staat, der jene kulturvolle Adresse Tag und Nacht mit einem Dutzend bühnenreifer Scheinwerfer bestrahlte, existiert nicht mehr. Aber Grünheide [...] gibt es noch. Ein Ort, [...] dessen Name die Welt kennt. Ich meine die Welt da draußen. ⁴⁴

⁴² Ebd., S. 121–122.

⁴³ Michel Foucault, *Andere Räume* (1967). Hier zit. n. Karlheinz Barck (Hg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Essais*. 5., durchges. Auflage, Leipzig 1993, S. 39.

⁴⁴ DLA Marbach, A:Novak. Nachtrag 2015 [Verschiedenes, Notizen].

Gdańsk 2017, Nr. 36

Karol Sauerland

(Warszawa / Warschau; Slupsk / Stolp)

Helga M. Novaks Roman *Im Schwanenhals* – gelesen aus der Perspektive eines Zeitzeugen

Der Autor hat Ähnliches wie Helga M. Novak 1956/1958 erlebt. Er vergleicht seine DDR-Erfahrungen mit denen der Dichterin, auch auf die Unterschiede verweisend.

Schlüsselwörter: Geschichte der DDR, Polen, Robert Havemann, Brigitte Klump

Helga M. Novak's novel *Im Schwanenhals* – read from the perspective of a contemporary witness. The author has experienced something similar to Helga M. Novak 1956/1958. He compares his GDR experience with that of the poet, also referring to differences.

Keywords: History of GDR, Poland, Robert Havemann, Brigitte Klump

In meiner Abiturklasse an der ABF II¹ in Halle befreundete ich mich mit einem etwa Gleichaltrigen, von dem ich meinte, er heiße angesichts seines südländischen Aussehens zu Unrecht Karl-Heinz, weswegen er nicht nur von mir, sondern von allen anderen sieben Mitbewohnern unseres Schlafraums im Internat Benno genannt wurde. Nach bestandenen Examen wählte er das Fach Journalistik, man schickte ihn nach Leipzig an die ein Jahr zuvor gegründete Fakultät. Ich besuchte ihn kurz vor Weihnachten 1955. Als Student des ersten Studienjahrs mit einem bescheidenen Stipendium verfügte ich natürlich über keine Mittel, um irgendwo privat übernachten zu können. Auf irgendeine Weise verbrachte ich die Nacht in einem Zimmer, in dem Studentinnen schliefen. Dort gab es freie Betten. Die meisten Mitbewohnerinnen waren bereits nach Hause gefahren. Benno selber war ein Waisenkind, er hatte kein Zuhause. In meiner Erinnerung übernachtete ich im Internatszimmer zusammen mit zwei jungen Frauen, wodurch ich mit jener Studentin, die mir die Übernachtung angeboten hatte, nicht in eine engere Berührung kommen konnte. Vielleicht hatten wir uns kurz geküsst. Wir tauschten keine Privatadressen aus. Das Internat war ja Adresse genug. Nach Weihnachten, bereits im Neuen Jahr, teilte mir mein Freund Benno mit, dass die Studentin wegen dieser Übernachtung exmatrikuliert worden sei. Ich schrieb empört zurück, warum er mich erst

¹ ABF ist die Abkürzung für Arbeiter- und Bauernfakultät. Hier wurden junge Leute, die man als Arbeiter bzw. Bauern ansehen konnte, in einem Schnellkurs für das Abitur vorbereitet. In die ABF II wurden die angeblich besten Schüler der Oberschulen und ABF's aus den letzten Klassen geschickt, um sie für ein Studium im sozialistischen Ausland vorzubereiten. Persönlich lehnte ich nach dem Abitur alle Vorschläge für ein Studium an einer technischen Hochschule in der Sowjetunion und in Polen ab. Man erlaubte mir, Philosophie an der Humboldt-Universität zu studieren.

jetzt benachrichtige, ich hätte sofort bezeugen können, dass zwischen uns nichts gewesen sei. Es sei zu spät, erhielt ich als Antwort, außerdem hätte ich nicht eingreifen können, es hätten auch noch andere Dinge vorgelegen. Es war mithin Ähnliches passiert, was Helga M. Novak in *Im Schwanenhals* und Brigitte Klump in *Das rote Kloster. Eine deutsche Erziehung* beschrieben haben.² Meine Freundschaft mit Benno bekam auf die Weise erste Risse, die Trennung erfolgte, als er mich Jahre später in Warschau besuchte und mich um Bücher von Herbert Marcuse bat, die er dazu benutzen wollte, diesen in einer Magdeburger Betriebszeitung, die er leitete, als einen Revisionisten und Antimarxisten darzustellen. Er gab immerhin zu, dass Herbert Marcuse ein kluger Kopf sei. Es muss hier unterstrichen werden, dass Marcuse in den Warschauer Bibliotheken frei zugänglich war. Sie befanden sich nicht wie in der DDR in einem Giftschränk.

Mit Helga M. Novak verband mich damals, ohne dass ich es wusste, eine tiefe Abneigung zu Westdeutschland und eine Zuneigung zum Osten.³ Sie will Wolfgang Leonhards *Die Revolution entläßt ihre Kinder* 1955 gelesen haben. Das Buch machte auf sie einen kolossalen Eindruck. Sie las dort

über die sowjetische Erziehung, über die Periode der Säuberungen, der fast alle Revolutionäre zum Opfer fielen, die mit Lenin und Trotzki den Sieg von 1917 und während der Interventionskriege erkämpft hatten. Ich las über die Verfolgung und Tötung deutscher und anderer kommunistischer Emigranten. Der Hitler-Stalin-Pakt und dessen Neuaufteilung Europas wurden mir geschildert. Kommunisten hatten also Millionen Kommunisten umgebracht. Der zweiseitige Angriff auf Polen gab mir den Rest.⁴

Sicherlich ist es kein Zufall, dass sie eines Tages in Polen ihren Wohnsitz aufschlug. Aber in dieser Zeit verband sie mit Polen relativ wenig. Den XX. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und die im April von Mao ausgerufene Losung: „Laßt hundert Blumen blühen“ hätten sie mit Misstrauen erfüllt. Sie meinte, man wolle auf die Weise die oppositionell Denkenden nur herausfordern, um sie kurz darauf angreifen zu können. „Ich erwartete für unser alltägliches Leben in der DDR keine fühlbaren Veränderungen“,⁵ schreibt sie. Vom Mai

² Helga M. Novak musste das Studentenheim verlassen, weil sie dort eine oder zwei gemeinsame Nächte mit ihrem Freund verbracht hatte. Sie wurde „der Unmoral bezichtigt“. Sie fügt hinzu „Was heißt bezichtigt? Bestraft.“ (Helga M. Novak, *Im Schwanenhals*, Frankfurt am Main 2013, S. 85). Ein wenig später bekam sie Besuch von zwei Stasimännern, bei dem diese den Vorfall zum Anlass nahmen, um mit ihr ins Gespräch zu kommen und sie schließlich als IM anzuwerben (siehe ebd. S. 95–102). Das geschah Anfang September 1957. Auf ihren Hinweis, dass sich der Heimleiter, der der Zuträger war, mittlerweile im Westen befinde und sogar die Heimkasse mitgenommen hätte, erhielt sie die Antwort, dass sich trotz alledem die Hausordnung nicht verändert habe. Nachts dürfe man keinen Besuch empfangen, auch wenn das Studentenheim fast leer war.

³ Sie dauerte allerdings nicht so lange wie die ihrige. Noch 1963 war sie nicht gewillt, sich in Island einen bundesdeutschen Pass zuzulegen: „Natürlich hätte ich in Reykjavik einen westdeutschen Pass bekommen, aber die Bundesrepublik war mir ebenso wenig geheuer wie die DDR. Ich vermutete dort allzu viele Revanchisten und versteckte Nazis und wollte mit jenem Deutschland lange nichts zu tun haben. Jahrelang hegte ich die Hoffnung, der Sozialismus in der DDR würde sich eines Tages einer lebenswerten Demokratie zuwenden“ (ebd., S. 243). Diese Hoffnung hatte ich um 1959 aufgegeben. Novak erhielt einige Jahre später einen isländischen Pass.

⁴ Ebd., S. 42.

⁵ Ebd., S. 48. Dies scheint ein Bekenntnis aus späterer Zeit zu sein. Ich habe niemanden kennengelernt, der in jenen Monaten Maos Losung auf die Weise eingeschätzt hatte. Man schaute eher mit Verwunderung auf

bis zum Juli 1956 war sie in Mecklenburg auf dem Lande, wo sie eine Dorfzeitung herausgeben sollte, wodurch sie vom Geschehen, dem Tauwetter, recht weit entfernt war. Ende des Jahres 1956 nahm, wie sie in *Im Schwanenhals* bekennt, ihr Pessimismus angesichts der Ereignisse in Polen und Ungarn zu und wuchs bis zur Verzweiflung an.⁶

Im Unterschied zu Helga M. Novak lernte ich bereits im Sommer 1956 Polen kennen und verteidigte am Philosophischen Institut der Humboldt-Universität die polnischen Reformen, die nach dem VIII. Plenum der Polnischen Arbeiterpartei (PVAP) Ende Oktober eingeleitet worden waren. Sie seien nachahmenswert, gab ich offen zu. Hier werde friedlich das durchgeführt, was in Ungarn nicht gelungen sei. Ich erlebte dann am 14. November Blochs berühmte Rede in der Aula der Humboldt-Universität anlässlich des 125. Todestags von Hegel. Das Auditorium Maximum war überfüllt. Ich hatte nur deswegen einen Platz bekommen, weil ich dazu ausersehen war, anschließend mit anderen Kommilitonen des Philosophischen Instituts einen Kranz an das Grab Hegels auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof zu tragen.

Bloch sprach lang und keineswegs verständlich. Aber als er sagte, die Zeit des Mühlespiels sei vorbei, es müsse endlich Schach gespielt werden, (wie ich es in Erinnerung habe. Im Druck, der mir vorliegt, lautet der Satz: „Genug davon, jetzt muss statt Mühle endlich Schach gespielt werden.“⁷), gab es lauten Beifall bzw. frenetischen Applaus. Der wiederholte sich mehrmals. Immer wieder hörte man das Wortpaar Abgeschlossenheit/Offenheit, wobei Bloch eindeutig für Offenheit plädierte. Er hatte es allerdings im Hegel versteckt, der sein System als abgeschlossen ansah, aber doch auch den Sinn für Offenheit wecke. Anders hätte es ja keinen Marx gegeben, schien Bloch zu meinen. Er wagte es auch, andeutungsweise zu erklären, dass der Marxismus nichts Abgeschlossenes sei, er sich der Zukunft öffnen müsse. Mich als Philosophiestudenten sprach natürlich sehr an, dass von der strengen Einteilung Dialect (Dialektischer Materialismus) und Historiat (Historischer Materialismus) abgegangen werden sollte, war ich doch der Abteilung „Dialektischer Materialismus“ zugeteilt worden, obwohl ich bei dem Aufnahmegespräch 1955 mit Professor Wolfgang Heise für Ästhetik optiert hatte. Gut im Gedächtnis geblieben ist mir auch das Wort Schmalspur in Verbindung mit dem Marxismusunterricht – dieser befand sich auf einem engen Weg –, was von den Zuhörenden sofort auf den aktuellen Wissenschaftsbetrieb und auf die Lehrinhalte bezogen wurde. Auch hier gab es größten Beifall.

Mich sprach Blochs Rede auch deswegen an, weil ich einen kleinen Kreis gegründet hatte, in dem wir Hegeltexte zu verstehen suchten. Das Verhältnis von Hegel und Marx bzw. Marx und Hegel war damals ein zentrales Thema für Marxisten jeglicher Couleur. Die immer wieder zitierte metaphorische Wendung, dass Hegel der größte Dachdeckermeister der Welt gewesen, die Welt aber kein Haus sei, dem man ein Dach aufdecken könne, ist mir eigenartigerweise nicht in Erinnerung geblieben.

das Ganze. China war noch dazu zu weit weg. Was weiß man schon von diesem Land, sagte sich fast jeder. Aus diesem Grund hatte ich 1954 angefangen, Chinesisch zu lernen. Ich spielte mit dem Gedanken, Sinologie zu studieren.

⁶ Siehe ebd., S. 65.

⁷ Ernst Bloch, Philosophische Aufsätze zur objektiven Phantasie, Frankfurt am Main 1985, S. 483.

Anfang 1957 wurde mir dann vorgeworfen, dass ich mit dem von mir initiierten Hegelkreis oder -zirkel mit dem Ziel, Einfluss zu gewinnen, Leute um mich zu scharen suche. Schließlich bekam ich Besuch von Stasileuten, die meinten, ich wollte einen Petöfi-Kreis schaffen. Ich schaute sie mit großen Augen an. Am liebsten hätte ich wahrscheinlich geantwortet, da überschätzen Sie mich ungeheuer. Bei Helga M. Novak gibt es dagegen die Bemerkung: „Wenn wir abends spät nach Hause kamen, bezichtigte uns sogar der Pförtner des Studentenheims des Petöfi-Ismus.“⁸

Die Freude über Blochs Rede sollte nicht lange anhalten. Vierzehn Tage später wurde Wolfgang Harich (1923–1995) verhaftet. Meine Eltern waren empört über die Art, wie das *Neue Deutschland* über diese Verhaftung Mitteilung machte. Wieder steht das Urteil von vorneherein fest, kommentierte mein Stiefvater Paul Friedländer. Sie konnten auch gar nicht begreifen, dass in dieser Mitteilung Harichs Liebesgeschichten auf den Tisch gelegt wurden. Es war die Rede von seiner Geliebten Irene Giersch, „die seit Anfang 1955 als Agentin für den Residenten des französischen Geheimdienstes tätig war“.⁹

Novak hatte 1956 Blochs Vorlesungen besucht (ab Januar 1957 durfte er nicht mehr lehren), sie waren für sie wahrscheinlich zu abstrakt. Sie saß auch in den Veranstaltungen von Hans Mayer und Arnim-Gerd Kuckhoff, aber wenn ich mich nicht irre, erfahren wir nicht, welchen Eindruck die nicht journalistischen Fächer auf sie gemacht hatten.

Dagegen schildert sie intensiv den GST-Kurs¹⁰ 1957, der bereits den Charakter einer militärischen Ausbildung angenommen hatte. Ich wusste nicht, dass auch Studentinnen zu solchen GST-Lagern verpflichtet worden waren. Im Sommer 1956 hatte ich mich zu einem wohl zweiwöchigen militärischen Sommerlager unter der Bedingung überreden lassen, dass ich dann meine Großmutter in Göttingen offiziell besuchen dürfe. Ähnlich wie Novak und Klump war ich antimilitaristisch eingestellt, was der tiefere Grund war, dass ich bei der „Ausbildung“ einen leichten Sonnenstich dazu ausnutzte, mehr als zehn Tage in der Krankenstube zu verbringen. Zusammen mit einem anderen Studenten im Krankenzimmer rieben wir jeden Morgen, wenn der Feldscher kam, das Thermometer auf 39 Grad, um nur nicht die dummen Übungen mitmachen zu müssen. Mich hatte ein ehemaliger Feldwebel der Wehrmacht zu exerzieren gesucht. Absichtlich verwechselte ich immer wieder links und rechts, machte Kniebeugen und ähnliche Bewegungen jedes Mal falsch, so dass er nach einer guten Stunde von mir abließ. Ich sagte ihm auch offen in Anwesenheit anderer, wir seien hier freiwillig und würden nicht das Preußentum wiederholen wollen. Helga M. Novak hat Ähnliches erlebt und sie schreibt, was im Wesen meiner damaligen Einstellung entsprach, das Zielschießen ausgenommen:

⁸ Novak, Im Schwanenhals, S. 65.

⁹ Nach Guntolf Herzberg, *Anpassung und Aufbegehren: die Intelligenz der DDR in den Krisenjahren 1956/58*, Berlin 2006, S. 266. Dort referiert Herzberg auch die Empörung, die die *ND*-Nachricht in Schriftstellerkreisen und an der Humboldt-Universität hervorrief.

¹⁰ GST ist die Abkürzung für die Gesellschaft für Sport und Technik, sie wurde im August 1952 gegründet und unterstand zunächst dem Ministerium des Innern. Sie war eine vormilitärische Massenorganisation, in der die Teilnehmer der Sommerlager und einzelnen Kurse in Sportschießen, Motorsport und anderen Übungen ausgebildet wurden.

Nicht einmal in Augenblicken tiefster Überzeugung, wir würden ein anderes Deutschland aufbauen, gekrönt von einem Sozialismus, der uns Wohlergehen, Gerechtigkeit und uns unwiderrufliche Freiheiten brächte, konnte mir irgendjemand weismachen, dass Drill, Exerzieren, Stechschritt, Waffenkunde, Zielschießen und Nachtmärsche unsere Verteidigung stärken würden.¹¹

Den Kurs bestand ich nur, da es mir bei den Schießübungen gleich beim ersten Mal gelang, so gut zu treffen, dass man ob meiner Fertigkeit erstaunt war, obwohl ich noch nie eine Waffe betätigt hatte, weder Gewehr, noch Maschinengewehr und schon gar nicht ein schweres Maschinengewehr. Ich wurde mit der Zensur Genügend entlassen. Wir hatten auch das Glück, dass die uns drangsalierenden Offiziere bestraft werden mussten, weil bei den Schießübungen ein zufällig vorbeilaufender Sowjetsoldat verletzt wurde und bei der anschließenden Kontrolle herauskam, dass das kleine Waffendepot von uns Zivilisten bewacht worden war, obwohl wir nicht das geringste Recht dazu hatten.

Novak berichtet schließlich von jener vierhundertköpfigen Versammlung, die zu ihrer und Klumps Flucht führte. Interessant ist, dass sie an dieser Stelle mehrfach Klumps Beschreibung dieses furchtbaren Gerichts zitiert, bei dem Schweigen sich als die einzige Möglichkeit erwies, sich zu verteidigen. Beide konnten ja nicht erklären, dass sich hinter der Kampagne die Stasi verbarg, deren Aufträge die beiden Frauen am Ende nicht erfüllen konnten, weil sie damit ihre Privatsphäre zerstört hätten. Sie sollten ihre Nächsten auskundschaften. Klump hatte die Situation, wie mir scheint, klarer erfasst als Novak. Sie war es auch, die ihr ein Kassiber mit den Worten hatte zukommen lassen: „Das hier ist die Strafe dafür, dass wir die Stasi ignoriert haben.“¹²

Auch ich habe solche Versammlungen erlebt, wenngleich nur hundertköpfige. Ich habe mich verteidigt, denn es handelte sich vordergründig um ideologische Fragen, aber am Ende ging es um meinen „schlechten Charakter“. Ich wurde der Lüge bezichtigt, z.T. zu Recht. Als ich im Januar 1957 von einem kurzen privaten Aufenthalt in Warschau nach Ost-Berlin zurückkehrte, überraschten mich meine beiden Freunde Gerd Behrens und Michael Franz mit einem Papier. Sie hatten 44 Thesen verfasst und wollten, dass ich mich zum Mitautor erkläre. Wir trafen uns in der Cafeteria, wie man heute sagen würde, in der alten Stabi Unter den Linden. Die beiden forderten in dem Papier u.a. freien Zugang zu der Westpresse, ein Motiv, das auch bei Novak und Klump eine gewisse Rolle spielt. Man sollte den *Spiegel* gleichsam in jedem Kiosk kaufen können. Ich fand, dass die SED-Führung nie darauf eingehen werde. Es sei schon besser, die polnische Lösung zu übernehmen. Dort könnte man seit einigen Wochen in besonderen Lesezirkeln, Leseräumen bei einer Tasse Kaffee oder Tee die Presse einsehen, auch die des Westens in Englisch, Deutsch und Französisch. Die 44 Thesen erschienen mir insgesamt zu scharf formuliert. Es würde nur zu überflüssigen Debatten kommen, die mit Niederlagen enden werden. Ich bat beide, anderen zu sagen, dass ich die Thesen nicht kenne. Sie sollten sie am besten nicht weiter verbreiten. Es kam aber anders. Dieses Thesenpapier wurde durch Havemann bekannt,¹³ und ständig wurde behauptet, ich sei ihr eigentlicher

¹¹ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 81.

¹² Ebd., S. 109.

¹³ Michael Franz hatte die Thesen u.a. Havemann gegeben, dieser soll sie – in seiner, d.h. Havemanns Interpretation – Ulbricht mit den Worten gezeigt haben: Sieh mal, wie die Jugend denkt. Er habe dies getan,

Verfasser. Ich hielt mich an unsere Verabredung und leugnete, sie zu kennen. Aber eines Tages erklärte mir Michael Franz, er habe an entscheidender Stelle zugegeben, dass ich sie gelesen hätte. Nun stand ich auf den Versammlungen als der große Lügner da. Mittlerweile hatte auch Peter Langer ein Reformpapier vorgelegt, das die 44 Thesen in seiner Radikalität überflügelte. Er landete zusammen mit zwei anderen Kollegen (Karl-Heinz Messelken und Heinz-Dieter Schweikert), die aus Westdeutschland zum Studium an die Humboldt-Universität gekommen waren, Anfang März 1958 im Gefängnis,¹⁴ als ich bereits die Philosophie verlassen hatte und mich in Polen aufhielt.

Meine Flucht aus der DDR (man kann es auch ein freiwilliges Verlassen dieses Staates nennen) sah anders aus als die von Novak und Klump. Ich hatte im Mai 1957 die Direktion des Philosophischen Instituts gebeten, mich zu beurlauben, damit ich mich in der Produktion bewähren könne. Nach dieser Bewährung möchte ich zur Mathematik überwechseln, schrieb ich im Juni 1957; schließlich wollte ich wieder studieren.¹⁵ Das Wort „bewähren“ gebrauchte ich selbstredend nicht, denn damit hätte ich mich schuldig gesprochen. Das war ich meiner Auffassung nicht. Ich wählte Mathematik als Studienfach auch deswegen, weil ich zu gern gewusst hätte, inwieweit meine Lehrer mit der Ansicht Recht hatten, dass die Mathematik die und die philosophischen Probleme aufwerfe und ob ihre Fragen überhaupt sinnvoll sind. Ich hatte große Zweifel, dass sich ein Georg Klaus in der Mathematik wirklich auskennt. Der Logiker Karl Schröter, bei dem ich zu gleicher Zeit einen Kurs belegt hatte, konnte sich in seiner Vorlesung nicht enthalten, Klaus indirekt bloßzustellen. Das ließ mich aufhorchen.¹⁶

Klump schreibt an einer Stelle, dass die Bewährung in der Produktion einem Mord gleichkäme. Sie hat Recht, obwohl ich es damals nicht so gesehen hatte. Ich arbeitete

um den Ersten Sekretär zu einer Wende zu veranlassen. Es ist aber auch möglich, daß er sie der Stasi direkt übergeben hatte. Mittlerweile ist ja bekannt, daß er mit ihr bis 1963 engen Umgang hatte. Die Anwerbung erfolgte im Februar 1956 (siehe Gunter Herzberg, Robert Havemanns Probleme mit der marxistischen Philosophie, in: Hans-Christoph Rauh und Peter Ruben (Hg.), Denkversuche. DDR-Philosophie in den 60er Jahren, Berlin 2005, S. 342).

¹⁴ Der 1. Strafsenat des Bezirksgerichts in Cottbus verurteilte in den ersten Septembertagen 1958 Langer zu sechs, Schweikert zu fünf und Messelken zu drei Jahren Gefängnis. Messelken wurde u.a. vorgeworfen der „feindlichen Studentengruppe Behrens, Franz und Sauerland, die in 44 Thesen eine feindliche Plattform erarbeitet hatte“, seine Wohnung zur Verfügung gestellt zu haben, damit sie einen Platz für ihre Beratungen haben konnte (Zitat aus dem Cottbuser Urteil, dessen Fotokopie ich besitze).

¹⁵ Am 18.9.1957 richtete ich an das Prorektorat für Studienangelegenheiten der Humboldt-Universität folgendes Schreiben: „Ich bitte, mich mit Beginn des neuen Studienjahres 1957/58 zu exmatrikulieren, da ich das nächste Studienjahr in einem Betrieb praktisch arbeiten möchte. Nach dem praktischen Jahr will ich das Philosophiestudium nicht wieder aufnehmen, sondern mit dem Studium der Mathematik beginnen. Ich bitte, mich für das Mathematikstudium vorzumerken. Hochachtungsvoll ...“.

¹⁶ In dem Streit zwischen Klaus und dem Mathematiker Karl Schröter stand ich auf Seiten des letzteren. – Schröter nannte in einem Brief an Bloch von 1954 Klaus einen „Hochstapler“ (siehe Gunter Herzberg, Abhängigkeit und Verstrickung. Studien zur DDR-Philosophie, Berlin 1996, S. 54). Gleichzeitig stand ich in dem Streit um die Bedeutung der dogmatischen Ansichten von Béla Fogarasi zur Bedeutung der Logik („dialektischen Logik“) auf Seiten von Klaus. In der Forschungsliteratur wird vor allem dessen Kampf um die Anerkennung der Kybernetik in der DDR gewürdigt. Später geriet auch Klaus in die Mühlen des DDR-Systems, ohne jedoch größeren Schaden zu nehmen. Er erhielt mehre hochoffizielle Preise (mehrere Nationalpreise, den Karl-Marx-Orden etc.).

als Hilfsdrahtzieher, das bedeutete, dass ich an eine Trommel gestellt wurde, auf die ich einen 25 kg schweren Draht zu hieven hatte, bevor ich diese in Bewegung setzte. Im richtigen Augenblick musste man sie mit einem Fußhebel langsam anhalten, damit einem der Draht nicht um die Ohren flog. Man nahm den heißen Draht mit entsprechenden Handschuhen von der Trommel, tat alles, damit er zusammengerollt blieb und warf diese 25 Kilo auf einen Karren. So ging es stundenlang. Die eingeübten Arbeiter überboten relativ schnell die Norm, bei 180% Normerfüllung schalteten sie die Maschine ab und ruhten sich aus. Mir fiel es schwer, die 100% zu erreichen, was mir natürlich übel genommen wurde, denn damit verminderte ich die Norm der Brigade. Hinzukam, dass ich mir dauernd die Finger verbrannte, so dass sich so langsam eine Hornhaut an der Hand herausbildete. Als ich die Arbeiter fragte, wie sie es zustande bringen, diese Arbeit klaglos auszuführen, lachten sie mich aus. Sie sahen mich als den dummen Studenten an, der mit dem Leben nicht fertig wird. Für mich waren es dagegen die an der Ostfront kampferfahrenen Männer, die an Qualen ihre Freude hatten und über ihre jüngste Vergangenheit kein Wort verloren. Das erinnert an Novaks Blick nach dem Osten.

Schlimm war auch, dass ich in drei Schichten arbeiten musste. Jede Woche wechselte der Tagesrhythmus. Der schmerzhafteste Augenblick war stets, wenn man um sechs Uhr früh aus der Schicht kam und um vierzehn Uhr zur nächsten erscheinen musste. Ich hielt dies zwar körperlich irgendwie aus, aber es war mir nach einigen Wochen unmöglich, konzentriert ein Buch zu lesen, geschweige denn, etwas Zusammenhängendes aufzuschreiben.

Ich kann von Glück sagen, dass ich eines Tages, als ich endlich die 180%-Norm erreicht hatte, einen Betriebsunfall erlitt, wie es in den Dokumenten heißt. Der Draht war gerissen und flog mir um den Kopf. Eine Gehirnerschütterung war die Folge. Sie wurde in jener Zeit durch langes Stillliegen geheilt. Es war am Jahresende 1957. Als ich gesundet in den Betrieb zurückkam, stand die Abteilung „Drahtziehen“ still. Es gab keinen Draht, er war von einem anderen Betrieb nicht geliefert worden. Der hatte wahrscheinlich seinen Plan erfüllt und kein Material von der entsprechenden Stelle mehr bekommen. Gleichzeitig sollten die Normen erhöht werden, was die Arbeiter in Wut versetzte. Sie sparten nicht mit unflätigen Worten ihren Vorgesetzten gegenüber. Plötzlich traten sie wie klassenbewusste Arbeiter auf, wissend, dass auf ihren Schultern das ganze System ruhte. Ich wurde in die Chemieabteilung verwiesen, wo der Draht in einer furchtbar stinkenden Lauge einem Bad unterzogen wurde. Da ich gegen viele Gerüche allergisch war – mein Heuschnupfen war das geringste –, gab ich die Arbeit auf.

Novak schreibt dagegen aus Island an ihre verbliebenen DDR-Freunde, dass sie es vorziehen würde, in der Braunkohle zu arbeiten. Klump wurde bereits nach einem Tag in der Braunkohle schwerkrank, was Novak nicht wissen musste. Sie sehnte sich einfach in die DDR zurück, an ihre neue Heimat Island konnte sie sich in keiner Weise gewöhnen, alles, von den Speisen begonnen, bis hin zur Natur, war ihr zu fremd. Das Isländische nennt sie in einem ihrer Briefe eine „gottverdammte Sprache“¹⁷. Nach einigen Monaten entschied sie sich, in die DDR zurückzukehren und ihr Geld als Arbeiterin zu verdienen. So wie ich wird sie in Berlin-Oberschöneweide angestellt. Gleich neben dem Betrieb, in dem ich ein Jahr zuvor als Hilfsdrahtzieher tätig war. Sie klagt über das Zweischichtensystem, nimmt aber vorerst alle Mühsal auf sich. Als sie wieder unter die Räder der Stasi zu geraten droht, kehrt sie nach Island zurück.

¹⁷ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 140.

Es sollte allerdings relativ lange dauern, bis sie sich endlich Ende 1965, Anfang 1966 von der DDR, d.h. ihren Hoffnungen auf die Errichtung eines demokratischen Sozialismus, denen der von ihr so geachtete und geliebte Robert Havemann nachhing, verabschiedete.¹⁸ Von Polen aus schaute man selbst in parteinahen Kreisen der Intelligenz mit Verwunderung auf dessen Illusionen und vor allem auf die Versuche, den dialektischen Materialismus zu modernisieren. Ich erinnere mich noch gut, wie Bronislaw Baczko immer wieder in den 1960er Jahren, ohne jedoch Havemanns *Dialektik ohne Dogma? Naturwissenschaft und Weltanschauung* (1964) zu meinen, ironisch bemerkte, dass man mit dem Begriff Dialektik alles erklären könne.

1976 erlebte ich das Biermannkonzert in Köln-Deutz, dem Geburtsort meines leiblichen Vaters. Ich war gerade zu Vorträgen in der Bundesrepublik eingeladen worden. Am Ende besuchte ich Jochen Greven, mit dem ich befreundet war. Er schlug mir vor, mich zu diesem Konzert, das am 13. November in der Kölner Sporthalle stattfand, zu begeben. In seiner Funktion als Kulturredakteur des Deutschlandfunks konnte er mir ohne weiteres eine Karte besorgen. Ich zögerte, denn offiziell hatte ich drei Tage vor dem Konzert in Warschau zurück zu sein. Ich wagte es jedoch, die Zeit zu überschreiten, obwohl mir ein Reisetopp in den Westen drohte. Das Konzert war für mich insofern aufregend, als Biermann den Protest der Linken in der großen Halle nicht verstand. Gleichzeitig erlebte man, wie er seinen Auftritt genoss. Seit dem Dezember 1965 hatte er sich nicht mehr mit seiner Gitarre öffentlich zeigen dürfen. Das Konzert zog sich bis Mitternacht hin. Ich fragte mich, wie es möglich gewesen sei, dass ihn die DDR rausgelassen haben konnte, wissend, dass er sich einer Kritik an dem realen Sozialismus, wie es damals hieß, nicht enthalten werde. Als ich dann drei Tage später bereits in Warschau vernahm, dass er ausgewiesen worden sei, fand ich, dass die Welt wieder in ihre alte Ordnung zurückgekehrt sei. Die DDR-Führung war sich treu geblieben. Es folgten jedoch überraschend die recht vielen Proteste angesehener DDR-Künstler. Ich ahnte nicht, dass die Biermann-Ausweisung den Beginn einer weitgreifenden Oppositionsbewegung einleiten sollte.

Helga M. Novak hegte gegenüber der Protestaktion, die von Hermlin initiiert worden war, größtes Misstrauen. Es war so groß, dass sie „lange glaubte, die Unterschriftensammlung sei eine Inszenierung, ein Schachzug gewesen“. Aber gleichzeitig freute sie sich, dass nun „die Beschimpfung als Verräter für diejenigen durchbrochen“ war, „die nach dem Westen gingen.“¹⁹ Sie dachte vor allem an sich selber. Lange Zeit verteidigte sie sich gegenüber ihren ehemaligen Freundinnen und Freunden in der DDR, dass sie keine Verräterin sei. Die entsprechenden Partien in *Im Schwanenhals*, wo die ihr nahe stehenden Leipziger Studenten beschwören, sie hätten genügend früh erkennen müssen, dass Helga M. Novak das Zeug zu einer Verräterin besessen habe, und andere Stellen, in denen Novak schreibt, sie wisse, dass sie eine Verräterin sei, um es dann wieder zurückzunehmen, bergen einen Irrationalismus sondergleichen in sich. Für mich ist er nur schwer verständlich, schon gar nicht nach der Chruschtschow-Rede und den Erlebnissen an der Humboldt-Universität.

1988 erkundigte ich mich als Gastprofessor in Mainz nach der Möglichkeit, einen deutschen Pass zu erhalten – ich war nach den in den 1980er Jahren in Warschau erlebten

¹⁸ Mitte März 1966 wurde sie von den DDR-Behörden ausgewiesen (vgl. ebd., S. 312).

¹⁹ Ebd., S. 316.

Schikanen ein wenig polenmüde und wollte mich auch freier in der Welt bewegen können (als Deutscher brauchte man kein Visum für eine Reise in die USA), aber ich erfuhr in der verantwortlichen Behörde, dass ich Deutschland verraten hätte, obwohl ich immer meinte, nur die DDR- und nicht die deutsche Staatsbürgerschaft aufgegeben zu haben. Man händigte mir absurde Fragebogen aus, die für ehemalige „Volksdeutsche“ gut waren, aber nicht für mich. Ich zog es vor, weiterhin polnischer Bürger zu bleiben. An eine EU-Staatsbürgerschaft war ja damals noch nicht zu denken. Ich erwartete in den 1980er Jahren einzig den Zusammenbruch des Sozialismus in Polen und die darauf zwangsläufig folgende Wiedervereinigung Deutschlands. Novak kämpfte aus gesundheitlichen Gründen um die deutsche Staatsbürgerschaft. Wäre sie eine Nachkommin von ehemaligen Deutschen im östlichen Ausland, z.B. Wolgadeutschen, gewesen, hätte sie ohne größere Schwierigkeiten die deutsche Staatsbürgerschaft zuerkannt bekommen, so gilt sie nach Wikipedia als eine deutsch-isländische Schriftstellerin, deren eigentlicher Name Maria Karlsdottir laute.

Gdańsk 2017, Nr. 36

Paola Quadrelli
(Milano)

„Ihr habt die Hereros ausgerottet!“
Der deutsche Kolonialismus in Südwestafrika im Werk
von Helga M. Novak

Der deutsche Kolonialismus in Südwestafrika und die Ausrottung der Herero bilden eine wichtige thematische Achse im Werk von Helga M. Novak. Die Analyse der einschlägigen Texte zeigt, dass die Autorin der in der DDR herrschenden Deutung des Kolonialismus stets verpflichtet blieb. Novak teilt die von den DDR-Historikern vertretene Kontinuitätsthese, laut der eine kontinuierliche Entwicklung zwischen dem wilhelminischen Kolonialismus und dem Faschismus bestanden habe. Eine Schlüsselfigur in Novaks Aufarbeitung des deutschen Kolonialismus bildet der General Lettow-Vorbeck, einer der Hauptverantwortlichen der Niederschlagung des Aufstands der Herero; die Verklärung als Held, der er in der Bundesrepublik der 1960er Jahre aufgrund seiner siegreichen Kriegskampagne in Ostafrika unterworfen wurde, belegt nach der Ansicht Novaks das Fortbestehen reaktionärer Kräfte in den Institutionen der BRD.

Schlüsselwörter: Helga M. Novak, Deutsch-Südwestafrika, Herero, DDR-Geschichtsschreibung, General Paul Emil von Lettow-Vorbeck

„You have exterminated the Hereros!“ **The German colonialism in South West Africa in the work of Helga M. Novak.** Helga M. Novak often in her works refers to the German Colonialism in South West Africa and particularly to the genocide of the Herero. The analysis of the texts in which Novak dealt with these themes shows how the author remained lifelong devoted to the interpretation of colonialism which was prevailing in the GRD. Novak subscribed to the so called „continuity theory“, according to which a coherent development dating from the German Colonialism in the Era of Emperor Wilhelm II to Fascism became recognizable; furthermore Novak stigmatized the glorification for which General Lettow-Vorbeck, one of the main responsables of the extermination of the Herero, was acclaimed in the *Bundesrepublik* of the 1960s because of his success in the military campaign in Eastafrica during the First World War. Owing to this example, Novak could give evidence of how reactionary tendencies remained in force within the institutions of the German Federal Republic.

Keywords: Helga M. Novak, German South West Afrika, Herero, DDR-Historiography, General Paul Emil von Lettow-Vorbeck

Im autobiografischen Roman *Vogel federlos* stellt Helga M. Novak dem Leser den jungen Geschichtslehrer Engbert Paruch vor, der in der DDR der frühen 1950er Jahre die Schüler zum eigenen Denken anregte, indem er die offizielle Geschichtsschreibung ablehnte und, ganz im Sinne von Brechts *Fragen eines lesenden Arbeiters*, den Beitrag würdigte, den die namenlosen Massen zur Entwicklung der Geschichte leisten. Hinter der literarischen Figur von Paruch versteckt sich der reale Lehrer Novaks an der Oberschule in Waldsiefersdorf,

der Rumäniendeutsche Hyginus Rosliwek, der den intellektuellen Werdegang der Dichterin nachhaltig prägte.¹ Dem verehrten Lehrer und seinen Unterrichtsmethoden widmete Novak im Roman ein eindringliches, in Versen formuliertes Porträt:

DER GESCHICHTSLEHRER hat Könige gestürzt / und kam auf Menschenmassen zu sprechen / die Geschichte machen und ließ / durchblicken wie Geschichte / gemacht wird von Menschenmassen / Er hat die vorgeschriebenen Interpretationen / oft verlassen und ist umgestiegen / zu Leuten die keinen Namen trugen / Geschichten statt Geschichte.²

Ob zu den Geschichten, die der Lehrer den Abiturienten erzählte, auch der Aufstand der Herero in Südwestafrika zählte, lässt sich nicht mehr rekonstruieren; doch zweifellos hätte die Erzählung des Todes aus Verdurstung von zehntausend „namenlosen“ Frauen und Kindern in der Omaheke-Wüste, die Helga M. Novak in einem ihrer frühen Gedichte, *Generalstränen*, plastisch beschreibt, zu dem Unterrichtsstoff von Paruch/Rosliwek gut gepasst.

Mit Bezug auf einschlägige Gedichte, Prosastücke und auf die autobiografischen Romane *Die Eisheiligen* und *Vogel federlos* hat Izabela Surynt bereits gezeigt, dass die Ausrottung der Herero in Afrika durch die Deutschen im Werk Novaks „eine wichtige thematische Achse“ bildet.³

Ziel des vorliegenden Aufsatzes ist es, auf die schon von Surynt erkannten Hinweise näher einzugehen, sie im Rahmen der in der DDR herrschenden Erinnerungskultur zu erörtern und die Perspektive unter Berücksichtigung eines 1976 von Helga M. Novak verfassten und bisher von der Forschung vernachlässigten Features über die Anfänge der deutschen Kolonisation in Südwestafrika zu erweitern.

Bilder vom deutschen Kolonialwestafrika gehören zu den frühesten Erinnerungen der Dichterin; der Hinweis auf das Zigarettenbilderbuch „Deutsche Kolonien“ und die Erzählungen über Afrika von Tante Concordia und Onkel Egon, die am Anfang des Jahrhunderts als Kolonisten in Südwestafrika gelebt hatten, tauchen mehrmals in *Die Eisheiligen*, dem ersten autobiografischen Roman Novaks, auf.⁴ Die literarischen Gestalten Concordia und Egon entsprechen den realen Figuren Hedwig, der Tante väterlicherseits, und ihrem Gatten Nikolaus Esper, die im deutschen Südwestafrika gelebt hatten, wo Nikolaus als Kolonialsoldat gedient hatte.

¹ In einem Brief an Sarah Kirsch (24.10.1983) berichtet Novak, dass sie neulich einen Brief von ihrem ehemaligen Geschichtslehrer bekommen habe: „In meinem Buch über das Internat, über meine Oberschule in Waldsiefersdorf (Du wirst Dich vielleicht erinnern), kommt immer wieder ein Geschichtslehrer vor, damals 28, also zehn Jahre älter als wir Schüler, von dem ich die Grundlagen in Philosophie und Geschichte gelernt habe. Er hat mich nachhaltig geprägt, und ich war sehr verliebt in ihn. In meinem Buch heißt er Paruch, in Wirklichkeit heißt er Rosliwek. [...] Rosliwek schreibt, daß er sich jetzt ganz und gar der Erforschung der Geschichte der Balkanvölker widmet. Ich hab ihm glatt geantwortet, ihn hätte der Himmel mir geschickt, und zwar zum zweiten Mal im Leben. Denn meine Lemken, hinter denen ich her bin, stammen aus der Walachei, was sein Rumänien ist. Du weißt, dieses Volk, über das ich neulich in Polen recherchiert habe“. DLA Marbach, A:Kirsch.

² Helga M. Novak, *Vogel federlos*, Darmstadt und Neuwied 1982, S. 33.

³ Vgl. Izabela Surynt, „so verletzt, so erniedrigt, so elend, so mißhandelt, so verwundbar, so ungeschützt“. Zur Problematik von Identität und Gewalt im Werk Helga M. Novaks, in: *Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen*, 2007, S. 119–142, hier S. 131.

⁴ Für Hinweise auf das Zigarettenbilderalbum von Afrika und für die Afrika-Erzählungen der Tante und des Onkels vgl. Helga M. Novak, *Die Eisheiligen*, Darmstadt und Neuwied 1981, S. 13, 28, 81, 157, 221.

Die Erzählungen der geliebten Tante Concordia und die dem Zigarettenbilderbuch entnommenen Informationen über Afrika erwecken im kleinen Kind⁵ die Sehnsucht nach abenteuerlichen und exotischen Orten; Afrika – wie andere ferne Orte, von denen es schwärmt (das Schwarze Meer oder der Kaukasus) – dient dem Kind demzufolge als Projektionsfläche für seine eskapistischen Wünsche aus dem verhassten Familienmilieu. Folgt man der den *Eisheiligen* zu Grunde liegenden Metaphorik des Eises, so kann man behaupten, dass Afrika, als Kontinent der Wärme, den Gegenpol zu dem von Kältesophie beherrschten Familienhaus darstellt.

Der zwangsweise beschränkte Horizont des Kindes – *Die Eisheiligen* sowie *Vogel federlos* sind ausschließlich aus der Perspektive des Kindes bzw. des heranwachsenden Mädchens erzählt – ermöglicht keine kritische Vertiefung der Thematik der deutschen Kolonisation in Südwestafrika; andererseits sind die aus einem kleinbürgerlichen Milieu stammenden und etwas ungebildeten Verwandten Concordia und Egon nicht imstande, auf Nachfragen der Nichte einzugehen. So stößt die Ich-Erzählerin, als sie selbst unwissend und zögernd nach den Gründen der deutschen Kolonisation in Afrika fragt, auf das Unverständnis der Tante, die solchen Fragen, sei es aus Unwissenheit oder aus Mangel an politischem Bewusstsein, ausweicht: „Wenn ich sie frage, warum sie nach Afrika gefahren sei, sagt sie: Frage mich nicht, das kapierst du doch nicht.“⁶

So beschränken sich die Afrika-Erzählungen von Concordia und Egon auf geographische, botanische und zoologische Angaben sowie auf die Beschreibung von Lebensgewohnheiten in den Kolonien: „[Onkel Egon] weiß, wie man Lehmöfen mauert, Antilopenfleisch trocknet, einen Ochsenwagen durch feindliche Hererogebiete geleitet. Er spricht von Hendrik Witbooi und dem Häuptling Maharero dem Jüngeren, als seien es Leute, die um die Ecke wohnen.“⁷ Die Erzählung von Onkel Egon scheint den damaligen Abenteuerromanen mit kolonialem Hintergrund entnommen zu sein, wo deutsche Kolonisten mit hinterlistigen Herero zu kämpfen haben; andererseits nennt der ehemalige Kolonist die Namen der prominentesten Führer der Nama- bzw. Hererorevolten (Hendrik Witbooi und Samuel Maharero), ohne ein Wort über die Aufstände und die folgenden Völkermorde zu verlieren. Sowohl die Berichte von Egon als auch die im Zigarettenbilderbuch von Afrika enthaltenen Texte (wo „Hochmut, Anmaßung und besonders Grausamkeit“⁸ als die für die Herero bezeichnenden Charaktereigenschaften genannt werden) entsprechen dem zur wilhelminischen Zeit herrschenden Kolonialdiskurs, in dem die Taten der Kolonisatoren kaum hinterfragt und die Eingeborenen stets mit pejorativen Zuschreibungen versehen wurden.⁹ Die unkritische Übernahme des herrschenden

⁵ Aus Rücksicht auf die narratologischen Konventionen, spreche ich von der „Ich-Erzählerin“ (zur Abwechslung vom „Kind“ oder vom „Mädchen“), wenn ich mich im weiteren Verlauf des vorliegenden Aufsatzes auf die Protagonistin von *Die Eisheiligen* und *Vogel federlos* beziehe; die völlige Übereinstimmung zwischen dem erzählten Lebenslauf und der Biografie der Autorin lässt ansonsten keinen Zweifel daran zu, dass hinter der Ich-Erzählerin die Figur von Helga M. Novak ohne jegliche Verzerrung oder Verklärung steht.

⁶ Novak, *Die Eisheiligen*, S. 39.

⁷ Ebd., S. 28.

⁸ Ebd., S. 13.

⁹ Wie Stefan Hermes in seiner der literarischen Verarbeitung der Kolonialkriege gegen die Herero und Nama gewidmeten Studie gezeigt hat, bildet die vermeintliche Grausamkeit der Herero einen Gemeinplatz

Kolonialdiskurses durch die Familienmitglieder schreibt sich mühelos in die von Novak in ihren autobiografischen Romanen vorgenommene Darstellung eines kleinbürgerlichen, apolitischen, rückwärtsgewandten Haushalts ein; Madeleine Salzmann hat zu Recht betont, dass die Vertreter der älteren Generation in den *Eisheiligen* keine Anhänger des Nationalsozialismus waren und doch wegen ihres angepassten Verhaltens in den Augen des Mädchens an dem schuldig geworden sind, was während des „Dritten Reichs“ geschah.¹⁰ In diesem Kontext wundert es kaum, dass Kaldewitz gern die Romane von Gustav Frenssen liest,¹¹ der mit *Peter Moors Fahrt nach Südwest* (1906) eine damals hoch gepriesene rassistische und nationalistische Schilderung des Hererokrieges geliefert hatte.

Erst die Entwicklung eines politischen Bewusstseins des inzwischen der FDJ beigetretenen fünfzehnjährigen Mädchens erlaubt, sich mit dem deutschen Kolonialismus in Afrika auf eine neue Art zu befassen. Symptomatisch für dieses neue Bewusstsein ist die Tatsache, dass das Mädchen im Mai 1951 anlässlich des Aufbruchs zu einem FDJ-Lehrgang darauf verzichtet, das Zigarettenbilderbuch „Deutsche Kolonien“ mitzunehmen: „das Zigarettenbilderbuch Deutsche Kolonien lasse ich zurück ab jetzt wird für die Befreiung der Völker vom Kolonialjoch gekämpft besonders in Afrika.“¹² Das Zigarettenbilderbuch wird von der Ich-Erzählerin implizit mit einer endgültig abgeschlossenen und überholten Phase ihres Lebens assoziiert; zugleich verrät der Hinweis auf die Befreiungskriege der afrikanischen Völker die in der Geschichtsschreibung der DDR herrschende Deutung des Herero- und Namakrieges als Vorgeschichte jenes Unabhängigkeitskampfes, den laut Stephan Hermes „die von der DDR unterstützte SWAPO ab den 1960er Jahren gegen das südafrikanische Apartheidregime in Namibia führte.“¹³

Die koloniale Vergangenheit des Onkels und seine wiederkehrenden Treffen mit Veteranen aus Südwesafrika führen im zweiten Teil der Autobiografie (*Vogel federlos* verfolgt den Lebenslauf Novaks von 1951 bis 1954) zu einer harten Konfrontation zwischen dem inzwischen stark politisierten Mädchen und dem alten Mann, dem die Nichte die Beteiligung an der Ausrottung der Herero vorwirft. Diesem Streitgespräch lässt die Autorin eine Beschreibung des Treffens alter Kameraden vorangehen.

Die Ich-Erzählerin, die an einem Wochenende den in Köpenick lebenden Onkel zum Treffen nach Westberlin begleitet, beobachtet mit Aufmerksamkeit die Teilnehmer und schildert daraufhin den Verlauf des Treffens. Die alten Kolonialsoldaten werden als gut aussehende, flinke, gebräunte, lachende, selbstzufriedene alte Männer vorgestellt, die in ihren Gesprächen kein Zeichen von Reue und Schuldgefühl zeigen. Die Erinnerungen an den Ausbruch des Herero-Aufstandes, die ein Veteran aufrollt, sind von jenen paternalistischen und selbstrechtfertigenden Tönen durchzogen, die auch die deutsche Publizistik und Literatur zur Zeit des

in der kolonialen Literatur des Kaiserreichs (vgl. Stefan Hermes, „Fahrten nach Südwest“. Die Kolonialkriege gegen die Herero und Nama in der deutschen Literatur (1904–2004), Würzburg 2009, S. 35).

¹⁰ Vgl. Madeleine Salzmann, Die Kommunikationsstruktur der Autobiographie: mit kommunikationsorientierten Analysen der Autobiographien von Max Frisch, Helga M. Novak und Elias Canetti, Bern u.a. 1988, S. 142.

¹¹ Vgl. Novak, Die Eisheiligen, S. 17.

¹² Ebd., S. 221.

¹³ Hermes, Die Kolonialkriege gegen die Herero und Nama, S. 162.

Herero-Aufstandes kennzeichneten. Der Veteran erzählt von dem Treffen am 12. Januar 1904 zwischen seinem Vater und einem Häuptling der Herero namens Kanagura wie folgt:

Kanagura! Du bist Christ und läßt deinen Lehrer Kabihayo Gottes Wort predigen. Kennst du das Bibelwort: Seid untertänig der Obrigkeit?
 Gewiß, das kenne ich.
 Dann sag mir mal, wer ist die Obrigkeit? Ist das nicht der Gouverneur, der hier das Heft in der Hand hat?
 O sempa, o sempa – Jawohl, jawohl, sollte das heißen.
 Und mein Vater darauf: Seht Ihr, wir alle, Schwarze und Weiße, sind Schützlinge des Gouverneurs. Wer seinen Anordnungen folgt, geht den rechten Weg. [...] Nun, so werden wir auch in Zukunft Freunde bleiben.¹⁴

Nach der besiegelten Freundschaft hätten die Herero angeblich ihre Verlogenheit bewiesen, indem sie eine Patrouille deutscher Soldaten angegriffen und totgeschlagen hätten, was den alten Erzähler zu folgendem Kommentar führt: „Das verstanden diese Bestien unter Freundschaft ...“¹⁵

Schlusspunkt des fröhlichen Zusammentreffens ist das Verfassen von „Grußadressen“ an General Lettow-Vorbeck, „der es“ – so die Ich-Erzählerin – „vom Kommandeur der Schutztruppen bis zum führenden Teilnehmer am Kapp-Putsch gebracht hatte und immer noch lebte“¹⁶.

Als gleich nach dem Treffen die Ich-Erzählerin ihrem Onkel die Vernichtung der Herero vorwirft („Ihr Kolonialsoldaten habt als erste Deutsche ein ganzes Volk, nämlich die Hereros ausgerottet“)¹⁷ und darüber hinaus ihm auch den Mord von Juden und Kommunisten vorhält („Ihr habt die Hereros umgebracht, die Juden, die Kommunisten“)¹⁸, reagiert der Onkel umgehend mit Hinweisen auf die Verbrechen Stalins, die wiederum die Nichte als engagierte FDJlerin heftig abstreitet.¹⁹ Mit Übermut und Selbstzufriedenheit verwirft sie solche „Verleumdungen“ und in Bezug auf die Gräueltaten der Nazis behauptet sie, dass sie und ihre Parteigenossen dafür sorgen werden, dass „sowas nicht mehr vorkommt in Deutschland.“²⁰

Wie alle historischen Zeugnisse verdanken die autobiografischen Romane Novaks ihre Relevanz dem sich in ihnen realisierenden Wechselspiel zwischen der notwendigerweise beschränkten Perspektive des Zeitzeugen und derjenigen des Lesers, der im Gegensatz zum unmittelbaren Zeugen über einen breiteren geschichtlichen Horizont verfügt. Die Geheimrede Chruschtschows, in der Stalins Verbrechen enthüllt wurden, und – auf privater Ebene – Novaks Ausbürgerung aus der DDR im Jahre 1966 rückt die hoffnungsvollen Aussagen der anmaßenden FDJlerin in ein dramatisches Licht; sie erscheinen nämlich

¹⁴ Novak, Vogel federlos, S. 52.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd., S. 53.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd., S. 54.

¹⁹ Ebd., S. 53: „Onkel Egon sagt: Komm du mir mit Vorwürfen, so jung und unwissend wie du bist. Dein russischer Oberhirte, dem ihr alle huldigt, dein Vater aller Werkkräftigen, der watet bis zum Hals in Blut. / Ich: So kriegst du mich nicht, ich kenne die Quellen, aus denen ihr eure Lügen schöpft. Bei mir prallen alle Verleumdungen ab, kannst erzählen, was du willst.“

²⁰ Ebd., S. 54.

rückblickend als pathetische und naive Überzeugungen, die bald einem tragischen Dementi entgegenlaufen würden.

Wurde im Gespräch mit Onkel Egon die Ausrottung der Herero in einem Atemzug mit dem jüdischen Genozid und mit der Verfolgung von Kommunisten im „Dritten Reich“ genannt, so wird an einer weiteren Stelle des Romans der Völkermord der Herero als sinnbildlich für die Verbrechen des deutschen Volks in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zitiert; diesen tragischen Begebenheiten gegenüber erscheint der Ich-Erzählerin der aus Goethes Gedicht *Das Göttliche* abgeleitete und in der Schule erlernte Aufruf „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ wie eine hohle Phrase oder eher wie das pathetische Relikt einer edlen humanistischen Kultur, die den Ausbruch der Barbarei nicht verhindern konnte. In einem Brief schreibt das Mädchen an Tante Concordia:

Von Dir, Concordia, und nur von Dir laß ich mir solche abgeklapperten Sprüche gefallen wie: Hilfreich und gut! Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. [...] Du bist über achtzig und sagst das zu mir mit einer Mädchenstimme und siehst mich an wie ein Mädchen, aber nichtmal ich, wo ich doch erst siebzehn bin, wage es, Leute so anzusehen, wie Du es tust. Bist du denn gut [...]? Ich möchte so werden wie Du, aber dazwischen liegen siebzig Jahre. Und was ist alles geschehen! Ihr habt die Hereros ausgerottet. War das gut? Oder hast Du es nicht gewußt?²¹

Die ersten westdeutschen Leser von Novaks Romanen (sie erschienen 1979 bzw. 1982) staunten womöglich über diese zahlreichen Hinweise auf den Vernichtungskrieg gegen die Herero, denn der Völkermord an den Herero und Nama, sowie allgemeiner der deutsche Kolonialismus bildeten damals in der Bundesrepublik noch keine weit debattierten Themen. Zwar hatten sich schon Historiker und Schriftsteller²² der Kolonialismusfrage kritisch angenähert, doch eine öffentliche Aufarbeitung blieb lange aus und erst in den 1990er Jahren fand die schwierige koloniale Vergangenheit Eingang in das kollektive Gedächtnis des deutschen Volkes.²³ DDR-Historiker konnten im Vergleich zu ihren Kollegen in der BRD auf einen kleinen Forschungsvorlauf verweisen: Maßgeblich für die Deutung des Völkermords an den Herero und Nama als Vorspiel zum Holocaust und für die Interpretation des deutschen Kolonialismus im Rahmen von Lenins Imperialismuskritik war die 1966 in Ostberlin erschienene Monografie von Horst Drechsler: *Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf der*

²¹ Novak, Vogel federlos, S. 186–187. Der Gegensatz zwischen Goethes Humanismus und der nationalsozialistischen Barbarei wird auch in einem frühen Gedicht von Novak evoziert, in *Erwägungen am Ettersberg* (Helga M. Novak, solange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte. 2. Auflage, Frankfurt am Main 2008, S. 76–77). Anlass für das Verfassen dieses Gedichts war ein Klassenausflug nach Weimar, wo Helga M. Novak und ihre Schulkameraden sowohl die Goethe- und Schillerstätten als auch das KZ-Buchenwald besichtigten.

²² Die erste in der BRD erschienene mit einem kritischen Ansatz gekennzeichnete Studie über Deutsch-Südwestafrika ist die von Helmut Bley, *Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894–1914*, Hamburg 1968. Der Roman *Morenga* von Uwe Timm (1978), in dem der Krieg gegen die Nama thematisiert wird, bildete den ersten literarischen Versuch, sich dem Thema deutscher Kolonialismus in Südwestafrika kritisch anzunähern und leistete einen wichtigen Beitrag zur öffentlichen Rezeption der kolonialen Thematik.

²³ Zur Erinnerungskultur des deutschen Kolonialismus in Südwestafrika, vgl. Hermes, *Die Kolonialkriege gegen die Herero und Nama*, S. 11–12; Jürgen Zimmer, Joachim Zeller, Vorwort zur dritten Auflage, in: dies. (Hg.), *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg in Namibia (1904–1908) und seine Folgen*, Berlin 2016, S. 8–10.

Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus (1884–1915).²⁴ In der DDR bildete der Aufstand der Herero ebenfalls auf populärer Ebene ein bekanntes Thema, das schon in den 50er Jahren Eingang in die Kinder- und Jugendliteratur gefunden hatte²⁵ und sogar als Sujet für die Gestaltung von Dioramen diente.²⁶

Auch einige frühe Gedichte zeugen von der schon in den 50er Jahren begonnenen Auseinandersetzung Novaks mit den dunklen Aspekten der deutschen Kolonisation. So sind in der mit „unpolitisches Angebot“ betitelten Sektion ihres ersten Lyrikbandes *Ballade von der reisenden Anna* (1965) zwei stilistisch höchst unterschiedliche Texte enthalten, die sich unmittelbar mit der Kolonisation in Südwestafrika befassen: *Nikolaus – der Kolonist* und *Generalstränen*.

In *Nikolaus – der Kolonist* portraitiert die Dichterin mit karikaturistischen Strichen das Bild eines Kolonisten (der bezeichnenderweise denselben Vornamen wie Novaks Onkel trägt), der wie ein Pferd den Kaiser auf dem Rücken nach Afrika bringt („Kaiser Wilhelm ritt / auf dem schwitzenden Nikolaus / nach Afrika“) und sich dabei untertänig für jeden Dienst hergibt. Die letzte Strophe unterstellt, dass die vom Kolonisten erwiesenen Dienste nicht nur demütigend, sondern womöglich auch verbrecherischer Natur waren, denn der Hinweis auf die „schwarze Haut“ weckt beim Leser eine Assoziation mit dem Massaker an den Herero: „wars Antilopenhaut / die der Kaiser fraß / so schwarz / so schwarz / allmögliche Haut / hat der Nikolaus dem Kaiser vorgekaut / so schwarz so schwarz“²⁷.

In *Generalstränen* stellt sich die Autorin den Besuch vor, den General Paul Emil von Lettow-Vorbeck (1870–1964) „ein halbes Jahrhundert nach dem Aufstand der Hereros“ auf dem Schlachtfeld Hamakari am Waterberg in Südwestafrika machte. Beim Wiedersehen der Landschaften, wo er einst „einen totalen Krieg“ geführt und „ein Volk ausgerottet“ hatte, bekam der General „Freudentränen“, wird knapp kommentiert. Im zweiten Teil des Gedichts wird dem Leser das schockierende Bild der in der Wüste vor Durst sterbenden Hererofrauen vorgeführt. Die Kuten, in denen sie verzweifelt und vergeblich „nach Nässe wühlten“ sind inzwischen verweht, so dass Lettow-Vorbeck sie nicht zu finden vermochte: „drum konnte er nicht weinen“²⁸ heißt die bittere, an Brecht erinnernde Pointe des Gedichts.

²⁴ Zur Bedeutung von Drechslers Monografie für die Aufarbeitung des deutschen Kolonialismus in Südwestafrika, vgl. Hermes, *Die Kolonialkriege gegen die Herero und Nama*, S. 162; zum „Forschungsvorlauf“ der DDR-Historiker vgl. Ulrich van der Heyden, *Kolonialgeschichtsschreibung in Deutschland. Eine Bilanz ost- und westdeutscher Kolonialhistoriographie*, in: *Neue Politische Literatur*, 48 (2003), S. 401–429, hier S. 406.

²⁵ Stefan Hermes hat darauf hingewiesen, wie Unterhaltungsschriftsteller aus der DDR als erste das Thema des Kriegs gegen die Herero in die Öffentlichkeit einbrachten und zitiert als Beispiele den Roman von Maximilian Scheer, *Schwarz und Weiß am Waterberg* (1952), sowie *Sturm über Südwestafrika* von Ferdinand May (1962). Vgl. Hermes, *Die Kolonialkriege gegen die Herero und Nama*, S. 163.

²⁶ Vgl. Heinz Hartmann, *Geschichte in Zinn*, Münster 2010, S. 12. Hartmann weist darauf hin, dass die Besucher der Ausstellung „Kleine Weltgeschichte in Zinn“, die 1961 in Burg stattfand, auch ein Diorama mit dem Herero-Aufstand bewundern konnten.

²⁷ Für dieses sowie für das vorige Zitat vgl. Helga M. Novak, *Nikolaus – der Kolonist*, in: dies., *solange noch Liebesbriefe eintreffen*, S. 58.

²⁸ Für alle Zitate dieses Abschnitts vgl. Helga M. Novak, *Generalstränen*, in: dies., *solange noch Liebesbriefe eintreffen*, S. 59.

Das Gedicht nimmt direkten Bezug auf die Reise nach Afrika, die der alte General 1953 auf die Schlachtfelder seiner militärischen Karriere unternahm; laut der westdeutschen Presse wurde dort der „Löwe von Ost-Afrika“ von seinen treuen Askari und selbst von seinen ehemaligen Gegnern enthusiastisch empfangen.²⁹ Während in der BRD Lettow-Vorbeck als unbesiegter Kämpfer der Kampagne in Südafrika (1914–1917) gefeiert wurde, wurde er in der DDR hauptsächlich wegen seiner Beteiligung an der Waterberg-Schlacht gegen die aufständischen Herero sowie wegen seiner späteren Rolle im Kapp-Putsch erinnert. Aufgrund dieser Karriere sowie des Prestiges, das der alte General in der Bundesrepublik genoss, diente seine Figur im sozialistischen Deutschland als ein Paradebeispiel, mit dem die Kontinuität zwischen Kolonialismus und Faschismus bewiesen und das Fortbestehen reaktionärer Kräfte im Militär und im allgemeinen in den Institutionen der BRD belegt wurde. Dass die wahre Figur Lettow-Vorbecks eher dem negativen Bild der DDR-Propaganda als der bundesrepublikanischen Heldenverklärung entsprach, hat inzwischen Uwe Schulte-Varendorff bestätigt, der in seiner Biografie die antisemitische, rassistische und national-völkische Einstellung von Lettow-Vorbeck entlarvt hat.³⁰

Lettow-Vorbeck bleibt eine Schlüsselfigur in Novaks Aufarbeitung des Genozids der Herero und taucht erneut in der Erzählung *Hauswein* auf.³¹ Hier wird von einem alten Herrn berichtet, der in einer Laubenkolonie wohnt und mit dem die Ich-Erzählerin auf dem Weg zu ihrer Arbeitsstelle die Bekanntschaft macht.³² Herr Winkler hat siebzehn Jahre in Südafrika verbracht und begibt sich jeden Montag zu den Kameradschaftsabenden des „Verbandes ehemaliger Kolonial- und Überseetruppen“. Die Handlung der Erzählung spielt offensichtlich im Jahre 1960, denn es wird gesagt, dass die alten Kameraden neulich den neunzigsten Geburtstag des 1870 geborenen Generals Lettow-Vorbeck gefeiert haben. Herrn Winklers Erzählungen von seiner kolonialen Vergangenheit ähneln denen von Onkel Egon und beschränken sich auf banale Erinnerungen an Gewohnheiten und Bräuche des Alltagslebens.³³ Die flüchtigen Bezüge auf die Herero, die Herrn Winkler entschlüpfen, verraten, dass der ehemalige Kolonialsoldat die in Deutsch-Südafrika begangenen Gräueltaten nie einer kritischen Bewertung unterwarf: „Die Hereros [...] gibt es nun nicht mehr, aber die Antilopen gehen nicht aus“, lautet sein knapper Schlusskommentar.³⁴

Einen Rückblick auf die Anfänge des Kolonialismus in Deutsch-Südafrika bietet Novak mit dem Feature „*Warum bohrt ihr Löcher bei meines Vaters Grab? 1888 – Protokoll*

²⁹ Siehe den Bericht „Lettow-Vorbecks Safari“, in: *Der Spiegel*, 11.2.1953, S. 16–17; für eine durchaus lobende Würdigung des gerade verstorbenen Generals siehe, u.a., den Artikel „Ein legendärer General. Lettow-Vorbeck wurde auch von seinen Gegnern geehrt“, in: *Badische Zeitung*, 11.3.1964.

³⁰ Uwe Schulte-Varendorff, *Kolonialheld für Kaiser und Führer. General Lettow-Vorbeck – Mythos und Wirklichkeit*, Berlin 2006.

³¹ Helga M. Novak, *Hauswein*, in: *Tintenfisch 1* (1968), S. 98–100.

³² Die Ich-Erzählerin ist Buchhändlerin, genauso wie Novak, die zu jenem Zeitpunkt (1961) als Buchhändlerin in Berlin-Treptow arbeitete.

³³ Herr Winkler teilt verschiedene Charakteristiken mit Onkel Egon. Beide verfügen über einen Schrebergarten; an den Wänden ihrer Schuppen hängen Utensilien nach der afrikanischen Art (vgl. Novak, *Hauswein*, S. 98; dies., *Die Eiseheiligen*, S. 180); beide pflegen in regelmäßigen Treffen mit den alten Kameraden die Erinnerung an die Kolonialzeit ihrer Jugendjahre.

³⁴ Novak, *Hauswein*, S. 99.

*einer preußischen-afrikanischen Verhandlung in Namibia.*³⁵ Die im Titel genannte Verhandlung, die am 30. Oktober 1888 in Okahandja unter Teilnahme des deutschen Reichskommissars Heinrich Göring, des Häuptlings der Herero, Maharero, sowie von Vertretern der englischen Kolonialmacht stattfand, bildet – nach den einführenden Worten des Kommentators – „ein Modell für die Betrugsmanöver der Kolonialmächte und zeigt, wie sie durch ‚Landkauf‘ und ‚Protektorat‘ versuchen, sich fremde Länder zu unterwerfen.“³⁶

Im Sinne der in den 1970er Jahren hoch im Kurs stehenden Dokumentarliteratur besteht das Feature aus einer Collage von Zitaten: So wechseln die im Bundesarchiv liegenden Protokolle der Verhandlung mit Ausschnitten aus historisch-ethnographischen Abhandlungen und Schriften von Zeitzeugen ab.³⁷ Diese Einschübe dienen dazu, die Versammlung in einen breiteren historischen Rahmen einzubetten und sie durch Rückblicke auf vorhergehende Ereignisse (die Erklärung des deutschen Protektorats über Südwestafrika im Jahre 1884) sowie durch die Vorwegnahme von späteren Geschehnissen (der Krieg gegen die Herero) kritisch zu kommentieren.

Das Feature zeigt, wie die Deutschen durch die Unterzeichnung von Schutzverträgen mit den Herero das Ziel verfolgten, ihre ökonomische und politische Rolle im Land zu festigen, und in Konkurrenz zu den Engländern auf die Bodenschätze in Südwestafrika Anspruch erhoben.³⁸

In der Verhandlung werfen die Herero Göring vor, die versprochene Hilfe gegen die feindlichen Nama nicht geleistet zu haben, und klagen ihn darüber hinaus an, Häuser auf heiligen Stätten gebaut zu haben.³⁹ Auf diese Episode bezieht sich der Titel des Features, der damit das Aufeinanderprallen von zwei unterschiedlichen Weltvorstellungen und die Respektlosigkeit der Kolonialmächte gegenüber der Kultur der Eingeborenen hervorheben will. Die Schändung von heiligen Gräbern sowie das Drängen des einflussreichen englischen Händlers und Entdeckers Robert Lewis, der von den Herero vor der Ankunft Görings die exklusiven Schürfrechte erhalten hatte⁴⁰ und nun Maharero dazu anspricht, die Schutzverträge mit den

³⁵ Das Feature wurde am 29.10.1976 vom Hessischen Rundfunk gesendet.

³⁶ Helga M. Novak, „Warum bohrt ihr Löcher bei meines Vaters Grab?“ 1888 – Protokoll einer preußischen-afrikanischen Verhandlung in Namibia, S. 2 (Radio-Manuskript).

³⁷ Eingeschoben sind sowohl Texte von Verteidigern der deutschen Kolonisation aus der Kaiserzeit (wie Graf von Pfeil, Kurd Schwabe, Carl Ohlsen) wie auch Kommentare des sowjetischen Afrikaforschers Dmitri A. Olderogge, der zusammen mit I. I. Potechin eine zweibändige Abhandlung über die Völker Afrikas verfasste (Moskau 1954). Die ostdeutsche Ausgabe dieser Studie (Die Völker Afrikas. Ihre Vergangenheit und Gegenwart, Berlin 1961), die in der im Deutschen Literaturarchiv in Marbach a. Neckar aufbewahrten Privatbibliothek Novaks einzusehen ist, zeigt gerade im Kapitel über Südafrika viele Unterstreichungen und Randkommentare der Autorin.

³⁸ So beklagt sich ein Herero-Vertreter Göring gegenüber: „Wenn du, Göring, wegen eines Protektoratsvertrages hierher gekommen bist, warum verlangst du jetzt Minen? Warum sagst du, du hättest diesem und jenem geholfen? Du hast uns nicht geholfen, deine Sachen sind alle einseitig [...] Was für eine Sorte Protektorat ist das? Wir suchen immer noch diesen Schutz“ (Novak, „Warum bohrt ihr Löcher bei meines Vaters Grab?“, S. 14–15).

³⁹ Ebd., S. 17. Wie auch moderne Historiker hervorgehoben haben, bildete diese Anklage die entscheidende Ursache für den Rückzug Görings. Vgl. David Olusoga, Casper W. Erichsen, *The Kaisers' Holocaust. Germany's Forgotten Genocide*, London 2010, S. 53.

⁴⁰ Vgl. Novak, „Warum bohrt ihr Löcher bei meines Vaters Grab?“, S. 31.

Deutschen für nichtig zu erklären, bestimmten die Annullierung der Schutzverträge und den Rückzug Görings, der in aller Eile nach Berlin zurückkehren musste.⁴¹

Heuchelei und Opportunismus kennzeichnen alle an der Verhandlung beteiligten Machtfiguren und selbst Maharero erscheint als eine zwielichtige Figur: „Maharero laviert, verstrickt sich in Lügen und ist auf seinen Vorteil bedacht, den er sich von Engländern und Deutschen gleichermaßen erhofft“, warnt der Kommentator schon am Anfang des Features vor.⁴²

Die im vorliegenden Aufsatz durchgeführte Untersuchung beweist also, dass Helga M. Novak bei ihrer Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus in Südwestafrika der in der DDR herrschenden Deutung des Kolonialismus stets verpflichtet blieb. Die Dichterin zeigt in ihrem Feature, wie koloniale Ansprüche aus der Profitgier des Monopolkapitals entstehen und wie diese stets zur Ausbeutung und zur Unterdrückung der eingeborenen Völker führen; zugleich bekräftigt sie in den erwähnten Gedichten und Prosatexten, auch am Beispiel der Biografie vom General Lettow-Vorbeck, die von der DDR-Historiografie verfochtene Kontinuitätsthese, laut der eine folgerichtige Entwicklung zwischen dem wilhelminischen Kolonialismus und dem Faschismus bestanden habe, dessen reaktionäres Erbe in der Bundesrepublik fort dauern würde.

⁴¹ Im folgenden Jahr, 1889, wurde die erste deutsche Schutztruppe unter dem Hauptmann Curt von François nach Südwestafrika entsandt, der „das Ansehen der Deutschen wiederherstellen“ und die „Beamten wieder einsetzen“ sollte (ebd., S. 33).

⁴² Ebd., S. 8.

IN LITERARISCHEN WELTEN

Gdańsk 2017, Nr. 36

Katrin von Boltenstern
(Humboldt-Universität zu Berlin)

„Briefe, die kein Ende finden“.
Briefeschreiben in Werk und Nachlass von Helga M. Novak

Das Motiv des Briefes prägt die Gedichte, Prosa und Autobiografien Helga M. Novaks. Im Nachlass im Deutschen Literaturarchiv Marbach stellen die Korrespondenzen der Autorin den zentralen und quantitativ größten Teil dar. Der folgende Aufsatz zeigt, auf welche Weise sich das Briefeschreiben und das literarische Schreiben bei Helga M. Novak bedingen und inwiefern das Medium Brief als Ausdruck einer Konstellation zu deuten ist, die für das Schaffen der Autorin als signifikant gelten kann.

Schlüsselwörter: Briefe, Nachlass, Werkbildung, Fragmente, *Im Schwanenhals*

„Letters that do not come to an end“. Letters in the work and the posthumous papers of Helga M. Novak. The motif of the letter characterises Helga M. Novak’s poems, prose and autobiographies. In her posthumous papers at the German Literature Archive in Marbach personal correspondence represents the main and largest part of this collection. The following paper shows the connection of letter-writing and literary writing in Novak’s opus and how letters appear as a significant influence on the author’s work.

Keywords: Letters, posthumous papers, genesis of works, unfinished works, *Im Schwanenhals*

Das Motiv des Briefes durchzieht das Werk Helga M. Novaks; in ihren Gedichten, Erzählungen, Hörspielen und autobiografischen Romanen arbeitete die Autorin immer wieder, über alle Schaffensphasen hinweg, mit diesem Thema und seiner Form. Die *Gesammelten Gedichte*, die das dichterische Werk Novaks in einer 1999 erstmals publizierten und 2008 erweiterten Ausgabe bündeln, sind programmatisch mit der Verszeile *solange noch Liebesbriefe eintreffen* überschrieben.¹ In dem titelgebenden Gedicht steht der Brief, der seinen Adressaten erreicht, für Hoffnung und Trost, für die Möglichkeit der Verbindung und des Zueinanderkommens:

solange noch Liebesbriefe eintreffen
ist nicht alles verloren
solange noch Umarmungen und Küsse
ankommen und sei es in Briefen
ist nicht alles verloren
solange ihr noch in Gedanken

¹ Helga M. Novak, *solange noch Liebesbriefe eintreffen*. *Gesammelte Gedichte*, hrsg. v. Rita Jorek. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2008.

nach meinem Verbleib fahndet
ist nicht alles verloren²

Viele weitere Gedichte und Erzählungen tragen ebenfalls den Brief im Titel oder haben ihn zum Gegenstand. So wird beispielsweise auch in der *Bittschrift an Sarah* dem Brief eine essentielle Bedeutung zugeschrieben; in der letzten Strophe heißt es: „Sarah geht los – schaut ob ich noch Freunde habe/ sagt ihnen – ich lebe ich sterbe ich lebe/ um Himmels Willen/ schreibt mir einen Brief von zu Hause.“³ Der Protagonist der Erzählung *Sizilianische Vesper in Briefen* wiederum berichtet brieflich von einem Palermo-Aufenthalt und konstatiert schlicht: „Die Grenzen der Briefe sind meine Grenzen.“⁴

Das Medium Brief kann nicht nur räumliche Distanzen und nationale Grenzen überwinden, es ist zugleich bedingt und beschränkt durch Schriftlichkeit, Raumdifferenz, Zeitverzug und die Anwesenheit eines körperlich abwesenden Adressaten.⁵ Spätestens mit Novaks fluchtartiger Ausreise aus der DDR nach Island 1957 wird das Kommunikationsmittel des Briefes zu einem wesentlichen Ausdruck ihres Schreibens. Der Brief steht für ein distanzüberwindendes Schreiben, für Austausch, Verbindung und ein Zueinanderkommen, das stattfindet, ohne beieinander zu sein.

Der Nachlass Helga M. Novaks im Deutschen Literaturarchiv Marbach veranschaulicht die zentrale Bedeutung der Korrespondenzen im Wirken der Autorin: Thematisch oder nach Adressat in Mappen geordnet machen sie fast die Hälfte des gesamten Bestands aus. Von insgesamt 76 Archivkästen des ‚handschriftlichen‘ Nachlasses entfallen ungefähr 29 Kästen auf die Korrespondenzen. Doch Novak, die ihre Briefe sorgsam sammelte und aufbewahrte,⁶ betonte immer wieder, dass es sich hierbei bloß um die „kümmerlichen Reste“⁷ ihrer Briefschaften handele – dezimiert durch unvorhergesehene und plötzliche Aufbrüche und Fluchten, Umzüge, Reisen und Ortswechsel. Ungewöhnlich ist, dass sich nicht nur die an Novak geschickten, sondern auch ihre eigenen, die von ihr versendeten Briefe – in der Regel maschinenschriftlich verfasst – im Nachlass befinden. So fertigte die Autorin Durchschläge ihrer Briefe an, erbat

² Ebd., S. 444.

³ Ebd., S. 397–398.

⁴ Helga M. Novak, *Sizilianische Vesper in Briefen*, in: dies., *Aufenthalt in einem irren Haus*. Neuwied, Berlin 1971, S. 114–135, hier S. 123.

⁵ Vgl. Jochen Strobel, *Vom Verkehr mit Dichtern und Gespenstern. Figuren der Autorschaft in der Briefkultur*, in: ders. (Hg.), *Vom Verkehr mit Dichtern und Gespenstern. Figuren der Autorschaft in der Briefkultur*, Heidelberg 2006, S. 7–32, hier S. 8.

⁶ Novak bat auch einige ihrer Korrespondenzpartner und Korrespondenzpartnerinnen, ihre Briefe für sie aufzubewahren: „Meine Briefe“ – laß sie nur ruhen, nicht schicken, nicht herumtragen, schon gar nicht durch die DDR! Ich brauche sie vielleicht später, jetzt ist mein Buch ja ‚geplatzt‘.“ Helga M. Novak an Sigrid Valtingoer, 9. April 1988, in: DLA Marbach, A:Novak; Briefe von ihr an, Valtingoer, Sigrid (und Richard) (2) (ca. 1967–88).

⁷ „Du hast hier wochenlang die kümmerlichen Reste meiner Briefschaften sortiert.“ Helga M. Novak an Marion Brandt, 17. Dezember 1998, in: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Briefwechsel mit Brandt, Marion.

sich Kopien von ihren Korrespondenzpartnern und -partnerinnen zurück oder bemächtigte sich ihrer Briefe auf andere Weise.⁸

In welchem Zusammenhang steht dieser spezielle Nachlasskorpus zu Novaks literarischem Schaffen und warum nehmen die Briefe eine so zentrale Stellung ein? Im Folgenden wird dargelegt, auf welche Weise sich das Briefeschreiben und das literarische Schreiben bei Helga M. Novak bedingen und inwiefern das Medium Brief als Ausdruck einer Konstellation zu deuten ist, die für das Schaffen der Autorin als signifikant gelten kann.

Die Ambivalenz der Briefe – Bedingungen im Umgang mit dem literarischen Archiv Helga M. Novaks

Eine solche, stark auf Nachlassmaterial gestützte Untersuchung ist dabei zum einen mit der Problematik konfrontiert, inwieweit eine Verschiebung des Fokus hin zum literarischen Archiv gerechtfertigt ist. Zum anderen stellt sich die Frage nach dem Umgang mit der Überlagerung von Privatsphäre und Öffentlichkeit, die im Falle des Briefes besonders evident ist:

Der Privatbrief, der seit der Briefkultur des 18. Jahrhunderts als ‚Medium der Intimität‘⁹ gilt und der sich unter dem Signum des Briefgeheimnisses an einen bestimmten Adressaten richtet, ist im Feld der Literatur ab dem 19. Jahrhundert gleichzeitig Gegenstand des öffentlichen Interesses: Briefeditionen entstehen und die Korrespondenzen von Autoren werden gemeinsam mit ihren Nachlässen gesammelt. Novak benennt das damit einhergehende Dilemma ausdrücklich und schreibt 1998 an Marion Brandt, die ihr bei der Ordnung ihrer Briefe und Manuskripte geholfen hatte:

Eine Menge meiner früheren Bekannten und Freunde haben meine Briefe ohne mich zu kontaktieren, nach Marbach ans Schiller-Nationalmuseum / Deutsches Literatur-Archiv gegeben. Vielleicht gut gemeint, obwohl ja ein gewisses Desinteresse daraus hervorgeht, mich dorten ungefragt ‚abzulegen‘, wo ich doch noch lebe, erreichbar bin und selber seit Jahren meinen alten Briefen nachjage, eben wegen der Erinnerungsstützen. Dir fiel sicher auf, wie oft hier Packen rumliegen von Briefen, die ich mir zurückgestohlen habe. Nicht, weils da Geheimnisse oder was zu verbergen gab, nein diese alten Briefe sind für mich, was andere als ihre Tagebücher horten (und nicht selten verstecken).

Du erinnerst Dich auch daran, daß ich Dich bei Beginn Deiner Durchsichten um äußerste Diskretion gebeten habe.

Jetzt nun ist es HINZ und KUNZ möglich in meinen intimen, seelisch und politisch spontanen Äußerungen herumzukramen und Ausschnitte zu nehmen und mich ganz nackt öffentlich zu machen. Isländisches Sprichwort: „Ein Dichter ist einer, der nackt auf dem Markt steht“. OK, aber meine Figur erlaubt es nun nicht mehr, vor 20 Jahren noch gerne.

[...] [hs.:] Es ist ja mit den spontanen Briefen so: Da kannst Du nicht (wie im Gespräch) zurücknehmen, erklären, differenzieren, erwägen, abschätzen, Dich verbessern!

Das ist es: es steht da!¹⁰

⁸ Vgl. z.B.: „Als ich 1968 von Island nach Frankfurt am Main zog, verbargen sich in meinem Gepäck alle Briefe, die ich je an ihn geschrieben hatte.“ Helga M. Novak, *Im Schwanenhals*, Frankfurt am Main 2013, S. 271. „Wegen der im Schiller-Archiv abgelegten Briefe habe ich eine Briefaktion unternommen, rundum. Fordere meine Briefe inform [!] von Kopien zurück.“ Helga M. Novak an Rita Jorek, 12. Januar 1999, in: DLA Marbach, A:Novak, (HS 15.39), Nachtrag 2015, Briefwechsel mit Jorek, Rita 1998/99.

⁹ Strobel, *Figuren der Autorschaft in der Briefkultur*, S. 7.

¹⁰ Helga M. Novak an Marion Brandt, 17. Dezember 1998; In: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Briefwechsel mit Brandt, Marion.

Die Autorin unterscheidet hier zwischen der großen persönlichen Bedeutung, die ihre Briefe für sie und ihre Arbeit haben und der Sorge um den Verlust der Verfügungsgewalt und Kontrolle, der mit der öffentlichen Zugänglichkeit der Briefe einhergeht. Die Briefe, die Novak das Tagebuch ersetzen, stellen ein Medium größter Intimität, Privatheit und Spontanität dar und stehen in ihrer Variabilität und starken Kontextbezogenheit dem öffentlich abgedruckten, fixierten Wort gegenüber.

Nach Bernhard Zeller zählen Briefe einerseits zu den unmittelbarsten, andererseits zu den „subjektivsten geschichtlichen Quellen“¹¹, sodass im Vorfeld jeder archivbasierten Forschung der Umgang mit diesen unveröffentlichten Dokumenten reflektiert werden muss.¹² Im Falle Novak gilt es im Zuge dessen insbesondere das Ambivalenz-Verhältnis der Autorin zu ihrem Nachlass zu berücksichtigen: Einerseits plädierte Novak in Briefen und Aufzeichnungen immer wieder für eine klare Trennung von Öffentlichkeit und Privatsphäre¹³ und brachte ihre Skepsis vor allem gegenüber dem Phänomen des Vorlasses wiederholt zum Ausdruck.¹⁴ Andererseits hinderte das ausgeprägte Bewusstsein für die Problemlage die Autorin nicht daran, 2012 schließlich selbst einen großen Teil ihrer Papiere ins Deutsche Literaturarchiv Marbach zu geben. Da Novak ihre eigenen Briefe im Vorhinein nicht vernichtete oder sperren ließ, können sie durch die Vorlassgabe in gewisser Weise als autorisiert betrachtet werden. Auch Äußerungen in Briefen deuten darauf hin, dass Novak eine potentielle Öffentlichkeit zwar nicht durchweg befürwortete, doch aber zumindest mitdachte: Zurückgekehrt von einer Rumänienreise schreibt sie 1988 an Sarah Kirsch:

¹¹ Bernhard Zeller, *Monumente des Gedenkens. Briefliteratur und ihre Editionen*, in: Detlev Schöttker (Hg.), *Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung*; Paderborn, München 2008, S. 37–52, hier S. 49.

¹² Wie wichtig es ist, sich im Rahmen von Archivrecherche und Edition mit dem problematischen Status unveröffentlichter Briefe zu konfrontieren, betont Bernhard Zeller in seinem Aufsatz zur „Briefliteratur und ihre[n] Editionen“: „[...] man macht sich dabei vielfach nicht mehr klar,“ schreibt er, „dass Briefzitate in so gut wie allen Fällen aus Texten stammen, die von ihrem Autor nicht autorisiert sind und in der Regel nie autorisiert worden wären. Der Reiz vieler Briefe, ad hoc und ad personam geschrieben, liegt in der Spontaneität ihrer Äußerung, in ihrer Privatheit, aber wer kennt später noch die Rolle des Schreibers, die des Partners, das Nichtausgesprochene, das sie verband, die Situation, in der geschrieben wurde.“ Ebd. Zeller betont deshalb, dass „[...] der Respekt vor der Persönlichkeit des anderen, die Beachtung ihres Rechts auf einen privaten, dem Auge der Öffentlichkeit verwehrtten Bereich, die am meisten ernstzunehmene [!] Frage [ist], die sich jeder Editor zu stellen hat.“ Ebd., S. 51. Nach Strobel dagegen „[...] ist das Postulat einer intimen, residualen Kommunikation öffentlicher Personen ein Paradoxon des modernen Literaturbetriebes, das sich in der Normalität von Briefeditionen und ‚Leben in Briefen‘ geradezu auflöst.“ Strobel, *Figuren der Autorschaft in der Briefkultur*, S. 15. Zwar ist in der Tat davon auszugehen, dass Autoren ab einem gewissen Bekanntheitsgrad mit einer (post-humen) Veröffentlichung ihrer privaten Papiere rechnen und Briefe oder andere Aufzeichnungen zum Teil auch in diesem Bewusstsein schreiben. Doch sollte meines Erachtens dennoch das Recht einer Person auf eine private Kommunikation beachtet und insofern bei der Archivrecherche fragestellungsorientiert sowie mit Diskretion vorgegangen werden.

¹³ „Es haben ja die Autoren, so wie alle anderen Leute, das Recht auf Geheimnis, auf Privatsphäre, das Recht zu schweigen.“ Helga M. Novak an Rita Jorek, 3. Januar 2011, in: DLA Marbach, A:Novak, (HS 15.39), Nachtrag 2015. Briefwechsel mit Jorek, 2009–2011,

¹⁴ „Du kennst sicher das Marbacher Schillerinstitut, die sammeln Nachlässe und etwas, das sie nennen ‚Vorlässe‘. Also in deren Briefen erscheint dauernd dieses Wort ‚Vorlässe‘, mir wars neu, hab das Wort nie gehört und gekannt, weiß jetzt zwar, was es bedeutet, dennoch ist es mir nicht nur fremd, unsympathisch, sondern auch sehr suspekt.“ Helga M. Novak an Marion Brandt, 17. Dezember 1998, in: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Briefwechsel mit Brandt, Marion.

„Ich hoffe, das alles mal aufzuschreiben, oder der Verlag muß meine Briefe veröffentlichen, wenn ich tot bin. Hab immer Sabine alles brühwarm berichtet.“¹⁵ 1994 heißt es in einem Brief an eine befreundete Journalistin: „Auch dieser Brief ist kein Geheimnis, – Du darfst ihn veröffentlichen, wo und wann Du willst.“¹⁶ 1997 wiederum lenkt sie in einem andern Briefwechsel ein und schreibt „[...] meine Berichte von hier [sind] ‚nicht für die Nachwelt‘ gedacht und schon gar nicht für die Öffentlichkeit jetzt.“¹⁷

Diese Ambivalenz, die sich im Changieren der Aussagen und in deren Widersprüchlichkeit niederschlägt, bildet das Vorzeichen für die Auseinandersetzung mit den Briefschaften. Dabei wird sich zeigen, dass die Funktion und Bedeutung des Briefes bei Novak gerade in diesem Spannungsfeld aufgeht: der Status des Briefes als privates Dokument, dem eine potentielle Öffentlichkeit inhärent ist, spielt eine Rolle und wird von der Autorin auf die eine und andere Weise fruchtbar gemacht. Im Folgenden soll es also um die Beschreibung eben dieser Konstellationen gehen und nicht um Briefinhalte oder private Enthüllungen. Um die Zusammenhänge darstellen zu können, wird jedoch ausschnittsweise aus dem umfangreichen Briefmaterial zitiert werden – dass es sich jeweils um eine in einem Brief getroffene und insofern um eine spontane, subjektive und variable Aussage handelt, muss dabei mitgedacht werden.

Briefe im Nachlass – Briefe im Werk

Schon während ihrer Palermo-Reise 1963, gerade war Novaks erster Gedichtband *ostdeutsch* im Selbstverlag in Reykjavik erschienen,¹⁸ entwarf sie im Rahmen eines Briefwechsels ein auf Korrespondenzen beruhendes Buch-Konzept. In einem Brief an ihren damaligen Mann Thor Vigfusson heißt es im Dezember 1963:

Ich habe begonnen, ein Buch in Form von Briefen an Dich zu schreiben. Wie lang es wird, weiß ich noch nicht. Es wird ein Buch über alles, was ich hier sehe und erlebe, eingeflochten Erinnerungen aus meiner Kindheit und vieles Spätere. Du wirst ja sehen! Schließlich wird es ein Buch – mehr über meine Erlebnisse und Erinnerungen, die ich früher hatte, als über Italien. Palermo ist sozusagen nur der Rahmen, der Anlaß zu diesen Briefen. Auf jeden Fall wird es ein Buch, das ich Dir erzähle. Sachen, die Du schon kennst, Bekanntes und Unbekanntes, Wahres und Unwahres. Alles zusammen soll Dir ein Bild von mir geben, und das will ich verlegen lassen. Hast Du einmal von Rilke „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ gelesen [?].¹⁹

Das erste dokumentierte Schreibvorhaben der angehenden Autorin nach dem Gedichtband ist also ein autobiografisches Buch, das aus persönlichen Briefen hervorgehen soll. Eventuell handelt es sich hierbei schon um einen frühen Versuch Novaks, den Auftaktband ihrer

¹⁵ Helga M. Novak an Sarah Kirsch, 29. November 1988, in: DLA Marbach, A: Kirsch, Briefe an sie von Novak, Helga M.

¹⁶ Helga M. Novak an Doris Netenjakob, 27. September 1994, in: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Briefwechsel, Netenjakob, Doris (1993–97 u. 2005).

¹⁷ Helga M. Novak an Hans Altenhein, 28. Januar 1997 – 9. Februar 1997, in: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Briefwechsel, Altenhein, Hans (ca. 1985–2013).

¹⁸ Vgl. Helga M. Novak, *ostdeutsch*, Reykjavik 1963.

¹⁹ Helga M. Novak an Thor Vigfusson, 21. Dezember 1963, in: DLA Marbach, A:Novak, Briefwechsel, Vigfusson, Thor (3) (1963- 1967 u. 1981).

Autobiografie zu schreiben, der 1979 unter dem Titel *Die Eisheiligen* erscheinen wird. Novak verwirft dieses erste Vorhaben bald,²⁰ schreibt aber aus Palermo weiter etliche Briefe an ihren Mann. Die sich in diesem Briefwechsel manifestierende Beziehungskonstellation dient später als Vorlage für die Erzählung *Sizilianische Vesper in Briefen*. Für *Im Schwanenhals* greift die Autorin dann nochmals auf diese in Palermo verfassten Briefe zurück und lässt sie transkribieren, um mit ihnen arbeiten können. Dieses Vorgehen wird parallel in dem Buch reflektiert:

Während ich meine Erinnerungen an Palermo zusammenharke, stehen mir Briefe zur Verfügung, die ich damals aus Sizilien geschrieben habe. Vor mir liegen 120 Seiten, die ich abtippen ließ. Die handgeschriebenen Originale gehen in die Hunderte.²¹

Vier Aspekte zeichnen sich anhand dieser komplexen Verschränkung ab, die von den Anfängen des Schreibens bis zu einer späten Rückschau reicht: 1) Das Aufschreiben im Brief ist notwendig an einen Adressaten gekoppelt und stellt gleichzeitig eine Selbstaueinandersetzung dar. 2) Im Brief verbinden sich Erleben und Schreiben miteinander; der Brief erfüllt dabei eine Art Archivfunktion. 3) Das Briefeschreiben, das dem autobiografischen Schreiben verwandt ist,²² stellt einen wesentlichen Ausgangs- und Anfangspunkt der literarischen Arbeit Novaks dar, grenzt aber in dem Versuch der literarischen Transformation ans Scheitern. 4) Das Briefarchiv blendet in das Werk Novaks hinein. Dabei wirkt die selbständige Veröffentlichung von Briefen einem Kontrollverlust entgegen und verbindet sich mit einer historischen Selbstbetrachtung. Anhand weiterer Beispiele und der Autobiografie *Im Schwanenhals* als Kulminationspunkt sind diese Aspekte nun auszuführen.

1) Der Adressat

Die Produktivität der Texterzeugung während des Briefeschreibens speist sich bei Helga M. Novak aus einer gezielten Kommunikation, die konkret an einen Adressaten und nicht an eine diffuse Öffentlichkeit gerichtet ist. 1993 verfasst Novak anlässlich der Verleihung des Gerrit-Engelke-Preises der Stadt Hannover einen kurzen Text über das Briefeschreiben und die Notwendigkeit eines Adressaten. Anhand der Briefe, die der junge Gerrit Engelke während des 1. Weltkriegs aus dem Kriegsdienst an seine Geliebte schreibt, und mit Bezug auf die Briefe Franz Kafkas an Felice Bauer zeigt Novak, dass Briefe sich zuerst immer an den Briefeschreiber selbst wenden und ein Ausdruck der Selbstkonstitution und Selbstvergewisserung darstellen. In diesem Zusammenhang zitiert sie aus dem Essay *Verteidigung des Briefes* von Pedro Salinas:

²⁰ „Ich hatte im Dezember angefangen, ein Buch über meine Kindheit zu schreiben, aber ich habe alles zerrissen. Dann begann ich wieder im Januar. Ich schreibe es doch nicht in Form von Briefen. Die Form gefiel mir nicht.“ Helga M. Novak an Thor Vigfusson, 13. Januar 1964, in: Ebd.

²¹ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 270.

²² „Briefe dienen nicht nur der Vermittlung von Informationen, sondern auch der Selbstdarstellung ihrer Verfasser. Sie sind damit Dokumente im doppelten Sinne: sie spiegeln Ausschnitte eines Lebens wie das Tagebuch und fassen diese zusammen wie die Autobiographie.“ Detlev Schöttker, *Archive der Subjektivität. Modelle brieflicher Überlieferung bei Goethe, Ernst Jünger und Walter Kempowski*, in: ders. (Hg.), *Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung*, Paderborn, München 2008, S. 19–36, hier S. 19.

Sicher ist eines: kaum beleben die Worte des Briefes das weiße Blatt, fühlt der Schreibende sich schon darin leben und erkennt s i c h in diesen Worten wieder Das heißt: Gemütszustände des Schreibenden, Gefühle, die er mehr oder weniger verschwommen spürt, werden beim Schreiben des Briefes deutlicher. Die erste Wohltat, die erste Klarheit, die ein Brief vermittelt, wird dem Schreibenden zuteil; er erfährt als erster, was er sagen will, weil er auch der erste ist, dem er dies sagt.²³

Auch viele der langen, sich häufig über mehrere Tage ausdehnenden Briefe Novaks, für deren Umfang sie sich nicht selten entschuldigte, sind in einem solchen Gestus geschrieben. So schreibt die Autorin im September 2009 an Rita Jorek: „Liebe Rita, hab momentan das komische Gefühl, den Brief an mich selber zu schreiben, als müsse ich alles nochmal auf die Reihe kriegen. Dennoch wollte ich Deinen Brief beantworten. Also beides.“²⁴ Auch ein Prosa-Brief-Fragment im Nachlass, das mit „Prosa ein Brief an Sabine von 1975“ betitelt ist, enthält einen monologartigen Text, an dessen Anfang und Ende die Frage des Adressaten gestellt wird:

Behaupte bitte nicht, daß der Brief eben doch an mich selber geschrieben sei, das wäre wirklich nicht richtig, denn ich stelle mir ja dauernd vor, was Du auf diese und jene Bemerkung hin sagen würdest und versuche dann, darauf zu antworten. Und wenn es doch ein Brief übers Briefeschreiben ist, so ist es dreist ein Brief.²⁵

Die tagebuchartigen Briefe sind nicht ausschließlich Tagebucheinträge; sie brauchen einen Adressaten, an den sie sich wenden können, sie suchen die Auseinandersetzung, das Gespräch, sie wollen gehört werden. In der nicht gehaltenen Gerrit-Engelke-Preisrede *Adressatin in Not* heißt es entsprechend: „[...] weh dem, der in seiner Not keinen geneigten, verständnisvollen, mitfühlenden ‚Adressaten‘ hat!“²⁶

2) Erleben und Schreiben

In ihren Briefen schildert die vielgereiste Autorin, die in verschiedenen Ländern lebte, ihren Briefpartnern und -partnerinnen genauestens ihr Lebensumfeld, ihre Eindrücke und Beobachtungen, ihren Tagesablauf oder gibt analytische Beschreibungen des gesellschaftspolitischen Geschehens um sie herum. Der Brief, den Adorno als Medium einer „vermittelten, objektivierte Unmittelbarkeit“²⁷ bezeichnet, kann Erlebnisse und Momente scheinbar unmittelbar schriftlich fixieren und somit auf eine vermittelte Art und Weise konservieren. Dass dieser erste Speicherprozess ein wesentlicher Bestandteil der poetischen Prinzipien Novaks ist, zeigt

²³ Zit. nach: Helga M. Novak, [Rede, o.D., vermutlich 1993], in: DLA Marbach, A:Novak, Prosa, „Politische Texte“, Reden, Reiseaufzeichnungen, Erzählungen. Vgl. außerdem: Pedro Salinas, Verteidigung des Briefes. Ein Essay, Frankfurt am Main 1983, S. 26.

²⁴ Helga M. Novak an Rita Jorek, 15. September 2009, in: DLA Marbach, A:Novak, Briefe, Jorek, Rita 2).

²⁵ Helga M. Novak, „Prosa ein Brief an Sabine von 1975“, in: DLA Marbach, A:Novak, Prosa, „Politische Texte“, Reden, Reiseaufzeichnungen, Erzählungen.

²⁶ [Rede, o.D., vermutlich 1993], in: ebd. Aufgrund des schlechten Gesundheitszustands der Autorin wurde die Preisverleihung verschoben und die Rede nicht gehalten.

²⁷ Theodor W. Adorno, Benjamin, der Briefschreiber, in: ders., Noten zur Literatur. 6. Aufl., Frankfurt am Main 1994, S. 583–590, hier S. 585.

ein Schreiben von 1987, in dem die Dichterin den soeben aus Rumänien in die Bundesrepublik ausgereisten Autor Johann Lippet dazu ermuntert, sein Ankommen in West-Deutschland schriftlich zu dokumentieren:

Natürlich fällt es Dir schwer, darüber zu schreiben, dennoch solltest Du das versuchen, sei es als Tagebuch oder in Briefen, es muß nicht gleich als ‚Prosa‘ gedacht sein. Die Anfangs-Erlebnisse werden nie wieder dieselbe Tiefe erreichen, später werden diese wichtigen, harten, schwierigen SINNLICHEN Eindrücke vielleicht/wahrscheinlich ersetzt durch Gefühlserlebnisse – so wie Erinnerungen, Sehnsüchte, alte Ängste, Träume, Freude allem entkommen sein. Jedenfalls Gefühle, ich rede noch lange nicht von Heimweh, das kommt erst Jahre später, mit dem Älterwerden Hand in Hand. Was ich sagen will, die ersten Eindrücke, die über Augen, Ohren, Nase, Haut gehen – bitte, schreib sie auf. Wenn Du nicht weißt WIE, dann schreib mir das in Briefen, aber haarklein, genau, bildlich, ich will es riechen!²⁸

Die Möglichkeit des Briefes gegenüber literarischen Formen besteht demnach für Novak darin, singuläre Erlebnisse und Sinneseindrücke unmittelbarer erfassen und speichern zu können, die andernfalls verloren gehen bzw. überschrieben werden würden. Während Erlebnis und Schreiben so eng miteinander verbunden sind, zwingt der Adressat zu einer genauen Beschreibung. Zu einem späteren Zeitpunkt kann das auf diese Weise Erfasste, dies wird noch zu zeigen sein, als Material und Erinnerungsdokument reaktiviert und für das literarische Schreiben fruchtbar gemacht werden. Angesichts einer Intensität an Eindrücken birgt das Briefeschreiben bei Novak also ein produktives Moment und erfüllt Funktionen der Bewahrung²⁹ und Bewältigung zugleich. Die Briefe werden zur Schaltstelle zwischen Leben und Schreiben.

3) Ankerpunkt und Scheitern

Bei vielen Fragmenten und nicht realisierten Schreibvorhaben im Nachlass Novaks handelt es sich um Briefromane oder andere Brief-Projekte.³⁰ Das am weitesten fortgeschrittene Projekt dieser Art entstand aus der jahrelangen Auseinandersetzung mit dem Medea-Mythos, dessen literarische Verarbeitung in verschiedenen Texttypen erprobt wurde. Zu diesen Formen gehört der unvollendete Roman „Medea-Briefe“, an dem die Autorin, ab Anfang der 1970er Jahre, ungefähr 15 Jahre lang arbeitete, zuletzt intensiv in Jugoslawien.³¹ Wie aus den erhaltenen Skizzen und Entwürfen deutlich wird, verwendete sie unter anderem ihre

²⁸ Helga M. Novak an Johann Lippet, 24. Oktober 1987, in: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Briefe „Rumänien“.

²⁹ Sandro Zanetti spricht in diesem Zusammenhang auch von der ‚Archivfunktion‘ des Briefes. Vgl. Sandro Zanetti, Spielräume der Adressierung. Kleist, Goethe, Mallarmé, Celan, in: Waltraud Wiethölter, Anne Bohnenkamp (Hg.), Der Brief – Ereignis & Objekt. Frankfurter Tagung, Frankfurt am Main, Basel 2010, S. 42–57, hier S. 46.

³⁰ Spuren unabgeschlossener Vorhaben bilden beispielsweise das Manuskript-Fragment „Ende der Kriechspur. Roman in Briefen“ [in: DLA Marbach, A:Novak, Prosa, verschiedene Manuskripte, Entwürfe und Notizen u.a. zu „Ende der Kriechspur. Roman in Briefen“] und ein umfangreicheres Vorhaben mit dem Titel „Der Marder“, das sich – bevor es schließlich als Hörspiel veröffentlichte wurde – verschiedengestaltig auswuchs und auch als „ein Geflecht aus Briefen“ angedacht war. Vgl. [Ringbuch], in: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Verschiedenes, Notizen, Polen 1983, „Der Marder“.

³¹ 1986 wurde ein Auszug von „Medea-Briefe“ in der *Neuen Zürcher Zeitung* vorabgedruckt. Vgl. Helga M. Novak: Medea-Briefe. Aus dem Manuskript eines Briefromans, in: Neue Zürcher Zeitung, 9./10. August 1986, Nr. 182, S. 67.

eigenen Korrespondenzen als Vorlage für den geplanten Roman,³² dessen erste Entwürfe stark autobiografische Züge tragen.³³ Rückblickend schreibt Novak dementsprechend 1995 in einem Brief an den Schöffling-Verlag: „Ich habe vor bald zehn Jahren bei Luchterhand einen Vertrag unterschrieben ‚Medea-Briefe‘, das Buch ist nie fertig geworden, obwohl in jener Zeit (in / aus Jugoslawien) alle meine Briefe Medea-Briefe waren.“³⁴ Die Transformation der privaten Ego-Dokumente, die Übertragung in eine abstraktere literarische Form gelang also nicht.

Doch schließt sich an dieses Scheitern Ende der 1980er Jahre bald ein weiteres Brief-Projekt an: Briefe an Novaks Sohn, die fast zu einer Buchform anwachsen. „Briefe an Alexander“ – so der Titel der dazugehörigen Konvolute im Nachlass mit entsprechenden Skizzen und Konzepten. In den gesammelten Briefen versucht die Autorin im Zuge der Umbruchszeit Anfang der 1990er ihrem Sohn ihre mit der DDR im Zusammenhang stehende Lebensgeschichte zu schildern. Diese Texte kommen ohne Anrede und Schlussformel aus, sodass sich Brief- und Manuskriptform annähern und es sich weniger um Einzelbriefe und mehr um einen geplanten Briefkorpus handelt: „Hier liegen 30 Seiten ‚Brief‘ an Dich, aber ich bin nicht fertig und will es SO noch nicht abschicken. [...] Wenn ich Zeit finde, dann schreibe ich weiter an meinem Bericht für Dich. Rechne dann, lieber Ragnar, mit 100 Seiten Brief.“³⁵

Nicht nur thematisch erscheint dieses Briefprojekt als Vorläufer der Autobiografie *Im Schwanenhals*. Auch die Skizzen und Manuskripte beider Vorhaben gehen teilweise ineinander über oder befinden sich in einem gemeinsamen Konvolut.³⁶ Doch geht aus der spezifischen Kommunikationssituation im Briefwechsel eine Textsorte hervor, die sich nicht einfach als für die Öffentlichkeit bestimmtes Buch denken lässt. So schreibt Novak in Bezug auf die „Briefe an Alexander“ 1994: „Schon bin ich auf die Idee gekommen, zwei Bücher zu schreiben. Eins für Dich persönlich, und eins / ein anderes für den Verlag. Eine andere Möglichkeit sehe ich im Augenblick nicht.“³⁷

4) Archiv und Kontrolle

Die späten Publikationen Novaks verdeutlichen jedoch, dass das in den Briefen Bewahrte und Aufgeschriebene zum Teil nicht mehr von einem literarischen Schreiben eingeholt werden

³² Vgl. [Skizzen], in: DLA Marbach, A:Novak, Prosa, Medea-Projekt, darunter Entwürfe zu „Medea-Briefe“ (Roman-Projekt), Mappe (2).

³³ „Ich hatte meine ‚Medea-Briefe‘ so konzipiert, daß 5 bis 6 Personen einander Briefe schreiben, auch übereinander. Doch habe ich dieses Konzept innerhalb der letzten 14 Tage umgestoßen, weil ich gemerkt habe, daß das Autobiographische und Subjektive bei mir zu stark ist [...]“ Helga M. Novak an Hans Altenhein, 20. Mai 1986, in: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Briefe, Altenhein, Hans (ca. 1985–2013).

³⁴ Helga M. Novak an Schöffling Verlag, Klaus Schöffling, 10. Januar 1995, in: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Briefe, Schöffling (1994–2013).

³⁵ Helga M. Novak an Ragnar Thorsson, 26. Januar 1992, in: DLA Marbach, A:Novak, Briefe, Thorsson, Ragnar, Mappe (2).

³⁶ Vgl. Konv. „Briefe an Alexander“, in: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Verschiedenes, Notizen u.a. zu „Im Schwanenhals“ („Briefe an Alexander“). Und: DLA Marbach, A:Novak, Prosa, Im Schwanenhals, dabei: Briefe an Alexander, Mappe (8).

³⁷ Helga M. Novak an Ragnar Thorsson, 24. Januar 1994, in: DLA Marbach, A:Novak, Briefe, Thorsson, Ragnar, Mappe (2).

kann und ins Werk drängt. In dem gesammelten Prosaband *Aufenthalt in einem irren Haus*, der 1995 den Auftakt zu einer Gesamtschau des novakschen Werks bildet, befinden sich zwei Texte, die die Autorin ursprünglich als Briefe verschickte: *Brief aus Kanton*³⁸ und *Reise nach Rumänien. Brief an Hans-Joachim Schädlich*³⁹. Ersterer wurde bereits 1985 und 1986 unter dem Titel *Brief aus China* publiziert,⁴⁰ letzteren forderte die Autorin für den Prosaband vom Adressaten zurück, um ihn zehn Jahre nach dem Versenden, minimal geändert und unkommentiert zu veröffentlichen. Der Brief rückt damit ins Prosawerk der Autorin, die Grenze zwischen privaten Ego-Dokumenten und literarischen, öffentlichen Texten verwischt zunehmend.

Das Prinzip der kontrollierten Publikation der eigenen Briefe bestimmt auch die Autobiografie *Im Schwanenhals*. Während der zwanzig Jahre langen Arbeit an diesem Buch entschied sich Novak dafür, ihre Briefe mittels eines collagenartigen Prinzips in den literarischen Text zu integrieren, sodass diese einen wesentlichen Teil des Buches ausmachen. Dessen Anlage unterscheidet sich damit von den zwei vorangegangenen autobiografischen Bänden *Die Eisheiligen*⁴¹ und *Vogel Federlos*⁴², die von Kindheit und Jugend erzählen. Zwar werden auch hier Fremdtex te nach einem Montage-Prinzip in den Text eingefügt, doch handelt es sich nicht um eigenes autobiografisches Material. Anders bei dem Roman *Im Schwanenhals*, in dem die Zeit des Studiums Ende der 1950er und die der 1960er Jahre in den Fokus rückt. Neben dem Bemühen um zeit-historische Dokumente stockt die Autorin ihr persönliches Archiv noch einmal wesentlich auf, indem sie systematisch ihre Briefe von den jeweiligen Korrespondenzpartnern und -partnerinnen zurückfordert und zum Teil transkribieren lässt. Zudem erstellt sie umfangreiche Listen, die den eigenen Briefbestand nach Briefpartner, Zeitraum, Ort und Begebenheiten verzeichnen.⁴³ Mittels des Materials werden dann Briefpassagen ausgewählt und minimal verändert in den Text übernommen. Außerdem werden mithilfe der Briefe einzelne Zeitabschnitte rekonstruiert und darauf aufbauend Textentwürfe verfasst. Weite Teile des erhaltenen Nachlasses tragen Spuren der Arbeit an diesem letzten großen Schreibprojekt vor Novaks Tod und zeugen so davon, wie die Autorin ihre Briefe und Materialien mehr und mehr zu einem Archiv für ihre Autobiografie umgestaltet. Die Briefe werden zum zentralen Teil einer autobiografischen Gesamtschau, die den Schlusspunkt des novakschen Werks bildet.⁴⁴

Die Selbstbefragung, die schonungslose Bilanzierung, die damit einhergeht, wird auf den letzten Seiten des Buches thematisiert: „Es ist mit der Ehrlichkeit so schwierig wie mit der Wahrheit; unter Aufbietung aller Kraft bemühe ich mich und weiß doch, dass ich vielleicht

³⁸ Vgl. Helga M. Novak, Brief aus Kanton, in: dies., *Aufenthalt in einem irren Haus*. Gesammelte Prosa, Frankfurt am Main 1995, S. 284–286.

³⁹ Vgl. Helga M. Novak, Reise nach Rumänien. Brief an Hans Joachim Schädlich, in: dies., *Aufenthalt in einem irren Haus*. Gesammelte Prosa, Frankfurt am Main 1995, S. 287–300.

⁴⁰ Vgl. Helga M. Novak, Brief aus China, in: Luchterhand-Literaturzeitung, Darmstadt, Herbst 1985, S. 2. Sowie: Helga M. Novak, Brief aus China, in: Zeitschrift für Kulturaustausch / Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart, 36 (1986), S.316–317

⁴¹ Vgl. Helga M. Novak, *Die Eisheiligen*. Darmstadt, Neuwied 1979.

⁴² Vgl. Helga M. Novak, *Vogel federlos*. Darmstadt, Neuwied 1982.

⁴³ Vgl. DLA Marbach, A:Novak, Intern: von Helga M. Novak angelegte Bestandslisten.

⁴⁴ Rita Jorek, die Nachlassverwalterin Helga M. Novaks, ist dabei nicht nur wesentlich an der Einrichtung und Ordnung dieses Archivs beteiligt, auch trägt sie einen nicht geringen Anteil an der Fertigstellung von *Im Schwanenhals*.

manches verdrängt habe. Wie war es wirklich, frage ich mich dauernd.“⁴⁵ Die Briefe dienen in diesem Zusammenhang als ‚Erinnerungsdokument‘, in ihnen wurde das Erlebte schriftlich konserviert. Anfangs plante Novak, einen reinen Dokumenten-Band aus eigenen Briefen und Auszügen aus Stasi-Unterlagen zusammenzustellen. In einem Brief von 2006 an Hubert Witt über die Arbeit an *Im Schwanenhals* heißt es dementsprechend:

Wie ich durchs verhaßte Telefon schon manchmal versucht habe, Dir zu erklären, plane ich so eine Art Briefroman, wobei ich mich eigener Kommentare, Erklärungen, Beschreibungen, gar Rechtfertigungen enthalten möchte. Ich weiß einfach, daß auf vierzigjährige Erinnerungen kein Verlaß ist. Nicht selten belügt man sich ja schon selber, während man Einschneidendes erlebt. Wenn ich aber alte Briefe und Akten lese, dann weiß ich ganz genau, was verdreht, was gelogen ist. Ich versuche, MICH und meine Erlebnisse mit den Augen anderer zu sehen und wiederzugeben.⁴⁶

Der zeitliche Abstand zum Erlebten verändert die Beschreibung desselben grundlegend. Indem das autobiografische Material in den Vordergrund rückt, wird gleichzeitig eine Distanzierung angestrebt. Die Materialschau und der Zusammenstellungsprozess werden zu einer kritischen Quellenarbeit, bei der das eigene Leben zum Untersuchungsgegenstand wird. Waren die Briefe im „Medea-Projekt“ vor allem Impulsgeber des Schreibens, ziehen die privaten Ego-Dokumente jetzt als Quellen und Zeugen ins Werk ein. Zum einen kann auf diesem Wege die eigene Geschichte rekonstruiert und analysiert werden und zum anderen besteht der Anspruch, Kontrolle und Deutungshoheit über das Material zu behalten bzw. eine eigene Darstellung und Präsentation der Dokumente zu liefern.

Briefe, die kein Ende finden

Eine letzte Wendung im Wechselspiel des Briefeschreibens und literarischen Schreibens bei Helga M. Novak soll anhand einer weiteren Passage von *Im Schwanenhals* angedeutet werden. „Schließlich“, heißt es dort,

verbrachte ich die meiste Zeit meines Lebens im Ausland, weit mehr Jahre war ich im gezwungenen oder selbst gewählten Exil als in Deutschland. Möglicherweise konnte und musste ich nur schreiben, weil ich weit weg war, ewig auf Wanderung, sogar auf der Flucht vor meinem ‚Vater‘land. Auf meinem Schreibtisch häufen sich angefangene Briefe, die kein Ende finden und keinen Zielpunkt ansteuern, Briefe, die ich nicht abschicke. Aus Angst. Die Gesichter der Adressaten verschwimmen, entfliehen mir, ich wage nicht, sie zurückzurufen.⁴⁷

Die ersten zwei Sätze dieses Abschnitts sind, mit nur leichten Formulierungsänderungen, aus einem unabgeschickten Brief übernommen.⁴⁸ Es handelt sich um einen Briefentwurf,

⁴⁵ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 327.

⁴⁶ Helga M. Novak an Hubert Witt, 20. März 2006, in: DLA Marbach, A:Novak, Briefe, Witt, Hubert.

⁴⁷ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 328–329.

⁴⁸ „Denn, vergiß nicht, ich habe die meiste Zeit meines Lebens im Ausland verbracht, weit mehr Jahre war ich im gezwungenen oder selbstgewählten Exil als in Deutschland. Auch jetzt hätte ich meinen letzten Gedichtband nicht schreiben können, wenn ich nicht ein Stück weitweg gewesen wäre. Anders kann ich nicht dichten.“

in dem Novak Wolf Biermanns Büchnerpreisrede⁴⁹ und die denunziatorisch und undifferenziert geführte Debatte um die IM-Tätigkeiten von Autoren kritisiert sowie die Entscheidung zu ihrem „Offenen Brief“⁵⁰ im *Spiegel* 1991 erklärt. Weitere Abschnitte aus diesem Brief fließen in das Kapitel „wund gestoßen“ ein, ohne dass sie als Brieftext erkennbar sind. Dabei geht es um Grundlagen und Positionen des Urteilens, um die Frage nach der eigenen Rolle in der Geschichte, Involviertheit und Verantwortung.⁵¹ Nach 1990, in einer Zeit, in der das Beschuldigen und Bezichtigen das Befragen, Erklären und Zuhören übertönt, scheint die Basis der gemeinsamen Auseinandersetzung verloren – die Adressaten verschwimmen. Die Briefe, die kein Ende finden, werden aber trotzdem geschrieben und erhalten ihren Platz schließlich im Buch. Die Wechselwirkung zwischen dem Briefeschreiben und dem literarischen Schreiben ist nach beiden Seiten hin offen. Scheitert das Werk, so bleiben die Briefe, scheitern die Briefe so bleibt das Werk.⁵²

Helga M. Novak, Briefentwurf, o.D., in: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Konv. Im Schwanenhals, „Karla-Version“, Notizen und Entwürfe.

⁴⁹ Vgl. Wolf Biermann, Der gräßliche Fatalismus der Geschichte, Büchnerpreisrede 1991, unter: <https://www.deutscheakademie.de/de/auszeichnungen/georg-buechner-preis/wolf-biermann/dankrede> (zuletzt abgerufen am 12. Juni 2017). In seiner Rede legte Biermann als erster die IM-Tätigkeit Sascha Andersons offen und beschuldigte ihn als „Stasi-Spitzel Sascha Arschloch“ ohne Belege vorzuweisen. Jürgen Fuchs untermauerte die Anschuldigung kurz danach in einer *Spiegel*-Serie mit Beweisen. Vgl. o. A., Der Verräter seiner Freunde, in: *Der Spiegel* 50/1991.

⁵⁰ In ihrem „Offenen Brief“, der ebenfalls eine Reaktion auf Biermanns Büchnerpreisrede ist, thematisiert Novak noch einmal öffentlich, was durch das 1978 erschienene Buch *Das rote Kloster* von Brigitte Klump und Novaks Erzählungen schon vielen bekannt war: Dass Novak 1957, stark unter Druck gesetzt, eine IM-Verpflichtung unterschrieb, jedoch keine Spitzel-Berichte lieferte, daraufhin exmatrikuliert wurde und nach Island floh. Vgl. Helga M. Novak, Offener Brief an Wolf Biermann, Sarah Kirsch und Jürgen Fuchs, 28. Oktober 1991, in: *Der Spiegel* 44/1991. Vgl. auch: Brigitte Klump, *Das rote Kloster. Eine deutsche Erziehung*, Hamburg 1978.

⁵¹ „Ich wollte bloß nicht dastehen wie die vielen, die es am Ende ‚nicht gewesen sind‘, was sie gewesen waren. Diesen Schlenker habe ich mir selber untersagt. Deswegen mein Satz, ‚Komplizen waren wir alle mal!‘ Allzu genau erinnere ich mich an die ersten Nachkriegsjahre, da alle behaupteten, es nicht gewesen zu sein. Kaum ein DDR-Schriftsteller hat sich so ausdrücklich mit dem Stasi-Problem befaßt wie ich. Ich bin ja nicht nur Lyriker. Meine zwanzig Hörspiele sind Dramen, und auch darin nehme ich die Probleme der Spitzel auseinander und setze sie auch wieder zusammen. Am Beispiel von Biografien, ohne undifferenzierte, pauschale Urteile zu fällen. Nie ist ein Theaterstück geschrieben worden, in dem sich nur die Guten, Hehren, Erhabenen, Schuldlosen, einfach die besseren Menschen ‚unterhalten‘. Geht gar nicht, weil es solche Menschen nicht gibt. Auch nicht unter meinen oppositionellen Freunden.“ Vgl. Helga M. Novak, Briefentwurf, o.D., in: DLA Marbach, A:Novak, Nachtrag 2015, Konv. Im Schwanenhals, „Karla-Version“, Notizen und Entwürfe. Vgl. Novak, Im Schwanenhals, S. 323–324.

⁵² Für die Genehmigung des Abdrucks der Zitate aus dem Nachlass ist sehr herzlich der Nachlassverwalterin Rita Jorek zu danken, die die Recherchen zu diesem Beitrag überdies mit vielen hilfreichen Hinweisen unterstützte. Gedankt sei außerdem Hans Altenhein, Marion Brandt, Moritz Kirsch, Johann Lippert, Doris Netenjakob, Sabina Patt, Ragnar Thorsson und dem Schöffling-Verlag für das Einverständnis, aus den entsprechenden Briefen Helga M. Novaks zu zitieren.

Gdańsk 2017, Nr. 36

Mirosław Ossowski

(Uniwersytet Gdański, Wydział Filologiczny/
Universität Gdańsk, Philologische Fakultät)

Helga M. Novak und Günter Grass. Eine Freundschaft in Briefen

Die im Deutschen Literaturarchiv Marbach aufbewahrte Korrespondenz zwischen Helga M. Novak und Günter Grass wurde zum Anlass, die Kontakte der beiden Schriftsteller, auch anhand anderer Dokumente zu rekonstruieren. Ein Schwerpunkt ist die Darstellung der Unterstützung Novaks durch Grass ab Herbst 2004 bei ihren Bemühungen um eine Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland. Es wird ebenfalls auf die Spuren der freundschaftlichen Beziehung im Werk von Grass und Helga M. Novak verwiesen. Zum Schluss wird in einem Exkurs die polnische Rezeption Novaks summarisch beschrieben.

Schlüsselwörter: Helga M. Novak, Günter Grass, Luchterhand Verlag

Helga M. Novak and Günter Grass. A friendship in letters. The correspondence between Helga M. Novak and Günter Grass, that's found in the German Literature Archive Marbach, became an opportunity to reconstruct their contacts, also on the basis of other documents. A focal point is the autumn of 2004 when Grass supported Novak's efforts to gain a residence permit in Germany. Traces of the friendly relationship were also reflected in the work of Grass and Helga M. Novak. Finally, Polish reception of Novak is briefly presented in digression.

Keywords: Helga M. Novak, Günter Grass, Luchterhand Verlag

In ihrem autobiografischen Roman *Im Schwanenhals* beschreibt Helga M. Novak ihre Ankunft in Berlin (West), als sie im März 1966 aus der DDR ausgewiesen wurde. Sie erwähnt die tatkräftige Unterstützung, die sie damals von ihrem westdeutschen Verlag und einigen Schriftstellern erhielt:

In den nächsten Tagen machte ich mich mit der Berliner Dependence des Luchterhand Verlages bekannt. [...] Fortwährend neue Gesichter. Hans Werner Richter lud mich zur Gruppe 47 ein, Günter Grass organisierte fürs Erste 500 Mark, [Eduard] Reifferscheid, unser Verleger, schämte sich für meinen Parka und schickte mich einen Mantel kaufen [...].¹

Es war der Luchterhand-Verlag, der kurz zuvor ihren ersten, 1963 auf eigene Kosten in Island gedruckten Gedichtband *ostdeutsch* unter dem Titel *Ballade von der reisenden Anna* 1965 herausgab. Die Publikation erfolgte noch vor der Exmatrikulation der Autorin am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leipzig im Spätherbst desselben Jahres und vor ihrer Ausbürgerung. Der 1924 gegründete Hermann Luchterhand Verlag (heute: Luchterhand

¹ Helga M. Novak, *Im Schwanenhals*, Frankfurt am Main 2013, S. 314.

Literaturverlag) war ursprünglich ein Fachverlag für Recht und Steuern, veröffentlichte aber seit 1954 auch schöne Literatur aus den beiden deutschen Staaten. Mit der Zeit wurde er zum führenden westdeutschen Verlag, der die Werke von DDR-Autoren auf den Markt brachte. Sein erfolgreichster und prominentester Autor war Günter Grass. Während der 37-jährigen Zusammenarbeit mit Luchterhand² hat er den Verlag geprägt: er hat u.a die Gründung eines Autorenbeirats bei Luchterhand 1976 initiiert. Die umfassende Korrespondenz von Grass mit dem Verleger Eduard Reifferscheid und mit den Redakteuren des Luchterhand Verlags wirft aufschlussreiche Blicke auf das Werk von Grass, auf seine Rezeption wie ebenfalls auf die engagierte Haltung des Schriftstellers, der sich wiederholt auch für die anderen Autoren des Verlags einsetzte, etwa wenn sie in finanzielle Not gerieten. Helga M. Novak wurde – wie sie in *Im Schwanenhals* erwähnt – von ihm dabei unterstützt, in der neuen Realität festen Fuß zu fassen und Anschluss an die Gruppe 47 zu finden. Während der Tagung der Gruppe 47 in Princeton vom 22. bis 24. April 1966 lernte er sie als Dichterin schätzen. Anschließend wählten er und Klaus Roehler für die 1966 redigierte Auswahl *Luchterhands Loseblatt-Lyrik* ihre zwei Gedichte *bei mir zuhause* und *Dezemberklage* aus.³ Auch im Jahr darauf begegneten sich Helga M. Novak und Günter Grass beim Treffen der Gruppe 47, diesmal im Gasthof Pulvermühle bei Waischenfeld. Sie trafen sich in den folgenden Jahren noch mehrmals bei Gesprächsrunden, wo sie aus ihren Werken lasen.⁴

Die Rolle eines Schirmherrn für Helga M. Novak übernahm Grass nicht nur nach ihrer Ausreise aus der DDR 1966. Als er 1970 erfuhr, dass Restauflagen von Büchern der Autoren Helga M. Novak und Rolf Haufs verramscht werden sollten, setzte er sich für sie ein, indem er an den Geschäftsführer des Luchterhand Verlags, Otto F. Walter, schrieb:

Selbst wenn ich mir vorstelle, daß die Lagerkosten erheblich sind, und daß das Verramschen dieser Bücher nennenswerte Erträge einbringt, melde ich dennoch meine Bedenken an. Denn es wird dem Ansehen einer so jungen und, wie ich meine, bedeutenden Autorin wie Helga Novak beträchtlich schaden, wenn ihr Name mit dem nicht gerade ermunternden Odium des Verramschens in Verbindung gebracht wird.⁵

Grass war um die Aufrechterhaltung bestehender Kontakte sehr bemüht. Er knüpfte zeitlebens zahlreiche Freundschaften, denen er große Bedeutung beimaß. Auch in seinen Essays, literarischen Werken und autobiografischen Schriften erwähnt er dankbar mehrere Freunde und Mitarbeiter. Unter den ihm nahestehenden Personen, deren er in seinen Texten gedenkt,

² Grass publizierte in dem Verlag 1956 seinen ersten Gedichtband *Die Vorzüge der Windhühner* und drei Jahre später seinen Erstlingsroman *Die Blechtrommel*. Er blieb bei dem Verlag bis zur Übernahme der Weltrechte an seinem Werk durch Steidl Verlag 1993.

³ Luchterhands Loseblatt-Lyrik. Biermann, Born, Eich, Fuchs, Jürgens, Krolow, Novak, hrsg. v. Günter Grass und Klaus Roehler, Nr. 2, Neuwied 1966.

⁴ Sie begegneten sich etwa 1970 im „Politisch-literarischen Salon“ der Fernseh- und Rundfunkgespräche im Sender Freies Berlin III FS, wo sie auf Gruppenfotos abgelichtet wurden, die aufbewahrt werden im Archiv der Akademie der Künste (im Folgenden: AdK), Berlin, Hans-Werner-Richter-Archiv, Nr. 988. Am 5. März 1970 nahmen sie an einem von Hans Werner Richter moderierten Gespräch zum Thema „Alfred Döblin“ im S. Fischer-Haus teil.

⁵ Grass an Otto F. Walter am 21. Januar 1970, AdK, Berlin, Günter-Grass-Archiv, Nr. 9924.

finden sich Heinrich Böll, Willy Brandt, Walter Höllerer, Maria Müller-Sommer, Maria Rama, Hans Werner Richter, Peter Rühmkorf u.a. An der Intensität der Darstellungen gemessen, gehörte Helga M. Novak nicht zu seinem engsten Freundeskreis. Immerhin hinterließ ihre Bekanntschaft in seinem literarischen und auch künstlerischen Werk einige Spuren. Im Dezember 1981 besuchte sie Grass in seinem Haus in Wewelsfleth. Der Ertrag davon ist eine Bleistiftzeichnung, ein Porträt, das Grass später zusammen mit einer Zeichnung, die Gabriele Wohmann darstellt, mit einem knappen Kommentar veröffentlichte: „So weit entfernt sie einander sein mögen, Gabriele Wohmann und Helga Novak, waren für Zeichnungen gut.“⁶ Die mit Grass befreundete Fotografin Maria Rama hat Helga M. Novaks Besuch in Wewelsfleth 1981 auch in einer Reihe von Fotografien dokumentiert, die u.a. Novak und den Gastgeber im Atelier beim Porträtieren zeigen.⁷

Die Bekanntschaft mit Helga M. Novak widerspiegelt sich darüber hinaus in Grass' Aufzeichnungen *Unterwegs von Deutschland nach Deutschland. Tagebuch 1990*. Unter dem Datum vom 29. Mai 1990 beschreibt der Autor ihre gemeinsame Rückfahrt, zusammen mit seiner Frau Ute, von dem Treffen der Gruppe 47 in Prag nach Berlin:

In fünf und einer halben Stunde fuhr Ute Helga Novak und mich nach Berlin. Sie wohnt in Polen, in der Tuchler Heide, hat offenbar (daher ihre naturtrunkenen Liebesgedichte) einen Wilderer zum Freund. Sie angeln mit Stromkäschern Forellen und Hechte aus einem Bach.⁸

Kurz nach der Begegnung in Prag schickt Ute Grass am 10. Juli 1990 Helga M. Novak eine Grußkarte mit dem Bild eines Ferienhauses in Schleswig-Holstein, auf der sie der Schriftstellerin mitteilt, dass das Kernkraftwerk Greifswald/Lubmin geschlossen wird.⁹ Die kurze Mitteilung ist wohl ein Echo auf die Gespräche, die auf der gemeinsamen Fahrt geführt wurden. Mangelnde Sicherheit der Kernkraftwerke war seit langem eine Sorge Grass', die er bereits in *Die Kopfgeburten oder die Deutschen sterben aus* im Zusammenhang mit dem Bau des Kernkraftwerks Brokdorf äußerte. Jetzt, in der Zeit der Wende, beschäftigte ihn auch die Umweltzerstörung in der DDR, die er in den Zeichnungen *Totes Holz* festhielt. Auch Helga M. Novak erinnert sich in einem Brief neun Jahre später an die gemeinsame Reise mit Ute und Günter Grass. Sie schreibt an sie aus Legbåd am 3. Juli 2009:

Auf der Heimfahrt damals habe ich durch Euch zum ersten Mal die kahlen Berge gesehen, die kaputten Wälder. Na, eben das Trockne Holz. Gibt es da einen Bildband, eine Mappe, ein großformatiges Buch, oder sind die Bilder vom Toten Holz nur an Wänden befestigt? Ich wüßte gerne, wo und in welcher Form ich etwas erstehen könnte, wo Deine Zeichnungen drin sind. Mein Sohn ist ja in der Lüneburger Heide zur Schule gegangen, der möchte das sicher sehen. In Island wachsen ja keine richtigen Bäume.¹⁰

Helga M. Novak und das Ehepaar Grass haben sich im Jahre 1990 noch einmal getroffen – diesmal in Polen. Grass notiert sich in seinem Tagebuch *Unterwegs von Deutschland nach*

⁶ Günter Grass, Sechs Jahrzehnte. Werkstattbericht, Göttingen 2014, S. 233.

⁷ Die Bilder finden sich in AdK, Berlin, Günter-Grass-Archiv/Sammlung Maria Rama, Nr. 409, 444, 445.

⁸ Günter Grass, *Unterwegs von Deutschland nach Deutschland. Tagebuch 1990*, Göttingen 2009, S. 105.

⁹ Der Beitrag stützt sich weitgehend auf die Korrespondenz Helga M. Novaks, die im Deutschen Literaturarchiv Marbach aufbewahrt wird, im Folgenden: DLA Marbach, A:Novak.

¹⁰ DLA Marbach, A:Novak.

Deutschland am 21. Juni (an diesem Tag wurde ihm die Ehrendoktorwürde der Universität Posen/Poznań verliehen) folgendes:

Helga Novak, die gestern noch mit uns in Gnesen war und auch die zweieinhalb Stunden Lesung und Diskussion ausgehalten hatte, ist heute offenbar verschütt gegangen. Jedenfalls hat sie sich verkrümelte, ohne Nachricht, wahrscheinlich in ihre Zuflucht Tuchler Heide.¹¹

Intensive Kontakte mit Grass, dessen Frau Ute und Hilke Ohsoling (Grass' Sekretärin) werden in der Korrespondenz Helga M. Novaks erst in deren letzten Lebensjahren dokumentiert. Sie nahm die brieflichen Kontakte mit den Grassens nach mehrjähriger Pause im Herbst 2004 wieder auf, nachdem ihr Versuch, die deutsche Staatsbürgerschaft zurückzuerhalten, abgelehnt worden war. Darüber hinaus wurde ihr noch eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung für die Bundesrepublik entzogen, die sie seit 1968 hatte. Als Antwort auf ihren Brief riet ihr Grass am 7. Dezember 2004, den Antrag für eine ständige Aufenthaltsgenehmigung in Berlin zu stellen. Diesen Rat habe er von Knut Nevermann, Staatssekretär im Ministerium für Kultur, erhalten. Grass erkundigt sich in dem Brief auch nach Helga M. Novaks materieller Situation und verspricht ihr, wenn sie nur ein Zeichen gibt, ihr Geld zu schicken. Er schreibt: „Ich schicke Dir den Band unter dem Titel ‚Der Schatten‘, dazu einen dicken Schmöker – ‚Fünf Jahrzehnte, ein Werkstattbericht‘ –, in dem auch Du auf einer Zeichnung abgebildet bist, die dazumal in Wewelsfleth entstanden ist.“¹² Einen Tag danach schreibt auch Hilke Ohsoling an Helga M. Novak und schickt ihr die Adresse von Nevermann. Sie empfiehlt in ihrem Brief das Danziger Rathaus als Ansprechpartner für die amtlichen Angelegenheiten in Polen.¹³

In den nächsten Monaten intensiviert sich die Korrespondenz zwischen Legbåd in Polen und Lübeck. Helga M. Novak schickt mehrere Briefe an Ute und Günter Grass. Am 16. Dezember 2004 bedankt sie sich für das Bücherpaket und am 25. Januar 2005 dankt sie Grass dafür, dass er ihr 1000 Euro geschickt hat.¹⁴ Sie schreibt auch an Hilke Ohsoling, die inzwischen die amtlichen Wege zur Erhaltung der polnischen Aufenthaltsgenehmigung zu sondieren versucht. In einem Brief vom 16. Februar 2005 erklärt Helga M. Novak ihr, dass sie hofft, eine deutsche Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen, aber in Polen leben will, wo sie „mietfreies Wohnrecht bis zum Lebensende“ sowie Heizmaterial und Grundnahrungsmittel umsonst hat, die sie sich in Deutschland kaum hätte leisten können:

[...] Ach ja, ich habe hier auch seit 16 Jahren einen Mann zur Seite!

Also, ich möchte hier wohnen bleiben. Bis jetzt war ich immer nur als Touristin angemeldet (aber angemeldet war ich stets). Nun brauche ich eine polnische Aufenthaltsgenehmigung, von der ich nicht weiß, wie man die an Land zieht. Meine Sprachkenntnisse reichen auch nicht allzu weit.¹⁵

¹¹ Grass: *Unterwegs von Deutschland nach Deutschland*, S. 116.

¹² DLA Marbach, A:Novak.

¹³ Am 8. Dezember 2004, ebd.

¹⁴ DLA, Marbach, A:Novak.

¹⁵ Ebd.

Helga M. Novak besuchte 1980 Polen und war seitdem jedes Jahr in der Tucheler Heide. Seit 1991 lebte sie dort auch im Winter.¹⁶ Sie baute ein kleines Haus auf einem Grundstück, das ein Nachbar für ihr Geld gekauft hatte. Sie hatte offensichtlich nie einen Antrag auf eine Aufenthaltsgenehmigung für Polen gestellt und musste alle drei Monate über die Grenze fahren. Die ganze Zeit über behielt sie die isländische Staatsbürgerschaft, weil in Island ihre einzigen Verwandten lebten.

Am 15. Dezember 2004 schickt Helga M. Novak – von Grass dazu angeregt – einen Brief an Knut Nevermann, den sie mit ihrem isländischen, offiziellen Namen Maria Karlsdottir unterzeichnet. Damit beginnt die amtliche Korrespondenz, die die nötigen Dokumente für eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland (Novak benutzt in ihrem Brief die Abkürzung BRD), dann auch einen Besuch am 16. April im Schöneberger Rathaus betrifft, über dessen Ablauf sie in einem ironischen Brief vom 30. April 2005 an Grass berichtet: „Mitnichten lagen die Papiere und Anträge für mich bereitet. [...] (der Standesbeamte: auch Prominente müssen sich unseren – im Schöneberger Rathaus – / Anordnungen fügen!)“¹⁷

Da sie keinen ständigen Aufenthaltsort in Deutschland aufweisen konnte, war die fehlende Anmeldung eine der Hürden, die ihr amtlicherseits in den Weg gelegt wurden. In dem autobiografischen Roman *Im Schwanenhals* berichtet Helga M. Novak über ihre beschwerlichen Bemühungen um die Einbürgerung. Sie schreibt dort u.a.:

Ein Jahr später nahm ich einen zweiten Anlauf, viele Leute, bekannte Namen darunter, rieten mir zu. Ich wühlte mich durch Anträge und Bestimmungen, trat Reisen nach Berlin an, hörte auf Versprechungen und Vertröstungen. Ein Schriftstellerkollege, weithin gerühmt, stellte mir die von der Ausländerbehörde geforderte Adresse zur Verfügung.¹⁸

Tatsächlich war es Grass, der Helga M. Novak am 19. Mai 2005 sein Haus in Berlin-Friedenau, Niederstraße 13, das in dieser Zeit gerade zur Hälfte leer stand, zur Anmeldung anbot.¹⁹ Es war nicht das erste Mal, dass Grass sein Haus Menschen zur Verfügung stellte, die in Not waren. In den 1980er Jahren hatten auch seine Bekannten aus Polen und ihre Angehörigen dort vorübergehend eine Bleibe gefunden. Helga M. Novak nahm dieses Angebot an und war bis Juni 2006 in Grass' Haus angemeldet. Sie schreibt am 10. Juli 2006:

Die Aufenthaltsgenehmigung kriegte ich dann, sie ist allerdings nicht viel wert. Da ich in keiner Versicherung bin, ist mir das bürgerliche Grundrecht der Freizügigkeit entzogen worden. So kriege ich auch keine Aufenthaltsgenehmigung in Polen. Auch muß ich den Beweis erbringen, daß ich etwas mehr als 600 E monatlich habe, und just in dem Augenblick schreibt mir das Bundespräsidialamt: die Zahlung der Künstlerhilfe sei nicht weiter gewährleistet. Auch für den Antrag auf deutsche Staatsangehörigkeit brauchte ich einen Einkommensnachweis, den habe ich nun nicht mehr.²⁰

¹⁶ Vgl. Brief von Maria Karlsdottir (Helga M. Novak) an Andrzej Podgórski, Legbał, 18.03.1993. Sie schreibt darin, dass sie seit 1980 jeden Sommer in Legbał verbracht hat. Ebd.

¹⁷ 30.04.2005, ebd.

¹⁸ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 333.

¹⁹ DLA. Marbach, A:Novak.

²⁰ Ebd.

Grass setzte sich daraufhin wieder für seine Schriftstellerkollegin ein, indem er an den Bundespräsidenten Horst Köhler und an den ersten Bürgermeister von Berlin Klaus Wowereit schrieb und sie auf die Probleme Helga M. Novaks aufmerksam machte, was er ihr in einem Brief vom 18. Juli 2006 mitteilt:

In beiden Briefen habe ich Deine literarische Bedeutung hervorgehoben, ihnen die wichtigsten Titel Deiner Bücher genannt und aufgezählt, welche literarischen Preise man Dir zugesprochen hat. Nun ist zu erwarten, daß die beiden Briefe alarmierende Wirkung haben.²¹

Er versichert zum Schluss: „Wie immer es ausgeht, Du sollst wissen, daß Ute und ich für Dich da sind; Du mußt nur ein Zeichen geben, sobald Du Hilfe benötigst.“ Und Hilke Ohsoling ermutigt Helga M. Novak am 12. September 2006:

Herr Grass meinte, daß Sie jetzt nicht aufgeben sollten – er kann nicht einsehen, daß Sie keine deutsche Staatsangehörigkeit bekommen. [...] Sie haben hier in Lübeck ausdauernd Unterstützung. Und ein paar Briefe in Ihrer Sache schreiben wir gerne, immer in der Hoffnung, den Amtsschimmel so ein bißchen in Bewegung zu bringen.²²

Als im August 2006 Günter Grass' Erinnerungsbuch *Beim Häuten der Zwiebel* erscheint und der Autor von Vielen angegriffen wird, schickt Helga M. Novak einen offenen Brief an die Frankfurter Rundschau, in dem sie ihre Solidarität mit Grass bekundet, der von der Redaktion jedoch nicht angenommen wird. Auch Grass gefällt der Text offensichtlich nicht. Die Autorin des offenen Briefes schreibt darin u.a.:

Wäre Günter Grass beizeiten ‚geständig‘ gewesen, dann hätte es eine Danziger Trilogie nie gegeben, und/oder Grass hätte den Gulag von innen kennengelernt, und/oder die DDR-Vorsitzenden hätten ihm ein Leben lang die Hölle heißgemacht. Auf keinen Fall hätte er sich zu DEM Charakter und Schriftsteller entwickelt, den wir seit Jahrzehnten kennen.²³

Und an Grass schreibt sie am 31. August 2006: „Dein Buch habe ich sehr gerne und aufmerksam gelesen, ohne zu ahnen, welche entsetzlichen Reaktionen es auslösen würde. Hoffentlich wurde Ute nicht allzu sehr strapaziert.“²⁴

Helga M. Novak wendet sich an Grass wieder am 24. Januar 2007 und bittet ihn, ihr zu einer Aufenthaltsgenehmigung für das Land Brandenburg zu verhelfen, denn sie beabsichtigt, ihren ersten Wohnsitz in Erkner zu nehmen.²⁵ Darauf schreibt Grass am 12. Februar 2007 einen Brief an den Ministerpräsidenten von Brandenburg, Matthias Platzeck, und bittet ihn um eine „permanente Aufenthaltsgenehmigung für Deutschland“ für „die nicht nur aus meiner Sicht bedeutende Schriftstellerin Helga Novak“²⁶. Novak bedankt sich daraufhin in einem nicht genau datierten Brief von 2007 „für Deinen hilfreichen Brief“²⁷.

²¹ Ebd.

²² Ebd.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd.

²⁵ Vgl. Helga Novak an Ute und Günter Grass, Legbađ, 24.01.2007, ebd.

²⁶ Günter Grass an Matthias Platzeck, Lübeck, 12.02.2007, ebd.

²⁷ Ebd.

Sie erklärt darin zugleich, dass sie sich nicht mehr um die deutsche Staatsangehörigkeit bemühen will.

In der nachfolgenden Zeit werden die Briefe zwischen Helga M. Novak und Grass selten, auch wenn sie nach wie vor von einem engen Verhältnis zwischen beiden zeugen. Helga M. Novak, die nun eine Wohnung in Erkner hat, wiederholt in Krankenhäusern liegt, an ihrer Autobiografie arbeitet, sehnt sich nach der Tucheler Heide, wovon sie Grass am 3. Juli 2009 schreibt:

[...] meine frühe Heimatgemeinde ist mir doch nicht ans Herz gewachsen. [...] Wenn ich in Legbad bin, habe ich niemanden zum Reden, meine Wohnung in Erkner von 35 qm gibt keinen Atemzug, um was zu Ende zu denken, geschweige zu schreiben.²⁸

Im Herbst 2010 schreibt sie zum letzten Mal eigenhändig an Ute und Günter Grass und teilt ihnen mit, dass sie sich nach 22 Jahren „vom polnischen Wald, von Stefan, vom eigenen Dach überm Kopf“ trennen muss.²⁹ Ihr letztes Lebenszeichen an sie ist ein in ihrem Namen von Rita Jorek am 13. Oktober 2012 verfasster Brief.

Zwischen Helga M. Novak und Günter Grass hat sich nach und nach eine enge freundschaftliche Beziehung entwickelt. Die beiden verband die Zusammenarbeit mit demselben Verlag, woraus sich diverse berufliche Verbindungen ergaben.³⁰ Zudem boten die Treffen der Gruppe 47 und gemeinsame Lesungen gute Anlässe für weitere Kontakte. Hinzu kamen private Begegnungen, wodurch auch Grass' Frau, Ute, ein freundschaftliches Verhältnis zu Helga M. Novak knüpfte. War zu Beginn ihrer Bekanntschaft für Grass die Ausbürgerung durch die DDR-Behörden ein Signal, der jungen, noch wenig bekannten Autorin unter die Arme zu greifen, so mag ihre rechtlich unklare Situation, als sie sich um Wiedereinbürgerung bemühte, für sein Engagement von entscheidender Bedeutung gewesen sein, denn ihn haben Helga M. Novaks Ratlosigkeit gegenüber den Behörden und ihre soziale Not deprimiert. Grass schätzte ihre dichterische Leistung, auch waren er und die ihm nahestehenden Personen von dem Stil ihrer Briefe tief beeindruckt. Von seinem biografischen Background her hatte er ein besonderes Verhältnis zu Menschen, die – wie Helga M. Novak – die Erfahrung der Heimatlosigkeit gemacht haben. So hatte er auf jede ihrer Bitten um Unterstützung reagiert und war derjenige, der ihr maßgeblich bei der Rückkehr nach Deutschland geholfen hat.

Obwohl Helga M. Novak sich mehr als zwanzig Jahre in Polen aufhielt, wurden ihre Werke in diesem Lande nur geringfügig rezipiert. In einer Anthologie westdeutscher Lyrik mit dem Titel *W cieniu Lorelei* (Im Schatten der Loreley) erschienen 1978 ihre beiden Gedichte *die Oder bei Kunitz* aus der Sammlung *Ballade von der reisenden Anna* und *gefaßt* aus der Auswahl *Colloquium mit vier Häuten* auf Polnisch,³¹ was der Autorin Genugtuung bereitete.³² In der

²⁸ Ebd.

²⁹ Helga M. Novak an Ute und Günter Grass, Erkner, ebd.

³⁰ In dem Nachlass von Helga M. Novak in Marbach finden sich u.a. Rundbriefe an die Autoren des Luchterhand Verlags, die von Grass signiert sind.

³¹ *W cieniu Lorelei. Antologia wierszy poetów Republiki Federalnej Niemiec (do roku 1975)*. Wybór Stefan H. Kaszyński. Przedmowa Witold Nawrocki, Poznań 1978.

³² Sie erwähnt den Verlag Wydawnictwo Poznańskie in dem hier bereits angeführten Brief an Andrzej Podgórski.

Publikation fand sich auch ein knappes Biogramm, in dem u.a. auf ihren Islandaufenthalt 1961–1968, ihre Zugehörigkeit zur Gruppe 47 sowie auf ihre bis dahin erschienenen Lyrikbände verwiesen wurde. Sechs von Leszek Szaruga übersetzte Gedichte wurden 2000 in der in Toruń (Thorn) erscheinenden Monatsschrift „Przegląd Artystyczno-Literacki“ publiziert.³³ Der Übersetzer schickte sie der Redaktion, nachdem in derselben Zeitschrift drei Monate zuvor ein Essay von Marion Brandt über die Autorin und deren Lyrik erschienen war.³⁴ Einen polnischen Beitrag zur Erforschung des Werkes von Helga M. Novak stellen die Publikationen der Breslauer Germanistin, Isabela Surynt, dar.³⁵

³³ Przegląd Artystyczno-Literacki, 2000, Nr. 9, S. 135–138. Es handelt sich um die Gedichte: *Ciemna strona Hölderlina*, *Wieża telewizyjna*, *Płaczą jedynie*, *To jest ta rzeka*, *Grudniowy trend*, *Gdzie teraz jestem*.

³⁴ Marion Brandt, „Nie dziękuję” albo zapach wolności. O Heldze M. Novak, in: Przegląd Artystyczno-Literacki, 2000, Nr. 6, S. 146–151.

³⁵ Izabela Surynt, „So verletzt, so erniedrigt, so elend, so mißhandelt, so verwundbar, so ungeschützt”. Zur Problematik von Identität und Gewalt im Werk Helga M. Novaks, in: *Convivium*, 2007, S. 119–143; dies., *Przemoc, pamięć, tożsamość w niemieckiej literaturze II połowy XX wieku. Światy ze słów Helgi M. Novak*, Wrocław 2010; Ewa Tomicka-Krumrey (Hg.), *Zwischenräume. Helga M. Novaks polnische Phantasien* / Izabela Surynt; Laudatio Hubert Orłowski, Leipzig 2011.

Gdańsk 2017, Nr. 36

Michaela Nowotnick
(Humboldt-Universität zu Berlin)

„Die Wurzeln sind ausgerissen. Man ist nackt und fremd.“ Helga M. Novak und die rumäniendeutsche Literatur

1985 besuchte Helga M. Novak erstmalig Rumänien. Ein schicksalhafter Ereignis, bei der sie Freundschaften zu Vertretern der rumäniendeutschen Literatur knüpfte, die bereits die Ausreise in die Bundesrepublik beantragt hatten. In ihren Lebenswegen sah Helga M. Novak die eigene Biografie gespiegelt, die Hinwendung zu ihnen war damit gleichzeitig ein Weg zum einstigen Verlust von Heimat und Sprache.

Schlüsselwörter: Rumäniendeutsche Literatur, Briefe, Heimat, Sprachverlust

“The roots are pulled out. You are bare and strange.” Helga M. Novak and the German literature from Romania. In 1985, Helga M. Novak visited Romania for the first time. A fateful incident because, during that time, she formed friendships to several representatives of Romanian-German literature who had already made their applications for an exit visa. In their journeys through life, Helga M. Novak saw her own biography because, meeting them, reminded her of her own loss of home and language.

Keywords: German literature from Romania, letters, home, loss of language

Den Ausschlag, eine Untersuchung den Beziehungen Helga M. Novaks zur rumäniendeutschen Literatur zu widmen, gab ein Fund im Nachlass der Autorin, der seit 2013 im Deutschen Literaturarchiv in Marbach verwahrt wird.¹ Eine Mappe befindet sich dort, umfangreich genug, sie nicht als Marginalie zu betrachten. Ihr Inhalt: Korrespondenzen, Zeitungsartikel und andere Materialien, die Zeugnisse einer punktuell intensiven Auseinandersetzung der Autorin mit Rumänien und der rumäniendeutschen Literatur sind. Diese Mappe provozierte eine Spurensuche, die zu Helga M. Novak, aber auch zu ihren damaligen Freunden und Wegbegleitern, zu Autoren der rumäniendeutschen Literatur führte. Die folgenden Ausführungen werden – so viel sei an dieser Stelle vorgegriffen – keine abgeschlossenen Forschungsergebnisse bieten. Auch die Einbettung in einen größeren Forschungsdiskurs muss vorerst ausbleiben, denn die Verbindungen von Autoren aus dem binnendeutschen Sprachraum zur rumäniendeutschen Literatur sind bislang nicht systematisch untersucht worden. So muss die Einzeluntersuchung weitgehend allein stehen, wenngleich das Phänomen des Austauschs kein Einzelfall gewesen ist. Vielmehr kann von einem größeren Kontaktgeflecht zwischen bundesdeutschen und rumäniendeutschen Schriftstellern gesprochen werden, das zudem um die Dimension der Literatur aus der DDR zu erweitern ist.

¹ Für Hinweise und tatkräftige Rechercheunterstützung danke ich herzlich Katrin von Boltzenstern.

Zur ersten Berührung Helga M. Novaks mit Rumänien und Autoren der rumäniendeutschen Literatur kam es 1985 anlässlich eines Schriftstellersymposiums in Bukarest, an dem die Autorin auf Einladung des Goethe-Instituts teilnahm. Sie fand dort ein Land vor, das sich in einer tiefen Krise befand, die von Mangel und Unterdrückung geprägt war. Neben der unzureichenden Versorgung mit Nahrungsmitteln und rationierter Energieversorgung gehörte hierzu die stetige Präsenz des rumänischen Geheimdienstes, der Securitate. Und dennoch, Rumänien war – vor allem für Bewohner der DDR – auch ein beliebtes Reiseland. Wanderungen in den Karpaten, die Schwarzmeerküste und ein vergleichsweise günstiger Wechselkurs lockten mit dem Versprechen auf unberührte Landschaften und relative Freiheit. Die deutsche bzw. österreichisch-ungarische Prägung, zu der auch der weitverbreitete Gebrauch der deutschen Sprache gehörte, erleichterte nicht nur die Verständigung im Land. Vielmehr erwartete die Besucher eine reiche Kultur- und Literaturlandschaft, denn auf dem Gebiet des heutigen Rumäniens leben seit dem 12. Jahrhundert deutsche Siedlergruppen. Diese entwickelten zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als die deutschsprachigen Gebiete noch zur Habsburgermonarchie gehörten, eine differenzierte Literatur-, Verlags- und Presselandschaft. Auch nach dem Ersten Weltkrieg, in dessen Folge unter anderem das Banat und Siebenbürgen an Rumänien fielen, blieb die Orientierung zu den deutschsprachigen literarischen Zentren, nach Wien und nach Deutschland, bestehen. Anders als in anderen europäischen Ländern fand in Rumänien nach dem Zweiten Weltkrieg keine Vertreibung der deutschen Bevölkerung statt, sondern diese wurde offiziell als Minderheit anerkannt. So erschienen und erscheinen bis heute mehrere deutsche Wochenzeitungen und eine Tageszeitung, es gab deutsche Verlage bzw. deutsche Abteilungen in rumänischen Verlagen. Deutsche Theaterbühnen wurden bespielt und ab 1949 erschien monatlich eine Literaturzeitschrift. Seit 1956 unter dem Titel *Neue Literatur* herausgegeben, wurde diese Zeitschrift zu einem wichtigen Sprachrohr der rumäniendeutschen Literatur, aber auch zum Publikationsmedium für Autoren aus der Bundesrepublik und aus der DDR.

In den 1980er Jahren stieg die Zahl der Rumäniendeutschen, die eine Ausreise, vornehmlich in die Bundesrepublik Deutschland, anstrebten. Insbesondere die jüngere intellektuelle deutsche Bevölkerung Rumäniens, unter ihnen auch die Autoren, mit denen sich Helga M. Novak anfreunden sollte, saß auf den vielzitierten gepackten Koffern. Allein, zwischen dem Antrag und der Genehmigung der Ausreise lagen oft Monate, manchmal Jahre, in denen die Anstellung aufgekündigt wurde und literarische Texte nicht mehr erscheinen konnten. Die Autoren befanden sich in einer Zwischenwelt, zwischen dem Umgang mit der Lebenswirklichkeit und der Hoffnung zum Aufbruch in ein besseres Leben. In dieser Zeit können mindestens drei Besuche Helga M. Novaks in Rumänien nachgewiesen werden.²

Der erste Kontakt ist auf die bereits genannte Einladung des Goethe-Instituts zurückzuführen. In ihr wurde Novak gebeten, im Rahmen der „Deutschen Kulturwoche“³ vom 14. bis zum

² Novak selbst spricht in einem autobiographischen Fragment von fünf Aufenthalten. Vgl. Helga M. Novak: Manuskriptfragment, entstanden wahrscheinlich nach 1989, in: DLA Marbach, A:Novak.

³ Einladung des Goethe-Instituts [Hans Peter Hebel] an Helga M. Novak vom 11. März 1985, in: DLA Marbach, A:Novak. Daraus auch die folgenden Zitate. Es handelte sich bei dieser Veranstaltung um die zweite Kulturwoche der Bundesrepublik Deutschland in Rumänien, die erste hatte 1980 stattgefunden.

20. Oktober 1985 „an einem Deutsch-rumänischen Schriftsteller-Treffen“ teilzunehmen, bei dem „über die Rezeption der deutschen Literatur in Rumänien und der rumänischen Literatur in der Bundesrepublik, Möglichkeiten der Verbesserung etc.“ gesprochen werden sollte. Darüber hinaus war die „Diskussion literarischer Texte“ vorgesehen. Neben Helga M. Novak, so kann einer Mitteilung in der *Neuen Literatur* entnommen werden, nahmen auch Friedrich Christian Delius, Ludwig Fels, Günter Herburger, Ursula Krechel und Guntram Vesper an der Begegnung teil.⁴

Als Veranstaltung des rumänischen Schriftstellerverbandes stand sie unter hochoffiziellen Vorzeichen, sodass sicherlich kaum von einem offenen und kritischen Austausch während des Treffens gesprochen werden kann. „[D]ie Rumänen hatten uns gut verplant“, schildert Novak das Programm, „zweimal ein Kloster besuchen, ganz weit draußen eine Dampferfahrt, einmal ein Sitz eines Metropoliten, und beim Symposium haben sie uns mit Referaten totgeschlagen über Faust-Übersetzungen und die Rolle Heines für die rum. Literatur.“⁵ Die Rundtischgespräche, Symposien, Referate und Ausflüge, die von Novak als weitgehend langatmig und wenig erkenntnisgewinnend wahrgenommen wurden, machten allerdings nur einen Teil ihres Aufenthalts in Bukarest aus. Wie auch bei anderen literarischen Veranstaltungen, Delegationen und Besuchsfahrten üblich, entstand neben den vorbereiteten Punkten, denen Folge zu leisten war, eine private Ebene des Austauschs: Vielfach trafen hierbei Autoren aus der Bundesrepublik sowie aus der DDR auf Vertreter der rumäniendeutschen Literatur, die oftmals als Sprachmittler eingesetzt waren. So konnten private Beziehungen entstehen, die mitunter in langjährige Freundschaften mündeten.

Auch die Teilnehmer der Kulturwoche lernten rumäniendeutsche Autoren kennen, zu denen schnell persönliche Bindungen aufgebaut wurden. Helga M. Novak beschreibt sie als „unsre Leute [...], die 9 Stunden mit der Bahn gekommen waren, wegen uns.“⁶ Zu denjenigen, mit denen sie während des Schriftstellersymposiums in ein literarisches Gespräch kommen sollten, gehörten Herta Müller, Johann Lippet und Richard Wagner.⁷ Das begonnene beziehungsweise nicht mögliche Gespräch während der offiziellen Veranstaltung wurde am Abend im Beisein der ebenfalls angereisten Autoren Rolf Bossert und William Totok⁸ aufgenommen und intensiviert. „Am Abend gingen wir“, beschreibt Guntram Vesper die Begegnung,

eine Gruppe deutschsprachiger Schriftsteller aus Rumänien und aus der Bundesrepublik, durch schwachbeleuchtete ausgestorbene Straßen zum letzten Restaurant der Hauptstadt, das seinen Gästen Essen nach der Karte anbieten konnte. [...] Und bei aller Zurückhaltung im Fragen und Urteilen, die uns gerade Angekommenen in diesen ersten Stunden gut anstand, gab es, was es beinahe immer gibt, wenn Schriftsteller unter gegenseitiger Achtung des literarischen Handwerks zusammensitzen: das aufmerksame freundschaftliche Gespräch.⁹

⁴ Vgl. „Die Schriftsteller Ludwig Fels [...]“, in: *Neue Literatur*, H. 11 1985, S. 92.

⁵ Helga M. Novak an Sabina Patt vom 20. Oktober 1985, in: DLA Marbach, A:Novak.

⁶ Ebd.

⁷ Vgl. Johann Lippet, *Das Leben einer Akte. Chronologie einer Bespitzelung*, Heidelberg 2009, S. 118.

⁸ Angaben von Johann Lippet an Michaela Nowotnick vom 10. Mai 2017. E-Mail. Bei einem späteren Besuch sollte Novak auch den Autor Helmuth Frauendorfer kennenlernen.

⁹ Guntram Vesper, *Fremde Gegend, schwere Stille. Zu Rolf Bossert und seinen Gedichten*, in: Rolf Bossert, *Auf der Milchstraße wieder kein Licht. Gedichte*, Berlin 1986, S. 9–15, hier S. 10.

Bei der „Gruppe deutschsprachiger Schriftsteller“, die aus Temeswar, rumänisch Timișoara, im westlichen Teil des Landes, dem sogenannten Banat, nach Bukarest angereist waren, handelte es sich um Mitglieder der einstigen Aktionsgruppe Banat beziehungsweise um Autoren aus deren näherem Umfeld. Die Aktionsgruppe Banat war 1973 als literarisch-politische Ausdrucksform deutscher Schüler und Studenten gegründet worden. 1975 wurde sie aufgelöst, einige ihrer Mitglieder wurden verhaftet und es wurden temporäre Publikationsverbote verhängt. Die Autoren blieben aber über diesen Zeitraum hinaus freundschaftlich miteinander verbunden und reisten so auch gemeinsam zur Kulturwoche der Bundesrepublik nach Bukarest, wo sie mit Helga M. Novak und den anderen Teilnehmern sprachen. „[W]ar schön mit Euch“, so die Widmung in einem Exemplar der kurz zuvor erschienenen *Legende Transsib*, das Novak William Totok in Bukarest überreichte.¹⁰ Diese erste kurze Begegnung fand auch in Deutschland Widerhall, denn nur wenige Tage nach der Rückkehr der bundesdeutschen Autoren aus Rumänien, am 7. November 1985, veranstaltete das Literaturhaus Berlin – noch vor seiner eigentlichen Eröffnung im Juni 1986 – gemeinsam mit der DAAD-Galerie das Symposium „Die fünfte deutschsprachige Literatur“¹¹. Dort sprachen unter anderem Friedrich Christian Delius, Ursula Krechel und auch Helga M. Novak über die, so heißt es in der Einladung, „Lage der Schriftsteller in Rumänien“. Zur Veranstaltung des Literaturhauses, an der Ernest Wichner mitwirkte, der selbst Gründungsmitglied der Aktionsgruppe Banat war und seit 1975 in der Bundesrepublik lebt, gehörte auch eine Lesung von Texten rumäniendeutscher Autoren aus „unveröffentlichten, von der Zensur verbotenen Manuskripten“. Die Autoren wurden so schon vor ihrer späteren Ankunft in Deutschland zumindest einem ausgewählten Publikum nahegebracht.

Schon bald nach ihrem Aufenthalt in Bukarest beschloss Novak, erneut nach Rumänien zu reisen, um den Jahreswechsel in Temeswar, dem Wohnort der neu gewonnenen Freunde, zu verbringen. „Zimmer bestellt. Erwartet dich am dreissigsten“ verkündet ein Telegramm, das am 19. November 1985 in Temeswar aufgegeben worden war¹² und sie einen Tag später in Čara, ihrem „jugoslawischen Exil“¹³, erreichte. In Temeswar verbrachte Novak den Jahreswechsel im Freundeskreis. „[W]ir freuten uns über die Geschenke, Kerzen, Kaffee, Fleischkonserven, die sie uns mitbrachte“, erinnert sich Johann Lippert.¹⁴ Kleinere und größere Aufmerksamkeiten nahmen Besucher aus dem westlichen Ausland regelmäßig in das Rumänien der 1980er Jahre mit, in dem nahezu alles Mangelware war.¹⁵ Doch brachte Novak weitaus mehr als nur das, sie brachte Zuspruch und die Möglichkeit des intensiven Austauschs. „[D]amals tat ihre moralische Unterstützung gut“, so erneut Johann Lippert.¹⁶

¹⁰ Helga M. Novak, *Legende Transsib*. Darmstadt 1985. Widmungsexemplar. Privatbesitz William Totok.

¹¹ Programmzettel Literaturhaus Berlin, gestempelt von Herbert Wiesner, in: DLA Marbach, A:Novak. Daraus auch die folgenden Zitate.

¹² Wil[l]iam [Totok] an Helga M. Novak vom 19. Dezember 1985. Telegramm, in: DLA Marbach, A:Novak.

¹³ William Totok an Helga M. Novak vom 11. August 1988, in: DLA Marbach, A:Novak.

¹⁴ Lippert, *Das Leben einer Akte*, S. 138.

¹⁵ Das Überreichen mitgebrachter Güter wurde gleichsam als Wertschätzung der Gastgeber wahrgenommen. So besitzt beispielsweise William Totok noch immer zwei Garnrollen, die Novak ihm einst mitbrachte.

¹⁶ Lippert, *Das Leben einer Akte*, S. 138.

Im November des darauffolgenden Jahres folgte eine weitere Reise, bei der Novak von einer Schweizer Freundin begleitet wurde. Touristen – und auch Helga M. Novak reiste als Touristin ein – war es streng verboten, bei Privatpersonen zu übernachten, weshalb beide in einem Hotel in Temeswar untergebracht waren. Diese Begegnung wurde auch vom rumänischen Geheimdienst verfolgt, der die rumäniendeutschen Autoren beobachtete.¹⁷ In der Akte William Totoks wird eine Begegnung im November 1986 beschrieben. Eine Verbindung zur politisch nicht unumstrittenen Autorin Novak wird allerdings nicht gezogen, denn es heißt, dass Totok sich mit „Karlsdottir Maria¹⁸, geboren am 08.09.35 in Reykjavik“¹⁹, getroffen habe. Derselbe Mitarbeiter berichtete auch in Johann Lippets Akte²⁰ über den Besuch Helga M. Novaks bzw. Maria Karlsdottirs.²¹

Der Besuch im November 1986 sollte Novaks vorerst letzter Aufenthalt in Rumänien sein, denn die befreundeten rumäniendeutschen Autoren reisten 1986 und 1987 in die Bundesrepublik aus. Novaks Bindung an Rumänien aber bestand ausschließlich über die Autoren aus dem Umfeld der Aktionsgruppe Banat, dem Land gegenüber war sie zutiefst abgeneigt.²² William Totok, Richard Wagner, Herta Müller und Helmuth Fraendorfer ließen sich im westlichen Berlin nieder, wo auch Novak wohnte, allein Johann Lippet zog nach Süddeutschland. Der Austausch manifestierte sich nun in weiteren persönlichen Begegnungen und in zahlreichen Briefen. Zusammen mit den Korrespondenzen, die Novak unter unmittelbarem Einfluss ihrer Rumänienreisen an Freunde schrieb, zeigt sich darin die intensive Auseinandersetzung der Autorin mit dem Schicksal der Bekannten und Freunde in Verortung zum eigenen Erleben. Der Erkenntniswert dieser Quellen ist umso größer, als der Topos Rumänien lediglich vereinzelt in Novaks literarisches Werk eingegangen ist. Am deutlichsten sind die Verweise in den autobiografischen Texten zu finden:

¹⁷ Hinweise auf den Aufenthalt Novaks finden sich auch in Berichten vom 13. November 1985 und 30. Oktober 1986, in denen ebenfalls Günther Herburger und Ursula Krechel erwähnt werden (Archiva Consiliului Național pentru Studierea Arhivelor Securității, D 118, Bl. 182–183 und Bl. 187–198).

¹⁸ Novak, mit zweitem Vornamen Maria, hatte in Island den Namen Karlsdottir, ‚Karls Tochter‘, nach ihrem Adoptivvater Karl Nowak, angenommen. Vgl. Helga M. Novak, Reise nach Rumänien. Brief an Hans Joachim Schädlich, in: dies., Aufenthalt in einem irren Haus. Gesammelte Prosa, Frankfurt am Main 1995, S. 287–300, hier S. 291.

¹⁹ Im Original: KARLSDOTTIR MARIA, născută la 08.09.1935 în Reykjavik – Islanda, unde și domiciliază, dar are o viză de ședere în R.F. Germania – Frankfurt [...], in: Nota vom 15. November 1986. [Deutsch: KARLSDOTTIR MARIA, geboren am 08.09.1935 in Reykjavik – Island, wo sie auch lebt, aber ein Aufenthaltsvisum der Bundesrepublik Deutschland – Frankfurt besitzt [...].] Das Dokument wurde freundlicherweise von William Totok zur Verfügung gestellt.

²⁰ Vgl. Lippet, Das Leben einer Akte, S. 136.

²¹ Seitens des rumänischen Geheimdienstes wurde Helga M. Novak insofern Aufmerksamkeit entgegengebracht, als sie sich im Umkreis der rumäniendeutschen Autoren bewegte. Angaben, nicht nur zum Namen der Autorin sind ungenau, weitere Nachforschungen zu den beiden als Touristinnen eingereisten Frauen wurden – soweit der momentane Erkenntnisstand – nicht betrieben.

²² Vgl. u.a. eine Äußerung Novaks zu einer anstehenden Reise nach Rumänien: „Wenn ich an Rumänien denke, wo die totale Finsternis herrscht, wird mir ganz schlecht. Schon in Bukarest hat mich die Dunkelheit verwirrt und erschüttert. Egal, ich werde dort von vier Freunden oder mehr, erwartet.“ Helga M. Novak an Sabina Patt vom 29. Dezember 1985, in: DLA Marbach, A:Novak.

der rumäniendeutsche Lehrer für Literatur am Leipziger Literaturinstitut Georg Maurer,²³ die Beschreibung des rumäniendeutschen Lehrers im *Vogel federlos*.²⁴

Eine Ausnahme stellt der Brief an Hans Joachim Schädlich dar, der 1995 in den Prosa-band *Aufenthalt in einem irren Haus* unter dem Titel *Reise nach Rumänien* aufgenommen wurde.²⁵ 1986 unter dem Eindruck der zweiten Rumänienreise entstanden, ist er die einzige längere öffentliche Äußerung Novaks zu dem Erlebten. „Es war die Reise meines Lebens, und ich bin doch schon weit gefahren“²⁶ heißt es dort. Novak beschreibt humane Katastrophen wie die der Menschen, die beim versuchten Grenzübertritt in der Donau ertranken, Versorgungsausfälle wie fehlende Elektrizität und Heizwärme sowie staatliche Willkür und Repressalien. Berichte, die sich so durchaus in der deutschen Presse wiederfanden, aber auch Äußerungen, die diametral zu denen anderer Autoren stehen, die, aus der DDR kommend, Rumänien bereisten. Diese Besuche, die vorwiegend in den 1950er und 1960er Jahren stattgefunden hatten, wurden mehrfach zum Anlass für literarische Texte. Autoren wie Ludwig Renn, Heinz Kahlau und Sarah Kirsch schrieben über den Klassenkampf, die durch den Sozialismus geprägte Landschaft, die sogenannte fortschrittliche rumänische Literatur und die Zusammenarbeit mit der DDR.²⁷ So konnte Novak nicht mehr über das Land schreiben, in dem in den 1980er Jahren Repressalien und staatliche Willkür herrschten und die Lebensweisen der neu gewonnenen Freunde in Richtung Westdeutschland gestellt waren. Novak war schockiert von dem Erlebten und auch von dem, was ihr erzählt wurde. Von Ereignissen, die sie in zahlreichen Briefen an Freunde und Bekannte weitergab. Aber sie hatte Gleichgesinnte, Freunde gefunden, trotz allem. Sie beschreibt den Rückzug in den privaten Raum als das Erleben eines Glückszustands: „Wir waren unter uns, – glücklich, wenn es das gibt.“²⁸

Die rumäniendeutschen Autoren, denen Novak vielfach schon vor dem persönlichen Zusammentreffen in Rumänien aus ihren Texten bekannt war, empfanden eine geistige Verwandtschaft zu der etwa 20 Jahre älteren Kollegin. So beschreibt Richard Wagner in seiner Laudatio auf Novak anlässlich der Verleihung des Roswitha-Preises 1989 seine erste Lektüre des Gedichtbands *Margarete mit dem Schrank* von Helga M. Novak, der 1978 erschienen war:

Es war der leise und doch politische Ton in diesen Gedichten, der mir nachging, es waren jene tiefen Lebensbilder, die ich nicht mehr vergaß. Ich lese die Gedichte wieder, und es sind Bilder meines eigenen Lebens, die sie anstoßen. [...] Ich las „Margarete mit dem Schrank“, und Jahre danach kam ich in Rumänien selber in die Situation, die manche dieser Texte beschrieben. Es war genau das, was mir selber widerfuhr. Ich mußte es nicht erst mühevoll schreiben, ich konnte es bei Helga Novak mühelos nachlesen.²⁹

²³ Vgl. u.a. in Helga M. Novak, *Im Schwanenhals*. Frankfurt am Main 2013, S. 285–287.

²⁴ Die Figur des jungen rumäniendeutschen Geschichtslehrers Egbert Paruch wird unter anderem auf den Seiten 23, 28, 34ff. und 205 beschrieben, in: Helga M. Novak, *Vogel federlos*. Darmstadt u.a. 1982.

²⁵ Novak, *Reise nach Rumänien*.

²⁶ Ebd., S. 290.

²⁷ Vgl. u.a.: Ludwig Renn, *Vom alten und neuen Rumänien*. Berlin 1952; Heinz Kahlau, *Das Schloß Mogoşoia*, in: ders., *Bögen*. Ausgewählte Gedichte, Berlin 1981, S. 274; Sarah Kirsch, *Sinaia*, in: dies., *Landaufenthalt*. Gedichte. Berlin 1967, S. 69.

²⁸ Novak, *Reise nach Rumänien*, S. 291–292.

²⁹ Richard Wagner, *Laudatio auf Helga M. Novak*. Masch. Manuskript, 1989, in: *Archiv des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS)*, Vorlass Richard Wagner, Signatur: B-NL-1-2-1/76.

Novak, die einstige DDR-Bürgerin, berichtete, so führt Wagner weiter aus, von der Entwurzlung, die auch die rumäniendeutschen Autoren ereilen könnte: „Sie kam mit ihrem isländischen Paß, und sie warnte uns Eingespernte vor dem Ausgesperrtsein. Es war meine merkwürdigste Begegnung mit ihr, und wir, die Eingesperrten, wehrten uns gegen diese Sätze unserer Zukunft.“³⁰

Briefe voller Zuneigung zeugen von intensiven Beziehungen, die binnen kürzester Zeit entstanden waren und die nach der Ausreise aus Rumänien anfangs fortbestanden. In ihnen zieht Novak deutliche Parallelen zu ihrem eigenen Leben, das sie in den Biografien von Rolf Bossert, Richard Wagner, Johann Lippet, Helmuth Frauendorfer und Herta Müller gespiegelt sah. So kamen durch die bevorstehende oder vollzogene Ausreise in die Bundesrepublik bei den rumäniendeutschen Autoren Zweifel an ihrer Entscheidung auf. Zweifel, ob durch die sprachliche Inselsituation das Bestehen auf dem deutschen, nicht nur auf dem rumäniendeutschen Buchmarkt möglich sei. Ein Zustand, der Novak bekannt war, unter dem sie selbst einst gelitten hatte. In einem Brief an Johann Lippet schreibt sie 1987:

Dein Gefühl, gar nicht richtig Deutsch zu können, verstehe ich. Als ich nach Jahren aus Island kam, ging es mir ebenso. Damals fing ich an, Prosa zu schreiben, und zwar ‚Fibelsätze‘, weil ich direkt neu Deutsch lernen mußte. Hinzu kam, ich kannte den Westen überhaupt nicht, Island ist nicht Westen in dem Sinne.³¹

Die Briefe, die sie an die in Rumänien lebenden Freunde schrieb, kreisten um Themen wie der Weg aus dem Osten in den Westen, die Sprache, die neu erlernt werden muss, der Verlust von Heimat. Novak beschreibt selbst erlittene Verwundungen, von denen sie annahm, dass sie auch die rumäniendeutschen Autoren nach ihrer Ausreise erlebten. Eine Annahme, die sich in tragischer Weise für Rolf Bossert bestätigte. 1986, nur wenige Wochen nach seiner Ankunft in Deutschland, stürzte er sich aus dem Fenster des Flüchtlingsheims, in dem er mit seiner Familie lebte, zu Tode. Einige der Autoren, die Bossert so wie Novak im Rahmen der deutschen Kulturwoche kennengelernt hatten, reagierten unmittelbar: Friedrich Christian Delius verfasste den Nachruf für *Die Zeit*³² und Guntram Vesper schrieb das Vorwort zu Bosserts 1986 posthum erschienenem Band *Auf der Milchstraße wieder kein Licht*.³³ Zum 20. Todestag erarbeitete Ursula Krechel ein Hörspielfeature für Deutschlandradio Kultur.³⁴ Novak hingegen fiel eine Äußerung schwer, selbst der Brief erschien ihr keine mögliche Form mehr, wie sie Hans Joachim Schädlich gesteht:

Als ich anfang, Dir zu schreiben, wollte ich von Rolf Bossert erzählen. Du hast ihn erwähnt: der junge Dichter, der sich in Frankfurt aus dem Fenster gestürzt hat. Ich bin zu feige, geht jetzt nicht, später vielleicht!³⁵

³⁰ Ebd.

³¹ Helga M. Novak an Johann Lippet vom 24. Oktober 1987, in: DLA Marbach, A:Novak.

³² Friedrich Christian Delius, Eignes Flüstern. Zum Tode des rumäniendeutschen Dichters Rolf Bossert, in: *Die Zeit* vom 28. Februar 1986.

³³ Guntram Vesper, Fremde Gegend, schwere Stille. Zu Rolf Bossert und seinen Gedichten, in: Rolf Bossert, *Auf der Milchstraße wieder kein Licht*, Berlin 1986, S. 9–15.

³⁴ Ursula Krechel, „Auf der Milchstraße ist wieder kein Licht“. Der rumäniendeutsche Dichter Dichter Rolf Bossert. Ausgestrahlt auf Deutschlandradio Kultur am 21. Februar 2016.

³⁵ Novak, *Reise nach Rumänien*, S. 299.

Nach dem Tod des Freundes stellte sich Novak die Frage, ob sie diesen hätte verhindern können. Sie, die sie die Erfahrung der Ankunft im Westen, der so anders war als der Osten, schon gemacht hatte. Sie, die sie den Wechsel von Ost nach West schon durchlebt und überlebt hatte. Als einer der wenigen direkten Rumäniensbezüge fand dieser Selbstmord, der sie zutiefst erschütterte, Eingang in den Roman *Im Schwanenhals*:

Rolf hat sich mir vollkommen offenbart und anvertraut, sodass ich fortan schreckliche Angst um ihn hatte. Wenn wir tagsüber durch die Straßen gingen, rief er mir zu, / – lass mich keinen Meter allein gehen, lass mich keinen Meter allein gehen! / Später kam er in den Westen, in ein Lager, ich war weit weg. Alle erzählten mir, es ginge ihm glänzend. Ich dachte dennoch, ich müsste zu ihm fahren, ihn dort rausholen, ihm helfen. Aber ich tat es nicht. Da erreichte mich auf Korčula die Nachricht, er habe sich das Leben genommen.³⁶

„Wieder einer von uns, der den Wechsel von Ost nach West nicht geschafft hat“³⁷, resümiert Novak, die einst selbst beinahe an diesem „Wechsel“ zugrunde gegangen wäre:

Als ich 1968 nach Frankfurt kam, schluckte ich nach drei Wochen vierzig Schlaftabletten, lag mehrere Tage im Koma und landete in der Psychiatrie. Aber ich lebe. Das ist der Unterschied. Verstanden hat mich nie einer, weiß auch kaum jemand davon. Damals war ich dreiunddreißig wie Rolf und ein bisschen erfolgreich.³⁸

Die ausreisenden und ausgereisten rumäniendeutschen Autoren, die nun das zu durchleben schienen, was sie 20 Jahre zuvor selbst erfahren hatte, wurden von ihr mehr und mehr als Spiegelbild der eigenen Fremdheitserfahrung empfunden, die eine lebenslange Suche nach einer Heimat provozierte. Sie, die 1957 erstmalig und 1966 endgültig die DDR verlassen hatte, die in der Bundesrepublik, Island, Jugoslawien und Polen lebte und nirgends tatsächlich zu Hause war, hatte zeitlebens nach einem Ort des Ankommens gesucht. Die erste Begegnung mit den rumäniendeutschen Autoren mag so noch zufällig gewesen sein, die spätere Hinwendung zu ihnen war es nicht mehr.

Die schwierige Situation der Autoren in Flüchtlingsunterkünften, das oft stundenlange Warten auf Ämtern, das Gefühl, nicht die Sprache des Landes zu sprechen, einem anderen Kulturkreis anzugehören – Novak durchlebte all dies erneut. Ihre Erfahrungen von einst in Briefen mitteilend, versuchte sie, Mut zu machen. Und schildert doch mehr und mehr das eigene Unglück: „Ich habe meine Mark Brandenburg viermal verloren“, heißt es in einem Brief an Richard Wagner aus dem Jahr 1990. „Doch habe ich Glück gehabt und habe alles zurückgekriegt. Den Wald, die Kiefern, den Sand, den Wacholder, meinen Garten, – habe ich alles hundertmal wiederbekommen, worum ich geweint habe. Aber ich habe ja auch mehr als zwanzig Jahre darnach [*sic!*] gesucht.“³⁹ Eine tatsächliche Ankunft aber habe es nie gegeben: „Die Wurzeln sind ausgerissen. Man ist nackt und fremd.“, heißt es in einem wahrscheinlich nicht abgeschickten Schreiben an William Totok.⁴⁰

³⁶ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 321.

³⁷ Helga M. Novak an Henryk Wolski vom 29. März 1986, in: DLA Marbach, A:Novak.

³⁸ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 321.

³⁹ Helga M. Novak an Richard Wagner vom 6. März 1990, in: Archiv des IKGS, Vorlass Richard Wagner, Signatur: B-NL1-2-1/76.

⁴⁰ Helga M. Novak an William Totok und andere [Februar 1986, vermutlich nicht abgeschickter Briefentwurf], in: DLA Marbach, A:Novak.

Sie regte die Autoren an, forderte sie auf, das zu tun, was auch sie getan hatte: den Verlust der Heimat schreibend zu bewältigen. „Eine Schreibmaschine brauchst Du unbedingt“, rät sie Johann Lippet und bietet sich ihm als Adressatin seines Schreibens an, fordert ihn, drängt:

Natürlich fällt es Dir schwer, darüber zu schreiben, dennoch solltest Du das versuchen, sei es als Tagebuch oder in Briefen [...]. Die Anfangs-Erlebnisse werden nie wieder dieselbe Tiefe erreichen, später werden diese wichtigen, harten, schwierigen SINNLICHEN Eindrücke vielleicht/wahrscheinlich ersetzt durch Gefühlserlebnisse – so wie Erinnerungen, Sehnsüchte, alte Ängste, Träume, Freude [a]llem entkommen zu sein. [...] Wenn Du nicht weißt WIE, dann schreib mir das in Briefen, aber haarklein, genau, bildlich, ich will es riechen!⁴¹

Johann Lippet nahm diese Aufforderung ernst, er nahm sie an: „Das Schreiben, Du hast mich dazu aufgefordert, mir dazu geraten, hat mir geholfen, mein Gleichgewicht wieder zu finden.“⁴² 1990 erschien sein autobiografischer Band *Protokoll eines Abschieds und einer Einreise oder Die Angst vor dem Schwinden der Einzelheiten*. Weitere Veröffentlichungen aus dem Freundeskreis können in dieser Zeit nachgewiesen werden, autobiografisch intendierte Aufzeichnungen von Richard Wagner (*Ausreiseantrag* 1988, *Begrüßungsgeld* 1989), Herta Müller (*Reisende auf einem Bein* 1989) und William Totok (*Die Zwänge der Erinnerung. Aufzeichnungen aus Rumänien* 1988).

Anfang und Mitte der 1990er Jahre brach der Kontakt zwischen Novak und den rumäniendeutschen Autoren ab und er wurde auch nach ihrem Umzug nach Erkner bei Berlin nicht mehr aufgenommen. Der gemeinsame Weg hatte sich getrennt. Die rumäniendeutschen Autoren bekamen durch den Zusammenbruch des Ceaușescu-Regimes die Möglichkeit, die Geschichte ihres Landes und damit auch das eigene Erleben aufzuarbeiten. Bis heute ist diese Vergangenheit das Hauptthema ihrer essayistischen und literarischen Arbeiten. Sie bringen sich aktiv in die Aufarbeitung ein, forschen, recherchieren und agieren in der Öffentlichkeit. Heimat, das sind für sie trotz oftmals unterschiedlicher Sichtweisen auch die anderen rumäniendeutschen Schriftsteller, die untereinander weitaus mehr verbindet als lediglich dieselbe Herkunft.⁴³ Damit liegt ein immanenter Unterschied zu Helga M. Novak vor, die zeitlebens auf der Suche nach einer Heimat war. Johann Lippet, 2017 befragt nach dem gemeinsam beschrittenen Weg, lässt die innere Zerrissenheit der Autorin anklingen, ihre Suche nach Herkunft und Ankommen: „Sie war eine von Heimatlosigkeit Getriebene.“⁴⁴

⁴¹ Helga M. Novak an Johann Lippet vom 24. Oktober 1987, in: DLA Marbach, A:Novak.

⁴² Johann Lippet an Helga M. Novak vom 14. Dezember 1988, in: DLA Marbach, A:Novak.

⁴³ In einem Brief an Johann Lippet thematisiert Novak Dissonanzen zwischen den Autoren nach deren Ausreise in die Bundesrepublik. [Vgl. Helga M. Novak an Johann Lippet vom 24. Oktober 1987.] Dennoch blieben und bleiben diese Schriftsteller bis heute in Verbindung, wie zum Beispiel diverse Veranstaltungen 2011 und 2012lässlich des 40. Jahrestags der Gründung der Aktionsgruppe Banat dokumentieren.

⁴⁴ Johann Lippet an Michaela Nowotnick vom 10. Mai 2017. E-Mail.

Gdańsk 2017, Nr. 36

Agnieszka K. Haas

(Uniwersytet Gdański, Wydział Filologiczny /
Universität Gdańsk, Philologische Fakultät)

Religion und Philosophie als Provokation (in) der Literatur. Helga M. Novaks Lyrik als Dialog

Der Artikel hat zum Ziel, das Vorhandensein religiöser und philosophischer Motive im lyrischen Werk von Helga M. Novak zu erörtern und ihre Relevanz für dessen Interpretation zu überprüfen. Der literarische Text wird als Provokation verstanden, die unter dem Einfluss der literarischen Tradition zustande kommt und zugleich den Leser zur eigenen Auslegung anregt.

Schlüsselwörter: Bibel, Kain und Abel, Faust, Intertextualität, G.W.F. Hegel, Marxismus, Sokrates, Angelus Silesius, der Hl. Martin, der Hl. Sebastian.

Religion and Philosophy as Literary Provocation. Helga M. Novak's Lyric Poetry as a Dialogue. The purpose of the article is to discuss existence of religious and philosophical motifs in poetry of Helga M. Novak and to examine their relevance to its interpretation. Literary text is interpreted as a provocation which is formed under the influence of literary tradition and which, at the same time, inspires the reader to find his own interpretation.

Keywords: the Bible, Cain and Abel, Faust, intertextuality, G.W.F. Hegel, Marxism, Socrates, Angelus Silesius, St. Martin, St. Sebastian.

Zur Einleitung: Bemerkungen zu den Begriffen Provokation, Polyphonie und Dialogizität

Die Provokation des Wortes durch das Wort, die Michail Bachtin in die Polyphonie des literarischen Werkes eingebettet sah, kann sowohl in Prosatexten als auch in Gedichten zustande kommen. In der intertextuell orientierten Gedichtanalyse kommt es darauf an, solche „Provokationen“ aufzudecken und sich auf antwortendes Verstehen einzustellen. Die Vieldeutigkeit einzelner Worte „proviziert“ den Empfänger, indem sie zu verschiedenen Deutungen führen kann oder Konnotationen hervorruft, die von der Intention des Autors abweichen.

Darüber hinaus kann man Franz Huberth zustimmen, der die Semiose als einen „kontinuierlichen und theoretisch unabschließbaren Deutungs-, ja, Schöpfungsakt“¹ definiert, an dem Sender und Empfänger gleichermaßen beteiligt sind. Somit bewegen sich literarische Zeichen

¹ Franz Huberth, *Aufklärung zwischen den Zeilen. Stasi als Thema in der Literatur*, Weimar / Wien 2003, S. 19.

„im Dialog“², der dynamisch abläuft und dessen Verstehen von intra- sowie extratextuellen Bedingungen abhängt.

Die Dialogizität als Merkmal des literarischen Werkes hat zur Folge, dass im Text Zitatfragmente, Paraphrasen und Anspielungen gefunden werden können. Zur Gruppe der Bezugstexte, die solche Provokationen hervorrufen, gehören nicht nur literarische Texte, sondern auch religiöse und philosophische Inhalte, die durch ihre „Literarisierung“ im Gedicht eine neue Form, aber auch eine andere Bedeutung erhalten können.

Das Verstehen der intertextuellen Zusammenhänge kann im Begriff „Intertext“ wiedergegeben werden, der nach Roland Barthes dem „chambre d'échos“, das heißt einem Raum ähnlich ist, „in dem die Echos unzähliger Texte unaufhörlich und untrennbar widerhallen“³.

Das Konzept der Intertextualität und der strukturalistischen Literaturtheorie im 20. Jahrhundert wurde von Michail Bachtins Konzept des Dialogs deutlich geprägt. Die Kommunikation mit anderen Texten, die im poetischen Werk zustande kommt und an der die Empfänger gleichermaßen teilnehmen, lässt sich in diesem Modell als dynamischer Prozess betrachten, der von der Identität der Sprecher losgelöst wird.⁴ Im Prozess der Rezeption werden das Werk und die Identität des Autors allmählich voneinander getrennt. Demzufolge führt die Semiose als Bewegung eines Sinns, „der über den je partikularen Einsatz der Sprechenden hinausreicht“⁵, zur Verselbständigung des Textes.

Im Prozess der Lektüre ist der Empfänger auf die eigene Intuition bei der Interpretation angewiesen, die im Text Kontexte aufdecken lässt, die der Autor nicht vorgesehen hat. In seiner Hypertextualitätstheorie macht Gérard Genette auf das Problem der Unsicherheit der Lesers aufmerksam, der auf der Suche nach den Kontexten ist: „Jeder neugierige und immer enttäuschte Leser ist hier wie ein Paläograph, der bereits weiß, daß sich hinter seinem Text ein anderer verbirgt, aber noch nicht weiß, welcher“⁶.

Mit anderen Worten: Wir gehen hier davon aus, dass das Ungesagte vom Empfänger vervollständigt wird und dass die Lektüre der Lyrik, wenn auch von der biografischen Spurensuche ausgehend, mit Hilfe von textuellen und kulturellen Bezügen durchgeführt werden kann, auch wenn die Bedeutung über die Intentionen des Autors hinausreicht.

Andererseits zielt der intertextuelle Dialog darauf ab, sich mit anderen Stoffen auseinanderzusetzen, die von dem Autor gezielt in einen neuen Kontext eingebettet wurden. Durch die Wortprovokation erfährt der Leser letztendlich eine Art Verfremdung, die seine ästhetische Erfahrung prägt.

² Vgl. ebd., S. 22.

³ Zit. nach Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft: Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, hrsg. v. Klaus Weimar u a., Bd. 1, Berlin / New York 2007, S. 176.

⁴ Bernard Fassbind, Dialogizität im Gedicht, in: ders., Poetik des Dialogs. Voraussetzungen dialogischer Poesie bei Paul Celan und Konzepte von Intersubjektivität bei Martin Buber, Martin Heidegger und Emmanuel Lévinas, München 1995, S.16. Der Autor beruft sich an dieser Stelle auf das Konzept des Dialogs und des Gesprächs von Karlheinz Stierle.

⁵ Ebd.

⁶ Gérard Genette, Palimpseste. Die Literatur zweiter Stufe. Aus dem Franz. von Wolfram Bayer, Dieter Hornig, Berlin 1993, S. 513.

Es wird mir hier wohl nicht gelingen, das Thema der Dialogizität im lyrischen Werk von Helga M. Novak völlig zu erschöpfen. Dennoch soll an einigen Beispielen gezeigt werden, wie die Autorin mit anderen Texten sowie mit ihrem Leser einen Dialog führt und wie sie sich auf sein Vorwissen über andere Kontexte – die Bibel und philosophische Ansätze – beruft.

In einem ihrer Gedichte hat Helga M. Novak sich für den Atheismus ausgesprochen: „mich geht / der Auferstandene nicht an“⁷. Warum wird dann hier der Versuch unternommen, ihre Gedichte gerade aus dem Blickwinkel der Religion (und der Philosophie) zu lesen?

Erstens soll betont werden, dass religiöse Inhalte im Gedicht als Umdeutungen von Bibelstoffen fungieren können. Zweitens können auch philosophische Ansätze, die im literarischen Text zitiert werden, eine neue Bedeutung gewinnen, die von der primären abweichen kann. Solche Echos sind im lyrischen Werk von Helga M. Novak nicht nur die biblischen Geschichten oder religiöse Werte, sondern auch andere literarische Werke, in denen ähnliche Motive verarbeitet wurden.

Bibelstoff als Mittel der Zeit- und Gesellschaftskritik

In Bezug auf die Frage nach der Rolle der religiösen und philosophischen Motive in der Lyrik von Helga M. Novak ist es wichtig, dass die ostdeutsche Gesellschaft nach dem 2. Weltkrieg und der DDR-Gründung im Jahre 1949 einem starken Säkularisierungsprozess unterzogen wurde. Helga M. Novak, wie auch viele Vertreter ihrer Generation, wuchs in einer Umgebung auf, in der die religiösen Fragen als bedeutungslos galten. Durch die Politik der SED sind die Religion und die Religiosität aus dem Leben noch stärker verdrängt worden. Die religiösen Fragen verloren im persönlichen Leben ihre Bedeutung. Schon in den 50er Jahren wurde die Bindung der ostdeutschen Bevölkerung an die Kirche durch die Politik der SED zurückgedrängt, und der Atheismus „war in der DDR fast Konsens“⁸. Zur SED-Politik, in deren ideologischem Mittelpunkt der Marxismus stand, gehörte eine erzwungene Säkularisierung der Gesellschaft, so dass die Rolle der Religion „für die Lebensführung zurückgegangen ist“⁹.

Ein anderes Phänomen, das im Kontext der Religion und Philosophie in der Lyrik von Helga M. Novak von Belang ist, war die Rechtfertigung des Atheismus durch den historischen Materialismus, der das Christentum, aber auch die Religion allgemein, „aus dem Bewusstsein der Menschen verdrängt“ hatte.¹⁰

Im Gedicht *Ostersonntag*, das in den *Gesammelten Gedichten* im Abschnitt *unwirtliches Exil* (1961–1967) veröffentlicht wurde, bekennt sich das lyrische Ich zum Atheismus.¹¹ Der christliche Glaube, somit auch Christus, gelten als irrelevant: „[...] mich geht / der

⁷ Helga M. Novak, Solange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte. Herausgegeben von Rita Jorek. Mit einem Nachwort von Eva Demski, Frankfurt am Main 1999, S. 121. Weiter als Sigle: GG.

⁸ Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands, hrsg. von Bernhard Schäfers und Wolfgang Zapf, 2. Aufl., Opladen 2001, S. 563–572, hier S. 566.

⁹ Ebd., S. 564.

¹⁰ Ebd., S. 572.

¹¹ In den beiden Gedichtbänden Novaks, aus denen hier zitiert wird, haben die Herausgeberinnen auf die Angabe der Entstehungszeit von einzelnen Gedichten vorwiegend verzichtet, so dass hier nur auf die im Band angegebene Schaffensperiode bzw. auf die vorhandenen Angaben in den Gedichtbänden hingewiesen wird.

Auferstandene nicht an“ (GG 121). Einer anderen Stelle des Gedichts ist zu entnehmen: „Ostern erlöst mich nicht / von Betrug und feisten Zungen“ (GG 122). Die Konnotation mit Ostern, mit der Erlösung der Menschheit durch den auferstandenen Christus, führt zur bitteren Überzeugung, dass die religiöse Dimension keine Rolle im Leben, insbesondere in der Ethik, spielt.

Trotzdem findet man in einigen Gedichten Novaks Anspielungen auf das Christentum. Vor allem gilt das für die Schaffensperiode in den 60er und 70er Jahren. Als Beispiele für Gedichte, in denen religiöse Inhalte den Leser zum Nachdenken anregen, können neben dem bereits erwähnten *Ostersonntag* folgende Texte gelten: *Am Ostermorgen* (1964)¹², *Lied von der paradiesischen Verbannung* (GG 278), *Fronleichnams-Ballade* (GG 295) und *Paradiesgarten* (GG 314) aus der Sammlung *Balladen vom kurzen Prozeß* (1965–1976). In *Paradiesgarten* hat man es mit einer Ekphrase zu tun, denn das Gedicht knüpft an das Gemälde *Paradiesgärtlein* eines anonymen oberrheinischen Meisters aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts an. Teilweise hat man es auch im Gedicht *heiliger Sebastian hilf* (GG 401) mit einer Ekphrase zu tun, denn der Märtyrertod dieses Heiligen wurde in mehreren Kunstwerken dargestellt.

Im erwähnten Gedicht *Ostersonntag* (GG 121–122) wird das Alleinsein des lyrischen Ich der jubelnden Gemeinde und ihrem Osterfeiern gegenübergestellt. In den festlichen Ritualen, die im Text erwähnt werden, lässt sich die materielle Ungleichheit der Gemeindemitglieder feststellen. Ein ausschließlich materieller Sinn wird auch christlichen Symbolen wie Wein und „Hostienschalen“ verliehen:

ich bin alleine
einzig gegürtet
mit Gottlosigkeit – mich geht
der Auferstandene nicht an

Lammfleisch und Gebell
krönen das Fest der Christen
Wein zerging auf den Lippen
leer sind die Hostienschalen
doch ungleich gedeckte Tische
machen Lieder sterben
Ostern erlöst mich nicht
von Betrug und feisten Zungen [...] [GG 121–122].

In der *Fronleichnams-Ballade* aus dem Band *Balladen vom kurzen Prozeß* (1965–1976) wird ähnlich wie in *Ostersonntag* nüchtern und etwas zynisch zum Schluss festgestellt:

die ganze Stadt hat ihren Pfarrer denunziert
es hieß er habe einem Unterschlupf gewährt
(...)
da wo er jetzt ist streut ihm keiner Blumen
obwohl er dort in Gottes Namen weiter Reden hält [GG 295].

¹² Helga M. Novak (= Poesiealbum 320), Lyrikauswahl von Rita Jorek, Grafik: Sabine Slatosch, Wilhelmshorst 2015, S. 13. Weiter als Sigle: PA.

Verfremdung, Vereinsamung, die im Kontrast zur feiernden Gemeinde stärker empfunden werden, sind Zeichen der Oberflächlichkeit der religiösen Rituale, in denen es nicht mehr um die Nächstenliebe geht.

Das Alleinsein, das „Frösteln“ des lyrischen Ich am Ostermorgen, an dem „Menschenleere“ herrscht, während „alle in die Messe gegangen“ sind, wird im Gedicht *Am Ostermorgen* (PA 13) zum Ausdruck gebracht. Unter denjenigen, die Ostern in der Kirche feiern, findet sich auch der als Du angesprochene Jäger, der sich „in Kniebeugen“ übt, obwohl er „gestern“ an einer „Wilde[n] Jagd bei Mond“ teilgenommen hat. Das Beten in der Kirche und die Teilnahme am christlichen Osterfest stehen im Widerspruch zu der Wilden Jagd „bei Mond“, die etwas Heidnisches an sich hat. Auch wenn diese Kritik nicht direkt ausgedrückt wird, können die wilde Jagd, das Töten von Tieren die wahre, heuchlerische Natur eines feiernden Christen aufdecken, der das Beten oberflächlich, wie eine Art körperlicher Übung betrachtet.

Mit Hilfe der Anknüpfungen an die christlichen Feste gelingt es der Autorin, gesellschaftliche Verhältnisse darzustellen, in denen Heuchelei und Scheinreligiosität herrschen.

(Neu)Deutungen einiger Bibelstellen

Das Gedicht *Am Ostermorgen* spielt auf Goethes *Faust I* und auf die biblische Schöpfungs- und Heilgeschichte der Menschheit an. Novak beruft sich auf den Übersetzungsversuch in der Studierzimmer-Szene, wo Faust den Anfang des Johannesevangeliums aus dem Griechischen ins Deutsche neu übersetzen will. Es handelt sich um den griechischen Begriff »Logos«, den Faust, der gelehrte Theologe, der aber der Theologie offenkundig absagt, neu übertragen will, weil er sich darüber im Klaren ist, wie vielschichtig die Bedeutung von Logos ist.¹³ Daher nimmt er mehrere Anläufe, um seiner Meinung nach die falsche Übersetzung Luthers von »Logos« mit »Wort« durch andere Begriffe zu ersetzen. Nach »Sinn« und »Kraft« wählt er »die Tat« aus, die nicht nur den alles inspirierenden Impuls auszudrücken scheint, sondern auch als Aufforderung zu aktivem Verhalten verstanden werden kann.

In *Am Ostermorgen* übernimmt und ergänzt die Dichterin das Goethesche Zitat. Zugleich gilt der Anfang des Johannesevangeliums als Ausgangspunkt für eine poetische Vision der überzeitlichen Weltzusammenhänge:

am Anfang war das Wort
am Anfang auch die Tat [PA 13].

Novak betrachtet Wort und Tat als Phänomene, die miteinander den Anfang ausmachen. Bei Goethe kamen sie noch als differente Begriffe vor, die sich sogar ausschließen. Dann bringt die Dichterin den biblischen Schöpfungsmythos und dessen Symbol, den Paradiesapfel, in Erinnerung:

¹³ „Geschrieben steht: »Im Anfang war das Wort!« / [...] / Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn. / [...] / Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft! / [...] / Auf einmal seh ich Rat / Und schreibe getrost: Im Anfang war die Tat!“ , vgl. Johann Wolfgang von Goethe, *Faust*, in: *Goethes Werke*. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 3, Hamburg 1986, S. 43.

später erst das Paradies mit seinem Apfel
 der eigentlich ein Granatapfel gewesen ist
 mit tausend roten Kernen
 als dauerndes Symbol für Fruchtbarkeit [PA 13].

Im Gedicht wird der „Paradiesapfel“ als Element der biblischen Geschichte und der Kulturgeschichte betrachtet. Dass es sich um einen kritischen Verweis auf die Interpretation der Bibelüberlieferung handelt, wird deutlich durch das Adverb „erst“ und das adverbial gebrauchte Adjektiv „eigentlich“. „Apfel“ und „Granatapfel“ fungieren hier als Konkurrenz-begriffe. Es geht im Gedicht um den biblischen Schöpfungsmythos und den Sündenfall der ersten Menschen und nicht etwa um die antike Vorstellung des Paradiesgartens mit einem Lebensbaum, auf dem die Äpfel der Hesperiden wuchsen.

Außer Acht gelassen wird dabei, dass es sich im Genesis-Buch um die Frucht des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen und nicht um eine genauer bestimmte Frucht handelt. Ihre symbolische Bedeutung und der Name ergaben sich später aus dem lateinischen Wortspiel, in dem die Wortbedeutungen von *mālum* (Apfel) und *mālum* (das Böse) eine zentrale Rolle spielen. Im Gedicht wird die christliche Vorstellung des Apfels als Symbol der Verlockung und des Bösen nicht erwähnt. Seine Erklärung basiert auch nicht auf der alttestamentlichen Überlieferung, die von der unheilbringenden Frucht im Paradies berichtet. Stattdessen wird eine andere symbolhafte Bedeutung des Granatapfels erwähnt, die ihn mit dem griechischen Fruchtbarkeits- und Erotikmythos verknüpft: „mit tausend roten Kernen / als dauerndes Symbol für Fruchtbarkeit“ [PA 13]. Damit wird die griechische Mythologie ins Licht gerückt, in der, wie auch in anderen Kulturen, der Granatapfel (und nicht der Apfel) als Symbol des Geschlechtsverkehrs und der Fruchtbarkeit galt. Die Symbolik der Frucht erklärte sich aus der Zahl der Kerne, die in zahlreicher Menge in der Frucht enthalten sind. Daher „diente er sehr passend zum Symbol des Geschlechtsverhältnisses“¹⁴. Andererseits galt jene Frucht in der jüdischen Tradition als Paradiesapfel, der in der Überlieferung 613 Kerne haben sollte, die den Gesetzen der Thora entsprachen.¹⁵

Die Reihenfolge, in der die Elemente des Weltanfangs sowie ihre (literarische) Deutung im Gedicht präsentiert werden: 1. das Wort (Johannesevangelium), 2. die Tat (Goethe, Faust), 3. „Paradies mit seinem Apfel“ (Interpretation der Frucht im Buch Genesis), die Erwähnung des Granatapfels als „Symbol für Fruchtbarkeit“, das dem gängigen Irrtum, es handle sich um einen Apfel, widerspricht, stellt eine Auseinandersetzung mit dem Bibelstoff und der Tradition seiner Auslegung dar, die darüber hinaus korrigiert wird.

Den Elementen des (korrigierten und kommentierten) Bibelstoffes folgen andere Symbole – Wein, Blut und Oblaten:

dann kam der Wein – lauter Blut –
 Von den Oblaten ganz zu schweigen
 Sonderangebote aber ohne Rabatt [PA 13].

¹⁴ Friedrich Nork, *Etymologisch-symbolisch-mythologisches Real-Wörterbuch zum Handgebrauche für Bibelforscher, Archäologen und bildende Künstler*, Bd. 1, Stuttgart 1843, S. 97.

¹⁵ Norbert Heyse, *Gerechtigkeit Gottes*, Norderstedt 2015, S. 200.

Im Gedichtinhalt kommt es zur Verschmelzung der biblischen Paradiesgeschichte mit anderen Mythologien, in denen der Granatbaum als Symbol der Fruchtbarkeit fungiert: in den griechischen Mythen erscheint der Granatbaum „als entsprossen aus dem auf die Erde geflossenen Blute eines des Zeugungsgliedes beraubten Gottes“¹⁶.

Beide Symbole – Granatapfel als Zeichen der Fruchtbarkeit (und des sexuellen Verkehrs) und der Wein – sind ebenso stark verbunden mit dem Bacchus-Mythos wie mit dem alttestamentlichen Paradiesstoff. Die Frucht gehörte nämlich zu den Attributen des Gottes Bacchus. Der Granatapfelbaum soll sogar seinen Blutstropfen entkeimt sein.

Dank der Vieldeutigkeit gewinnt die Zeile „dann kam der Wein – lauter Blut –“ eine Doppelbedeutung, denn das Blut und der Wein, die das Opfer Christi darstellen, und der Apfel als Symbol der Sünde, die von Christus getilgt wurde, können sich auf den Gott der Lust Bacchus in gleichem Maße beziehen.

Es liegt auf der Hand, dass sich die Dichterin von den christlichen Glaubensansätzen distanziert. Das bestätigt der ironisch angelegte Gedichtabschluss: „Sonderangebote aber ohne Rabatt“ [PA 13] sowie die Formulierung „der Wein – lauter Blut“, wenn man dabei an die Transsubstantiation denkt, die zum Teil die Wandlung von Wein in das Blut Jesu Christi darstellt.

Die Geschichte von Kain und Abel und das deutsche Verhängnis

Im literarischen Schaffen Novaks aus den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts werden blinder Kadavergehorsam, kleinbürgerliche Moral und die heuchlerische deutsche Gesellschaft häufig an den Pranger gestellt. Insbesondere zwei Themen kehren immer wieder: die ambivalente Haltung der Deutschen zwischen der Annahme deutscher Schuld und der eigenen Rechtfertigung nach dem 2. Weltkrieg und die Allgegenwärtigkeit des Staatssicherheitsdienstes im privaten und öffentlichen Leben. Die beiden Themen tauchen im Gedicht *Kain oder Abel* aus der Sammlung *Ballade von der reisenden Anna* (1956–1965) auf. Voller Empörung wendet sich die Dichterin an die beiden deutschen Staaten, die hier personifiziert werden. Es fallen zuerst harte Worte über Westdeutschland:

Deutschland
schalkhafte Nutte
nenne dich nicht
Europa Wertarbeit
Hochkonjunktur Kronprinz
der Wirtschaftsgemeinschaft [GG 26].

Novak, die gängige Meinungen über die beiden deutschen Staaten hinterfragt, scheut sich nicht, ihr Urteil über West- und Ostdeutschland auszusprechen. Dem westdeutschen Staat werden die ihm zugeschriebenen Klischees wie Wirtschaftswunder oder das technikbezogene Stereotyp deutscher Wertarbeit vorgeworfen. Die Errungenschaften der DDR, die als „Land der Werkleute“ galt, wie auch die soziale Fürsorge des Staates werden im Gedicht ebenso in Frage gestellt:

¹⁶ Nork, Etymologisch-symbolisch-mythologisches Real-Wörterbuch, Bd. 1, S. 98.

nenne dich nicht
 sozial
 Land der Werkleute
 human gebildet [GG 26].

Des Weiteren wird den Deutschen vorgeworfen, dass sie sich der Manipulation bzw. den wechselnden Interessen der Großmächte unterwerfen:

rote Nation
 deine Röcke sind Fahnen
 im Wind der Großmächte

rechts mit Geld und
 links mit Transparenten
 bekleidet [...] [GG 26].

Die einer Fahne „im Wind“ ähnliche Haltung kennzeichnet sowohl die Haltung der DDR-Bürger, die als „rote“, „mit Transparenten bekleidet[e]“, linksorientierte „Nation“ im Gedicht angesprochen werden, als auch die der Westdeutschen, die „mit Geld“ ihre Ziele (ökonomische oder politische) erreicht haben sollen. Der Vorwurf, dass sich die Deutschen unter dem Einfluss der Großmächte befinden, bezieht sich sowohl auf den ostdeutschen, sozialistischen Staat, der der Manipulation der Sowjetunion unterworfen war, als auch auf die Bundesrepublik, die als Einflusszone der USA galt.

Was aber hat dieses Deutschland mit der Bibelgeschichte von Kain und Abel zu tun? Dem Buch Genesis nach (Gen 4, 1–26) hat Kain, der erste Sohn von Adam und Eva, seinen jüngeren Bruder Abel erschlagen (Gen 4,1–16). Die Kain-und-Abel-Geschichte gehört zu den Bibelstoffen, die in der europäischen Kunst und Literatur häufig aufgegriffen und neu interpretiert wurden.¹⁷ Bereits in den ersten Jahrhunderten nach Christi, sowohl in den theologischen Schriften der ersten Kirchenväter, als auch in der Kunst und Literatur werden der eifersüchtige Kain und der unschuldige Abel als typologische und symbolische Figuren verstanden. Abel repräsentiert das Gute, Kain – das Prinzip des Bösen. Im Frühchristentum werden die Brüderrollen ähnlich verstanden – Abel galt als Gerechter und Vorbild Christi, der Brudermörder Kain als Schuldiger und Sünder.¹⁸ In literarischen Texten wurde die Ursache des Brudermordes hinterfragt und die Schuld Kains in Zweifel gezogen.¹⁹ In der europäischen

¹⁷ Vgl. dazu: Franz Anselm Schmitt, Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur. Eine Bibliographie, 3. Aufl., Berlin / New York 1976, S. 166; Philippe Sellier, Cain, in: Pierre Brunel (Hg.), Companion to Literary Myths, Heroes and Archetypes, Paris 1988, S. 174–183.

¹⁸ Leonie Reygers, Abel und Kain, in: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. I (1933), S. 17–27; in: RDK Labor, URL: <http://www.rdklabor.de/w/?oldid=89079> [12.06.2017].

¹⁹ Als Beispiel der Rechtfertigung Kains kann hier das aufklärerische Werk *Tod Abels* (1758) gelten, in dem Salomon Geßner darauf abzielte, den Brudermörder Kain von seiner Schuld zu entlasten, da er von einem bösen Geist verführt worden sei. Im Märchen *Die ungleichen Kinder Evas* aus den *Kinder- und Hausmärchen* (KHM 180) der Brüder Grimm nimmt der Topos einen anderen Ton an. Im Märchen, das auf den Schwank *Die ungleichen Kinder Evä* (1558) von Hans Sachs zurückgeht, diente die Geschichte von Kain und Abel dazu, das Vorhandensein der Ständeunterschiede und ihre Ungleichheit als Entscheidung Gottes zu erklären. Im Schwank von Sachs sollen dagegen die Adligen und Gelehrten wie Abel von dem von Gott gesandten Engel gesegnet sein, und den durchschnittliche Berufe ausübenden Menschen wurde der Segen vorenthalten. Im Schwank von Sachs

Literatur wurde der Stoff von Lord Byron psychologisch vertieft und in der europäischen Romantik zum Topos.²⁰

In Byrons Drama *Cain* (1821) wurde der Brudermord ebenfalls gerechtfertigt, da dem Bösen, unter dessen Einfluss Kain gestanden haben soll, eine übermächtige Kraft zugeschrieben wurde, der kein Mensch zu entgehen vermochte. Dieser unvermeidliche Einfluss des Bösen auf die Menschheitsgeschichte, zu der auch das Kain-Schicksal gehörte, wurde zum kollektiven Schicksal aller Menschen.

Mit dem Gedicht *Kain oder Abel* schreibt sich Helga M. Novak also in eine umfangreiche literarische Tradition ein, zu der im 20. Jahrhundert solche Autoren wie Walter Helmut Fritz, Nelly Sachs, Hilde Domin, Günter Kunert oder Marie Luise Kaschnitz gehören.²¹

Im Kontext der deutschen Schuld kann für die Interpretation von Novaks Gedicht *Kain oder Abel* ein anderes Gedicht relevant sein. Im Gedicht *Abel steh auf* (1953) bezieht Hilde Domin die Bibelerzählung auf die Shoah bzw. den Holocaust. Die „Dennoch-Poetik“²² der Dichterin, die jüdischer Herkunft war, zielte darauf ab, die mit Abels Tod verlorene Hoffnung auf die gute Zukunft der Menschheit durch sein Erwachen zurückzugewinnen. Im Jahre 1968 verfasste Hilde Domin das politische Gedicht *Abschaffung des Befehlsnotstands*, in dem sie die technisch fortgeschrittene Zivilisation für die Abschaffung der Differenz zwischen Schuld und Unschuld verantwortlich machte. In Bezug auf Menschen, die zugunsten der Technik und des Rationalismus aus Entscheidungsprozessen ausgeschlossen werden, kann von Schuld und Unschuld keine Rede mehr sein:

alle Abel kein Kain
alle Kain.²³

Im Gedicht *Kain oder Abel* von Helga M. Novak wird das Schicksal der neuen Generation mit Hilfe des Topos dargestellt, aber im Gegensatz zu anderen literarischen Verarbeitungen des Stoffes kommt es zu keiner Rechtfertigung der deutschen Nation. Dem Staat wird dagegen vorgeworfen, dass den Vertretern der jüngsten Generation, „den Neugeborenen“, die Möglichkeit der Entscheidung vorenthalten wird, ob sie die Rolle des unschuldigen Abels (aber auch des Opfers) oder des Brudermörders Kain übernehmen wollen:

deinen Neugeborenen verhängst du
statt sie abzutreiben
Kain oder Abel zu sein [GG 27].

sowie im grimmschen Märchen werden also die Gruppen der Gesellschaft differenziert, jede wird dem einen oder dem anderen Bruder zugeordnet.

²⁰ Maria Janion, *Prometeusz, Kain, Lucyfer*, in: dies., *Gorączka romantyczna*, Warszawa 1975, S. 401–402.

²¹ Vgl. dazu: Christoph Gellner, *Wer machte dem Menschen das böse Blut? Fort- und Weiterschreibungen von Kain und Abel in der Gegenwartsliteratur*, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 37 (2006) H. 2, S. 127–150.

²² Den Begriff „Dennoch-Poetik“, der den Optimismus der Dichterin zutreffend ausdrückt, hat Tomasz Soróbká in seiner 2002 an der Universität Wrocław verteidigten Dissertation „»Man muß weggehen können und doch sein wie ein Baum«. Die Dennoch-Poetik“, die im Manuskript vorliegt, eingeführt.

²³ Hilde Domin, *Gesammelte Gedichte*, 5. Aufl., Frankfurt am Main 1995, S. 355. Diese Hoffnung ist dagegen im Gedicht *Kain! Um dich wälzen wir uns im Marterbett* von Nelly Sachs nicht zu spüren, da der Brudermörder für die Menschenvernichtung verantwortlich gemacht wird. Vgl. Nelly Sachs, *Fahrt ins Staublose*. Die Gedichte, Frankfurt am Main 1966, S. 178.

In Novaks Gedicht sind die Täter- und Opferrollen zum gemeinsamen Schicksal der Gesellschaft zusammengewachsen, indem niemand seines Schicksals Schmied sein darf. Dadurch aber ist niemand direkt am „Brudermord“ beteiligt oder kann dafür verantwortlich gemacht werden. Im Gedicht wird die Vorbestimmung der Neugeborenen zu ihrem Verhängnis akzentuiert. Es wäre für sie besser, abgetrieben zu werden, als willenlos zu leben und nicht entscheiden zu dürfen, wer sie sein sollen.

Viele Geschichten von Kain und Abel, die in der Literatur der Gegenwart verarbeitet werden, weichen von der Interpretation der biblischen Urfassung ab. Die Umstände und Helden des biblischen Gleichnisses werden geändert, die Rollen vermischt und die Differenzierung zwischen den Opfern und Tätern aufgehoben. Durch die Aufhebung der strengen Unterscheidung von Opfer- und Täterrollen wird die deutsche Gesellschaft vom Verhängnis des Kain-Schicksals befreit.

Ein anderes nennenswertes Beispiel für die literarische Verarbeitung des Kain-und-Abel-Stoffes finden wir in Franz Huberths Studie, die dem Stasi-Tabu in der DDR- und BRD-Literatur gewidmet wurde.²⁴ Huberth verweist auf Hans Joachim Schädlichs autobiografische Geschichte *Die Sache mit B.* aus dem *Kursbuch* von 1992, in der das Kain-und-Abel-Prinzip allgemein auf die DDR-Gesellschaft und die Tätigkeit der Stasi übertragen werde.²⁵

Die in der Bibel festgelegte Opfer-Täter-Richter-Beziehung wird zum Modell der Verhältnisse in der DDR-Gesellschaft. Der Leser des Gedichts *Kain oder Abel* von Novak bleibt im Unklaren, ob die Einführung des Bibelstoffes auf die ostdeutsche oder (auch) auf die westdeutsche Gesellschaft zielt, denn die Vorwürfe werden sowohl an den DDR-Staat als auch an Westdeutschland gerichtet. Während der Staat bei Schädlich als eine Gemeinschaft von Geschwistern und die ‚Stasi‘ als ‚Kain-Fraktion‘ erscheint, die, mit Schild und Schwert bewaffnet, zum Brudermord bereit ist, kommt im Gedicht Novaks keine klare Differenzierung zwischen den Kain- und Abelrollen vor. Es wird nämlich nicht festgestellt, wer in der Gesellschaft „gut“ und wer „böse“ ist, die Kain-Rolle wird nicht eindeutig besetzt, etwa einer Gruppe der Staatsfunktionäre zugeordnet. Es wird nur nahe gelegt, dass das Individuum (und zwar früh in seinem Leben) seines freien Willens beraubt wird. Die „Neugeborenen“ (in Deutschland) dürfen keine Entscheidung treffen, ob sie die Abel- bzw. die Kain-Rolle im Leben spielen wollen, denn der Staat entscheidet für sie. Das Thema der Einschränkung des freien Willens kehrt im Gedicht *mein Staat – der heilige Martin* [GG 95–96] wieder.

In *Kain oder Abel* wird dem Sozialstaat, dem „Land der Werkleute“, Heuchelei vorgeworfen. Die Dichterin nutzt dabei die Vorstellungen über das zermürbte Land, die im Ton an die Ermahnungen der Bibelpropheten erinnern. Sprechen und Tun des Staates ähneln den Reden von Pharisäern, die das eine sagten und das andere taten:

²⁴ In seiner Studie stellt Franz Huberth verschiedene Arten der Literarisierung des Tabu-Themas Stasi dar (Huberth, Aufklärung zwischen den Zeilen, S. 5). Wie verblüffend es auch sein mag, war „das MfS [Ministerium für Staatssicherheit – A.K.H.] nicht nur in der DDR, sondern auch in der alten BRD eine Art Tabu-Thema [...] und [wurde] als solches entweder gemieden oder zu vornehmlich propagandistischen Zwecken ausgeschlachtet“ (ebd. S. 32).

²⁵ In Schädlichs Erzählung, so Huberth, bleibe „[d]er Tötungsgrund [...] im Ungewissen, der Tötungsakt [...] misslingt und die Dialogpartner nach der Tat sind nicht der Täter (Kain) und die richtende Macht (Gott), sondern Täter und Opfer“. Im Endeffekt hat die Geschichte, in der die Stasi als Kain-Fraktion begriffen wird, „mit der Einfachheit der biblischen Urfassung“ wenig zu tun. Ebd., S. 257.

Du schläfst in den
 Seidenkissen der Diebe
 In den Matratzen der
 Pharisäer nein
 Du wälzt dich nicht
 Mit Grobianen Kohlenschippem
 Knütteln und Kreaturen [GG 27].

„Mein Staat gleicht dem heiligen Martin“: Heiligenlegenden als Vorwand für die Kritik am Staat

Auf eine ähnliche Kritik am Fürsorgestaat stoßen wir im Gedicht *mein Staat – der heilige Martin* [GG 95], in der ein anderer religiöser Stoff verarbeitet wurde, nämlich die Legende des heiligen Martin von Tours.

Der heilige Martin war Soldat und später katholischer Bischof von Tours, der im 4. Jahrhundert lebte. Laut der Legende soll Martinus einem armen unbedeckten Mann geholfen haben, indem er ihm am Stadttor von Amiens die Hälfte seines Mantels gab, den er zuvor mit dem Schwert zerschlitzt hatte. In der darauffolgenden Nacht sei ihm im Traum Christus erschienen, bekleidet mit dem halben Mantel. Da Martinus bereit war, mit dem Armen Mitleid zu empfinden und ihm Barmherzigkeit zu zeigen, erwies er sich als wahrer Christ.²⁶ In der religiös-erbaulichen Martinsliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts kam es zur Zementierung der klischeehaften Überlieferung, die auf zwei Elemente – Mantelteilung und Traum – reduziert wurde.²⁷

In Novaks Gedicht wird der DDR-Staat als Sozialstaat kritisiert, da sich das Staatssystem nicht nur um seine Bürger kümmert und sie absichert, sondern auch ihre Freiheitsrechte verletzt. Deutschland „baut lichte Schulen“, „garantiert kostenlose / Gesundheitsfürsorge und Hochschulstipendien“, „zahlt / Kindergeld und Renten“, aber trotz allem werden seine Bürger ihrer Freiheit beraubt. Ähnlich wie in *Kain oder Abel* wird den Bürgern kein Entscheidungsrecht gelassen:

mein Staat verbietet mirs Maul
 und steckt mich ins Heer
 und macht die Haushaltspläne
 und die Außenpolitik
 ohne mich [GG 95].

Im Gedicht stellt das lyrische Ich fest

mein Staat gleicht dem heiligen Martin
 der seinen Mantel zerschlitzt [GG 96]

²⁶ Vgl. Mt 25,35–40.

²⁷ Martin Happ, *Alte und neue Bilder vom Heiligen Martin. Brauchtum und Gebrauch seit dem 19. Jahrhundert*, Köln, Weimar, Wien 2006, S. 89.

und nutzt die Heiligengeschichte, um zu fragen: „was soll ich denn mit dem halben Lumpen / [...] anfangen“ und über den Fürsorgestaat zu klagen: „mein Staat verlangt daß ich ihn heilige“ [GG 96].

Einen persönlichen Ausklang hat das Gedicht *heiliger Sebastian hilf* [GG 401] aus der Sammlung *Margarete mit dem Schrank* (1976–1978), in dem der Tod des im 3. Jahrhundert lebenden Märtyrers Sebastian und dessen zahlreiche Darstellungen in den bildenden Künsten als Inspiration dienen, um den andauernden psychischen Schmerz des lyrischen Ich zu schildern.

Helga M. Novak, 1935 geboren, wuchs als Adoptivkind auf. Sehr früh hat sie sich von ihren Adoptiveltern getrennt, was sie auch in ihrer Lyrik zum Ausdruck brachte. Im Gedicht wird der heilige Sebastian zur Ikone des Schmerzes, den die Anderen dem Märtyrer mit besonderer Bestialität hinzufügen. Die viermal im Gedicht erwähnten Messer und die Widerhaken, die auf den ikonenhaften Tod Sebastians hinweisen, werden zugleich zu Attributen des psychischen Leidens, das bereits in der Kindheit angefangen hat. Dass sich das lyrische Ich mit dem Heiligen im Leiden identifiziert, ist offensichtlich:

nun drehen sie wieder die Messer
die in meiner Seele stecken
seit früher Kindheit schon und Jugend [GG 401],

das Leiden hat dabei kein Ende:

aber ich hab mir abgewöhnt zu versuchen
diese Messer aus der Seele zu ziehen [GG 401].

Nur selten hat man es mit literarischen Provokationen in der Lyrik von Helga M. Novak zu tun, in denen die Dichterin auf religiöse Inhalte und deren Darstellung in der Kunst zurückgreift und diese dabei in einen solch intimen, autobiografischen Kontext stellt.

Der Fauststoff und die Sprache der Heuchelei im Spiegel der Philosophie

Im Gedicht *Kinderfrage* aus der Sammlung *Ballade von der reisenden Anna* (1956–1965) beruft sich die Dichterin auf den deutschen Nationalmythos Faust, um zu zeigen, dass das Gleichgewicht zwischen Gut und Böse verlorengegangen ist. Die Deutschen hätten sich ausschließlich dem Bösen zugewandt:

Eines Tages spiel ich das alte
Puppenspiel vom Doktor Faust
der seine Seele verschachert
– Warum spielst du den Bösen
so gut – fragt mein Sohn
– und der Gute hat so häßliche Haare –
– das kommt weil mein Volk
in diesem Jahrhundert noch
keinen Faust gespielt hat immer
nur einen Mephisto – [GG 48].

Der Versuch, Deutschland neu zu definieren und seine neueste Geschichte zu beurteilen, kommt im Schaffen von Helga M. Novak oft vor. Die Staatskritik findet Widerhall in der Auffassung der Sprache, die einen zwiespältigen Charakter aufweist. Im Gedicht *Bekanntnis* [*unwirtliches exil* (1961–1967) GG 128] definiert Novak ihre ostdeutsche Identität, die sich aus der Sprache und der DDR-Herkunft ergibt. Die sich wiederholende Anapher „ich bin deutsch“ und „ich bin ostdeutsch“ betont den Zusammenhang der Sprache mit dem Land. Das Ostdeutsch-Sein hat etwas Widersprüchliches an sich, ist wie ein „Klumpen Hoffnung“, der hinter sich hergezogen wird: „ich bin deutsch und nicht nur / der Sprache nach“ [ebd.], es bedeutet den Zwang, sich mit Sprache und Heimat ohne Umstände zu identifizieren. Es wird einem kaum die Wahl gegeben zu entscheiden, wer man sein kann.

Im Gedicht *meine doppelte Zunge* aus *Legende Transsib* von 1985 [GG 526] wiederholt die Lyrikerin das Konzept der zwiespältigen Identität. Diese „doppelte Zunge“ eignet sich gleichermaßen dafür, über philosophische Themen wie über lüsterne Sinnlichkeit zu sprechen. Sie redet „vom Kopfstand / eines Hegelianers“, vom „angeblichen Naturgesetz nach dem die Systemhierarchien / praktiziert werden“, wie auch von „patschnassen Gleisarbeiter[n] / die den Hülsenpuffer so lebhaft nachahmen“ oder von einem „Kerl der [...] / zwinkert als sei ich extra für ihn gemacht“ [ebd.]. Diese Geschicktheit der Sprache wird bei Novak zum Bild der janusköpfigen Natur der (deutschen) Sprache.

Die Widersprüchlichkeit des Denkens und des Sprechens wird insbesondere an jenen Stellen enthüllt, wo von der Philosophie heuchlerisch geredet wird:

Meine doppelte Zunge redet vom Kopfstand
Eines Hegelianers der die Welt veränderte [GG 526].

In der *Phänomenologie des Geistes* bewies Hegel, dass das natürliche Bewusstsein für die Beschäftigung mit der philosophischen Wissenschaft nicht ausreicht. Dies hat dazu geführt, dass dem Menschen eine verkehrte Welt erschienen ist. Um diese verfälschte Denkweise auszuschließen, wäre es nötig, sich auf den Kopf zu stellen, das bedeutet: sich vom natürlichen Bewusstsein zu befreien und sich auf das reine Denken umzustellen.²⁸

Mit dem Begriff Hegelianer, der die Welt verändert haben soll, ist im Gedicht wohl Karl Marx gemeint, der die Metapher des Kopfstandes von Hegel übernahm, um an ihr eine Umkehrung zu vollziehen. Wenn Hegel an den Kopfstand dachte, meinte er damit etwas anderes als Marx, der als Materialist und „linker“ Hegelianer eine Umkehrung der Theorie Hegels vollziehen wollte, indem er das Gegensätzliche anstrebte und zwar, die Philosophie aus dem vermeintlichen Kopfstand in ihre rechte, d. i. materialistische Stellung umzustellen. Marx' Rede von Hegelschen Kopfstand ist eine Rede, die die Sprache Hegels benutzt und das andere meint.²⁹

In einem anderen Gedicht wendet sich Novak gegen den totalitären DDR-Staat und weist auf Mechanismen in der Politik hin, die sich in der Geschichte wiederholen und dadurch

²⁸ Vgl. Karl-Heinz Volkmann-Schluck, Hegel. Die Vollendung der abendländischen Metaphysik, Würzburg 1998, S. 91.

²⁹ Die Meinung, der Marxismus sei eine Ideologie, die die Welt verändert hat, die im Gedicht Novaks wiederholt wird, wurde einige Jahre vor der Entstehung des Textes in *Die Hauptströmungen des Marxismus, Entstehung, Entwicklung, Zerfall* von Leszek Kołakowski abgelehnt, der feststellte, dass der Marxismus die Welt weder erklärt noch verändert.

überzeitlich zu sein scheinen. Wie überraschend es auch sein mag: sie vergleicht den Tod des „Schuldlosen“, Sokrates, mit dem Tod des marxistischen Politikers Nikolaj Bucharin, der infolge der Stalinschen Säuberungen erschossen wurde (*Furcht macht einsam*, 1985, GG 531f.). Nicht selten stehen die intertextuellen Bezüge im Zusammenhang mit der Reflexion über die neueste Geschichte Deutschlands, die in verblüffenden Kontexten in ein neues Licht gerückt wird.

Auf den Spruch „Ich weiß, dass ich nicht[s] weiß“, der Sokrates zugeschrieben und in dieser Form bei Cicero (106–43 v. Chr.) in seinem Dialog *Academica* bezeugt wurde,³⁰ geht die Dichterin noch einmal im kurzen Gedicht *Sinn finden* [PA 8] ein, dem ein persönlicher Klang verliehen wird. Den chaotischen Gedankenfluss schließt eine philosophische Frage ab:

für wen für alle was sind wir alle
 «ich weiß nicht
 was ich weiß: ein Ding und nicht ein Ding
 Ein Tüpfel und ein Kreis» [PA 8].

Es wäre irreführend, zu denken, dass man es im Gedicht *Sinn finden* mit einer direkten Anspielung auf Sokrates zu tun hätte, wie es im Gedicht nahegelegt wird. Es geht hier um eine Paraphrase oder eher ein ungenaues Zitat aus dem *Cherubinischen Wandersmann* von Johannes Scheffler, einem mystischen Dichter des Barock, der als Angelus Silesius bekannt war, was auch im Gedicht markiert wird. Der Sokrates zugeschriebene Satz (*ich weiß, dass ich nicht weiß*) lautet auch bei Silesius anders:

Ich weiß nicht, was ich bin; ich bin nicht, was ich weiß;
 Ein Ding und nicht ein Ding, ein Stüpfchen und ein Kreis.³¹

Bei Silesius scheint der Menschenstand auf die negative Theologie bezogen zu sein, in die Selbstdefinition des Menschen und dessen Nichtigkeit Gott gegenüber erst per Negatio entstehen kann, weil Gott unerkennbar ist und nur mit Hilfe der Verneinung definiert werden darf. Dieser menschliche Zustand ist in Novaks Gedicht auf den Sinn der irdischen Existenz und psychische Reaktionen eingeschränkt, wie es vorher im Text signalisiert wird:

Drehbühne im Kopf lebende Bilder Gesichter
 das redet auf mich ein das hackt und bohrt [PA 8].

³⁰ In *Academica* (I 1) bezog sich Cicero auf den Dialog *Apologie des Sokrates* von Platon. Die von Cicero herbeigeführte Sentenz ist also Verkürzung einer längeren Aussage von Sokrates, die der *Apologie des Sokrates* (21d) entnommen wurde. Platons Dialog war eine literarische Version der Verteidigungsrede, die Sokrates als Angeklagter im Jahr 399 v. Chr. vor dem athenischen Volksgericht hielt (vgl. Platon, *Apologie des Sokrates*, neu übersetzt und kommentiert von R. Ferber, München 2011). Der Ausspruch wurde in der Philosophie unterschiedlich interpretiert, auf die Details des Diskurses wird hier aus räumlichen Gründen nicht eingegangen. Vgl. dazu Zbigniew Drozdowicz, *Racjonalność platońska*, in: ders., *O racjonalności w filozofii starożytnej i odrodzeniowej*. Wykłady, Poznań 2008, S. 33.

³¹ [Angelus Silesius], *Johannis Angeli Silesii Cherubinischer Wandersmann, oder Geistreiche Sinn- und Schlußreime, zur Göttlichen Beschaulichkeit anleitende*, Sulzbach 1829, S. 3.

Fazit

Im poetischen Werk von Helga M. Novak stoßen wir auf Zitate, Textfragmente und Anspielungen auf Bibel und Mythologie, die den intertextuellen Charakter der Lyrik aufscheinen lassen. Die Dialogizität der Lyrik manifestiert sich in der Weise, wie die Autorin literarische Werke, religiöse Motive und philosophische Ansätze aufgreift. Sie ergänzt sie und verleiht ihnen eine neue, aktualisierte Bedeutung. Intertextuelle Bezugnahmen dienen dazu, Ereignisse der neuesten deutschen Geschichte und die sozialistische Realität mit der Kultur und ihren Phänomenen zu konfrontieren sowie die eigene Identität neu zu definieren.

Es sei hinzugefügt, dass die Untersuchung der Intertextualität im poetischen Werk von Helga M. Novak sich nicht nur auf die nachgewiesene Einbettung der Texte in den literarischen oder kulturellen Kontext beschränken soll, denn dieses Phänomen ist nicht nur als „textuelle Transzendenz des Textes“ aufzufassen, sondern auch als „der charakteristische Mechanismus literarischen Lesens“³², wie Gérard Genette feststellt und wie er nach Michael Riffaterre wiederholt: „Ein Intertext liegt dann vor [...], wenn der Leser Bezüge zwischen einem Werk und anderen wahrnimmt, die ihm vorhergegangen oder nachgefolgt sind“ [hervorgeh. A.K.H.].³³

Aus den angeführten Textbeispielen, die den intertextuellen Charakter der Poesie von Helga M. Novak bestätigen sollten, geht hervor, dass sich das Dialogizitätsprinzip im Prozess der Lektüre manifestiert, der sich von den vorliegenden Aussagen der Autorin verselbständigt. Mit dem von Roland Barthes angekündigten *Tod des Autors* entstehen Möglichkeiten der Interpretation, in denen auch potenzielle Textwirkungen berücksichtigt werden können, die unabhängig von den primären, bewussten oder unbewussten Absichten des Autors / der Autorin, ausgelöst werden.

Eine interessante Gruppe von Texten, die aus räumlichen Gründen in diesem Beitrag nicht besprochen werden konnten, bilden Anspielungen auf die griechische Antike mit ihren Mythen, die im Werk Novaks ebenso stark aktualisiert werden. Griechische Mythen (über Daidalos und Ikaros, Medea, Artemis, Argonautensage), werden von Novak in einen neuen Kontext eingebettet. Auch in diesem Fall kann man von einem Dialog der Dichterin sowohl mit dem europäischen Kulturgut als auch mit den Werken vieler zeitgenössischer Autoren, sprechen.

³² Gérard Genette, *Palimpseste*, S. 9, 11.

³³ Ebd., S. 11.

Gdańsk 2017, Nr. 36

Rita Jorek

(Markkleeberg bei Leipzig)

Suche nach Ursprung und Wahrheit in Helga M. Novaks letzten Texten

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit letzten Texten von Helga M. Novak. Nachgelassene Fragmente, Notizen, Verse, Strophen, Wortreihen geben, oft surreal überhöht, Auskunft über Erfahrungen des Alters, von Krankheit, über das Schwinden von Liebeslust und vom nahenden Tod. Hier wird versucht, diese nachgelassenen Texte, vor allem Gedichte, als Vermächtnis dem veröffentlichten Werk der Autorin zuzuordnen.

Schlüsselwörter: Nachlass, Fragmente, Medusa (Gorgone), Alter in der Literatur

Search for origin and truth in Helga M. Novak's last texts. This paper is about the last works of Helga M. Novak. There are fragments, notes, verses, stanzas, word series (often surreal) about memories, experience of the age, illness, disappearance of desire for love and approaching death. The author of the article has made an attempt to assign the author's unpublished works (especially poems) as a testament for the published work of the author.

Keywords: posthumous papers, unfinished works, Medusa (Gorgon), old age in the literature

1

Die letzten Werke sind ein Abgesang, ein Resümee, das Sehnsucht und Weisheit mit dem Wissen des Alters verbindet. Helga M. Novak zog ihre Lebensbilanz, nicht als Christin, die sie nicht war, sondern als eine Sucherin nach Gerechtigkeit, nach Ursprung und Wahrheit: „meinem Dafürhalten nach galten / die zehn Gebote als komplettes / Gerüst aller Ethik und Moral / sie einhalten würde sich anfühlen / wie ein Korsett aufrecht und / aufrichtig durch die Welt zu ziehen / hindurch und hinüber / bald ist es geschafft“¹, schrieb sie in nachgelassenen Versen. Sie gehören zu jenen auf losen Zetteln und auf Heftseiten zwischen Bücher-, Lebensmittel- und Medikamentenlisten notierten oder mit Schreibmaschine fixierten Texten, die manchmal auch in verschiedenen Versionen vorhanden sind. Dreißig Gedichte verlegte Schöffling & Co. in einem Gedächtnisbuch, noch anderes existiert unveröffentlicht.²

Es bietet sich an, über Helga M. Novaks Zyklus *Silvatica*³ zu reden, verfasst in Polen, in Legbąd. Dort befindet sich das Haus, das sie und er bauten – „baut er mir ein Haus / was

¹ Helga M. Novak zum Gedächtnis, Frankfurt am Main 2014, S. 42.

² Die unveröffentlichten Texte werden in diesem Aufsatz nur mit den Titeln nachgewiesen.

³ Helga M. Novak, *Silvatica*, Frankfurt am Main 1997, 1998 und in *Gesammelte Gedichte* 1999 und 2008.

ich nicht brauche“⁴, heißt es in einem der Gedichte. Vor über 20 Jahren entstand es in der Gegend ihrer Sehnsucht, der märkischen Heimat ähnlich, um die sie trauerte, mit dem Wald, den sie als Rückzugsort und als Gleichnis für die Wirrnisse der Zeit betrachtete. Hier fand sie nach all den Wanderjahren ihr Gesicht wieder, „ausgerüstet mit einem falschen Pass und meinem echten / Lachen“⁵. Hier fand sie die Metaphern für letzte Liebe, Lebenslust und Leid, die mit dem „wilden Mann“ fusionieren, dem Wilderer als dem anarchischen Prinzip der Verwilderung, dem sich die Dichterin verschrieben hatte. Die Erkenntnis bleibt nicht aus: „unsere letzte Wildheit geht zu Ende“⁶ – was Selbstvergewisserung und keine Selbstaufgabe bedeutet. Trotzig und alle Konventionen über den Haufen werfend, wird gefragt: „warum nicht die Lebtag krönen / mit dem Abenteuer des Alterns?“⁷ Die Zeit muss genutzt werden, auch für die Liebe, das Lieben. Geradeheraus und ohne Umschweife fordert das lyrische Ich: „hab keine sieben Jahre mehr / für eine neue Jungfernhaut / kann nicht mehr warten / bin zu alt komm her“⁸.

Hat der Winter des Lebens nicht auch annehmbare Seiten, und lässt sich nicht Wunderbares im Alter und an den Alten wahrnehmen? Im ewigen Kreislauf des Lebens hat jede Periode ihre Berechtigung, das Alter wie die Jugend. So kommt es zu der frappierenden Frage „warum entdeckt denn keiner / die Schönheit meines Verfalls?“⁹ Das mündet schließlich im Nachdenken darüber, was mit der Seele wird nach dem Tod, die vielleicht weiterlebt, und endet mit dem altruistischen Wunsch, „... niemand / erlitte die Qual eine Art Herberge / meiner Seele später zu werden“, das wäre eine Strafe, die, nach Ansicht der Dichterin „wirklich keiner verdient“¹⁰. Die in diesem Gedicht aufgeworfene Frage nach dem Sitz und der Existenz der Seele sowie die hier spöttisch apostrophierte Vorstellung von der Seelenwanderung gehören zur Quintessenz von Novaks intensiver Beschäftigung mit der isländischen, der nordischen und deutschen Sagenwelt. Neben vielen anderen Büchern kannte sie die Abhandlung über die Seele von Paul Herrmann (1866-1930), die, wie er schreibt, nach altem Volksglauben als „der vom Körper entströmende Atem aufgefasst“¹¹ wurde oder eben als in anderer Gestalt wiederkehrend.

2

Helga M. Novak nimmt mit diesem Gedicht selbstironisch auf ihr kompliziertes Verhältnis zu anderen Menschen Bezug, von denen sie so viele durch ihr Charisma in ihren Bann zu ziehen vermochte, die sie gelegentlich aus den verschiedensten Gründen von sich wies. Sie wusste wohl und litt darunter, dass ihr eigener Charakter zuweilen Freundschaft, Zuneigung, auch Liebe im Wege stand. Die Auseinandersetzung damit im Angesicht von Krankheit und

⁴ Helga M. Novak, solange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte, hrsg. von Rita Jorek, Frankfurt am Mai, 2. Auflage 2008, S. 712.

⁵ Ebd., S. 724.

⁶ Ebd., S. 719.

⁷ Ebd., S. 755.

⁸ Ebd., S. 715.

⁹ Ebd., S. 742.

¹⁰ Ebd., S. 756.

¹¹ Paul Herrmann, Deutsche Mythologie, Berlin 1991, 8. Auflage 2007, S. 29.

dem Ahnen vom nahenden Lebensende färben Reflexionen und Erinnerungen. Das kleidet sie in merkwürdigste Verse, ohne Gnade gegen das lyrische Ich oder die Stellvertreterfigur walten zu lassen. Die Kraft von Erkenntnis und Selbsterkenntnis vereint sich mit der Kraft des Wortes. Und manchmal schwingt Reue mit: „die Sucht dich zu sehen / die frisst mich auf / bin zermürbt und zermalmt / den Mann an meiner Seite / habe ich fortgejagt / jetzt ist er weg / rundum solche Leere“¹². Wenn das Gesicht aufgedunsen ist oder faltig, Haare an Kinn, aus Nase und Ohren wachsen, wird „abnehmendes Leben bei zunehmenden Wucherungen“ schwer ertragen und der Rat gegeben, „nach mir nimm keine / weniger schön als ich war“¹³. Den Tod im Blick möchte die Protagonistin „zu ihrer Freundin eilen und den Ort / als einen Platz nennen an dem sie ein Ende machen“, jedoch in der morastigen Gegend am Meeressaum, in der sich die einsame Spaziergängerin befindet, ist das nicht einfach; denn „das Plankton verheddert ihre Beine hält sie fest / so schnell erreicht sie den geplanten Tod sowieso nicht“¹⁴.

Eine der Gestalten, mit der ihre Ich-Figur in einen Dialog eintritt, ist der Wilderer, der aus dem Wald, dem Dorf stammende, der herumstreift, Tiere erlegt, Fische fängt, um den eigenen und den Hunger anderer zu stillen. In *Silvatica* ist er allgegenwärtig und auch in den allerletzten Gedichten. Noch immer wird der alte Wilddieb geliebt, gebraucht und schließlich entlassen: „ich fand dein Gesicht / das du verloren glaubtest / um das Kinn ein silbernes / Stoppelfeld blaue / Wodkaaugen schwimmen darin“¹⁵. Sich von dem Gefährten zu trennen, „ihm einen Laufpass auszustellen“, erweist sich am Ende als kompliziert: „überwunden die Sucht / nach deinem Mund / deinen Augen deiner Haut / ob ich noch gehen kann / ohne Stütze am Arm?“¹⁶ Zur Sehnsucht nach einem Geliebten kommt die Scheu, im selbstgewählten Versteck aufgestöbert zu werden. In abgelegener Höhle, Hütte, Grotte wird er erwartet, der Besucher, ein junger Mann (dem SIE einen „ganz leichte[n] reizende[n] Ansatz zum Bierbauch“¹⁷ attestiert), der Geliebte oder der Sohn, vor denen sie sich meistens versteckt im Gebüsch, unter einer Burka sogar, den sie beobachtet, dem sie einmal auch begegnet, doch ist es nur ein Traum, nur eine *Einbildung im April*:

sie ist los und ledig und weiß das
genau eben dies Los befeuert sie
trotzdem es dünkt sie
eines Märzorgens durch die
blattlose Hecken kommend
hätte er ihr gewunken
kann sein aber wie
will sie ihn erkannt haben
sein Gesicht wendet er ab
vom ersten Tag an

¹² Helga M. Novak zum Gedächtnis, S.32.

¹³ Helga M. Novak, Mut zur Feigheit.

¹⁴ Helga M. Novak, Aufgehalten.

¹⁵ Helga M. Novak zum Gedächtnis, S. 28.

¹⁶ Ebd., S. 31.

¹⁷ Helga M. Novak, ein Mann taucht auf.

eines Märzorgens taucht er auf
 durch blattlose Hecken hat er gewunken
 er heißt Akzomit oder Examitos
 wie kommt so ein Name nach Polen
 irgendeiner wird ihn irgendwo
 geklaut haben in Griechenland
 wahrscheinlich in seinen Papieren
 steht jedenfalls Hexamitos seine Haut
 ist ein Gewebe aus seidenen Fäden
 er streift ums Haus fegt mit den Beinkleidern
 den Staub vom Fundament seine Ärmel
 touchieren die blechernen Fenstersimse
 zählt die Rillen in den grünen Läden
 und er zieht die gespreizten Finger
 seiner Rechten über den grobkörnigen Putz
 wühlt im Gesträuch der alpinen Clematis
 niemand fragt ihn was suchst du
 was willst du dessen gewiss
 dreht er ungestört seine Runden
 zieht manchmal die Nase hoch
 sein Bild ihre Einbildung im April
 und das Haus ist von Birken umstellt
 auch Häßliche „gerni giliabt wellen sîn“

sperr mich in ein Verlies
 dass ich den Mann nicht sehe
 der Tag für Tag mit Blumen
 und Liedern mir die Tür einrennt
 sein werbend Wort klingt mir
 wie höhnisches Gebaren
 ein Jüngling noch in meinen Spuren?

Zeiten und Orte verknüpfen sich, das polnische Haus, das Versteck in dieser Landschaft mit der mediterranen, die Gegenwart mit der Antike. Der ersehnte Besucher, der Mann, ein Troubadour, mit dem griechischen Namen und der so feinen Haut wird von innen aus beobachtet, erhält aber keinen Eintritt, trotz des großen Wunsches nach Liebe, der in einer Art Althochdeutsch sich äußert. Die schöne Jugend verträgt sich kaum mit der Hässlichkeit der Bejahrten. Längst ist nicht mehr die Rede von der „Schönheit meines Verfalls“, im Gegenteil, „altern ist schwere Arbeit“.

SUDHAUS
 Überaugenbrauenbögenwülste
 altern ist schwere Arbeit
 die einen zählen die Körner im Brot
 andre zerreiben in rauen Mörsern
 mit dem Stößel heilsames Kraut
 Öle mit Aromen angereichert nichts
 riecht länger nach dem was es ist

wie anstrengend der Geruch des Alterns
 die Alten machen sich mit dem Altern zu schaffen
 bis keiner den andern mehr riechen kann

Rabenschwarzer Humor erinnert an Vergänglichkeit und Zerfall, an die Kopfhaut, die unter strubbligem Haar schimmert, an die trüben Augen, den unsicheren Gang, „ja hin-fällig aller Wege“¹⁸. Jetzt müssen Prothesen schwindenden Körperteilen aufhelfen und Spiele mit Wörtern die Schmerzen vertreiben: „der Arzt setzt Zehen ein / wie sein Kollege Zähne / was sieht ein Blinder mit zwei Glasaugen und Sonnenbrille? / sein Gegenüber sieht sich selber / in kleinen schwarzen Spiegeln“¹⁹. All das geht einher mit der Auflösung menschlicher Beziehungen, mit Aufenthalt und unaufhaltsamen Leiden im Krankenhaus: „ein Bett / aufgeschlagene Lagerstatt / Erlösung Epiphanie? / mir brechen die Knie / [...] / schwerer Leib schmerzt / [...] / Betten so schmal meine / Gliedmaßen hängen über“²⁰. Zwar sind Einsamkeit, Zurückgezogenheit einerseits gewollt, andererseits befürchtet:

WÖRTLICHE BEGEGNUNG
 alte Bekannte
 drehen sich weg guten Tag
 ein annähernd freundliches
 Lächeln geht mir voraus
 dem sicheren Biss
 Gewalt ungeahnt
 und kein Halt
 planvoll kann Rache sein
 oder spontan oder uralte
 Wörter rutschen
 dem Gegner entgegen

Lapidar wird die „Gangart“ der Alten skizziert, die in den Wald zieht: „ein Fuß vor den anderen / gesetzt [...] / den Fall hat keiner / vorausgeahnt / Beipässe unterwandern / Unter- und Oberschenkel / die einknicken“, und schließlich wächst ihr „die Ladung über den Kopf“²¹. Es gibt ganz konkrete Gebrechen, den schmerzenden Fuß, der, an einen Unfall in der Kindheit erinnernd, eine ungeheure Verletzlichkeit symbolisiert:

FUSSSCHMERZ
 wenn niemand mich sieht
 und es sieht mich jetzt keiner
 gehe ich schlurfe trotte
 den Kopf geneigt

lotrecht fallen meine Tränen
 schwimmen in Pfützen
 nach oben nach oben
 bevor ich reintrete

¹⁸ Helga M. Novak zum Gedächtnis, S. 41.

¹⁹ Helga M. Novak, Prothesen.

²⁰ Helga M. Novak zum Gedächtnis, S. 16.

²¹ Ebd., S. 11.

fußkalte Erde bebt da
 kommt die Straßenbahn
 klingelt und hält meine Füße
 zwischen hundert anderen

Bauch, Beine, Füße – Schmerzen sind nur mit Tabletten zu ertragen. In den unveröffentlichten Texten ist von der „Cortison-Esserin“, von der „Verunstalteten“ die Rede. Mit dem Vergehen von Schönheit schwinden die Illusionen. Solche Erkenntnis begleitet ein munterer Sarkasmus: „wann führen Sie mich / zur Schlachtbank Herr Doktor?“²², heißt es, oder, „der Friedhof offeriert / laufend Beerdigungen“²³. Die seelische Erschütterung, die Abrechnung mit dem Leben, das so intensiv und reflexiv durchschritten wurde, bezieht den Körper und die Umgebung ein, drückt sich darin aus, wie in einem kleinen Gedicht über das Weinen.²⁴ Der körperliche Verfall, der schon früher diagnostiziert wurde, zeitigt die Vorwegnahme des Menetekels: „auf meiner Hand / glitzert die Haut / die knöcherne Schale“²⁵. Ganz nüchtern erkennt die Dichterin: „der letzte Weg führt / [...] / unweigerlich ins Jenseits / keine Küsse mehr / kein Schulterschlag / ich hab genug gelebt“²⁶.

Familie, Kinder werden als beneidenswert und als bedrohlich apostrophiert, der Sohn bleibt vor der Tür wie jener potenzielle Liebhaber, „ob sie etwas erben wollen ist ungewiss“²⁷. Das Gedicht *Testament* stellt die bunten und nützlichen Habseligkeiten vor, die der Besitzerin viel bedeuten: „wem die zueignen am Ende keiner da“, denkt sie schließlich und gelangt zu der bitteren Erkenntnis: „wie die Gewebe zerfallen die Riten / so zerfallen die Bänder und Bindungen / Auflösung steckt hinter den Zeremonien / lautlos kommt der Irrsinn ans Licht“²⁸.

3

In ihren letzten Jahren befasste sich Helga M. Novak mit dem Bild der Gorgo, für sie eine beziehungsreiche Metapher. In der Bezeichnung von Korallen fand sie das Wort „Gorgo“ wieder. Sie notierte u.a.: „Anthozoa Gorgonaria = Hornkorallen / eine Ordnung der Korallentiere mit horniger Achse / 2 m hoch / Rhipidiogorgia flabellum Venusfächer“. Schicksal und Fluch ihrer Protagonistin mit den verkalkten roten Haaren entsprechen den Versteinerungen der Meereswesen. So wird ihre Gorgo Medusa für sich selbst schrecklich, bevor sie andere erschreckt. Das von Schlangen, einem Symbol der Weisheit, bekränzte Haupt, verliert sein Schöpferium, weil der darin eben geborene Pegasos sogleich davonfliegt.

In der griechischen Mythologie war Medusa im Gegensatz zu ihren beiden Halbschwwestern sterblich, daher konnte Perseus ihr hinterhältig in Athenes Auftrag und von ihr gut ausgestattet das Haupt abschlagen, das die Göttin dann als Maske auf ihrem Schild trug: „mein altes Gesicht auf deinem Schild / sie hat mir die Haut vom Leibe gezogen /

²² Ebd., S. 21.

²³ Ebd., S. 20.

²⁴ Ebd., S. 23.

²⁵ Ebd., S. 24.

²⁶ Ebd., S. 26.

²⁷ Helga M. Novak, *Testament*.

²⁸ Helga M. Novak, *Aufstand der Schatten*.

um sie auf ihren Schild zu kleben / Schreckensstarre durch Zauberbild / [...]“²⁹. Wie in der Medea sah Novak in der Gorgo Medusa ein mythisches Frauenschicksal, in dem sie sich in allegorischer Weise selbst erfand, inspiriert auch von Camille Claudels aufregender Skulptur *Perseus und die Gorgo* (1902) mit ihrem von Schlangen umzingelten Selbstbildniskopf in des fragwürdigen Helden Spiegelschild sowie vom traurig verklingenden Leben der Bildhauerin³⁰:

GORGONENHAUPT
 schau ihr nicht ins Gesicht
 sie macht dass deine Visage stehen bleibt
 wer ihr unvorbereitet begegnet
 wird schreckensstarr
 und kann nicht weitergehen
 versteinert
 fällt stehenden Fußes in Ohnmacht
 kann nicht mal mehr umfallen
 bleibt aufrecht wie ein toter Baum
 Schlange schlanke Rolle entrollt
 umrundet ihren Kopf und bleibt
 rundum auf dem Kragen liegen
 sie reißt eine von ihrer Hutkrempe
 lässt sie vorn über ihre Miene fallen
 die flugs auf ihrer schwarzen Zunge
 schwindet sie wachsen nach
 wo sind denn ihre kolorierten Depressionen
 geblieben diese Niederschläge aus Tränenströmen?
 ihrem Kopf entstieg Pegasos
 eben geboren flog er davon

In diesen Texten, die unter dem Titel *Gorgonenhaupt* ein ganzes Epos werden sollten, ist Gorgo die Moribunde, die dem Tode Geweihte, das *Alter Ego* der Dichterin in ihren letzten Jahren. Siegfried Lenz analysierte, welche Rolle die Lebenssituation alternder Menschen in der Literatur spielt: „Seit es sie gibt, hat sich die Literatur des alten Menschen angenommen, hat ihn dargestellt mit seinen Heimsuchungen und Illusionen, in seinem Elend und dem Bedürfnis nach Anerkennung.“³¹ Das trifft auf Helga Novaks *Portrait einer polnischen Greisin*³² zu. Wie reagieren die Schriftstellerin oder der Schriftsteller selber auf diese Situation, fragt Lenz weiter. Seine Skepsis gegenüber den letzten Schöpfungen teilt Novak (schließlich ist Pegasos, Sinnbild für dichterische Inspiration, ebenso des Todes und der Auferstehung gleich den mythischen Totenpferden Nordeuropas,³³ auch für sie unzuverlässig geworden), doch sie

²⁹ Helga M. Novak, Athene.

³⁰ Helga M. Novak benutzte als eine wichtige Quelle: Reine-Marie Paris, Camille Claudel 1864-1943, Deutsch von Annette Lallemand, Frankfurt am Main 1989.

³¹ Siegfried Lenz, Die Darstellung des Alters in der Literatur, in: ders., Über den Schmerz. Essays, Hamburg 1998, S. 93.

³² Vgl. Helga M. Novak, Aufenthalt in einem irren Haus, Frankfurt am Main 1995, S. 301-335.

³³ Barbara G Walker, Das geheime Wissen der Frauen. Ein Lexikon, München 1995, S. 847.

vermögen „einige Erscheinungsformen, einige Aspekte ins Bild zu bringen und den Wandel der Beziehungen zur Welt zu veranschaulichen, den das Alter mit sich bringt.“³⁴

Helga Novak gibt mit ihren letzten Texten auf diese Frage mal einsichtige, mal bestürzende, mal schockierende Antworten über Veränderungen an Leib und Seele, die bei ihrer Gorgo langsam versteinern, verknöchern, vergehen, *vanitas vanitatis*, alles ist leerer Schein:

VANITAS

Korallen und Quallen Medusa
 mein Floß der Moribunden
 versteinertes Rot knotig knorrig verdreht
 mit eins verkalkten ihre roten Haare
 die wurden dicker und dicker und blieben stehen
 spreizend verfilzte Locken verhedderte
 Haare stehen zu Berge dicke Strähnen
 verschlackt versintert starres Gestriegel
 blähen sich auf furios eine Kolonie von Korallen
 jedem Windhauch jedem Taifun widerstehend
 der Tramontana und der schneidigen Bora
 wer gab den unnachgiebigen Strängen
 Ahnungsvermögen von einer Sintflut?

seitdem ihr statt Haare Korallen wachsen
 kann sie die Wasserkrüge nicht mehr tragen
 sogar über die Ohren wuchert verkalktes Gebüsch
 ein Karren aus Treibholz zusammengeschestert
 versinkt in Schlick und Morast nur halbvoll kann sie
 die Tonkrüge füllen trinkt an der Quelle schon
 einen Liter ganz gierig aufgebläht ist der Bauch
 und der erste Durst somit gelöscht

Gorgo schüttet das salzige Wasser von sich ab
 wie eine dickwollige Hündin alsdann lässt sie
 den Kopf hängen vornüber um die Nässe
 rauslaufen zu lassen aus dem roten Schmuck
 mit dem sie beladen rauf dir mal die Haare
 wenn sie aus Korallen sind

Gorgo ist Sinnbild für vergehende Schönheit, das Nachlassen der Kräfte, das Ausgesetztsein, die Verkörperung des Geistigen und die Vergeistigung des Körperlichen. Die verkrusteten Haare gefährden sie, wie jeden, der sie anschaut. Das führt unweigerlich zum Tod. Das Verkriechen erhält seine poetische Begründung: „hab mich versteckt mein Gesicht / zu verbergen ihn nicht zu versteinern“³⁵. Hoffnung gibt es noch immer; denn einmal, als Gorgo vom Muschelsuchen in ihre Grotte zurückgekehrt war, fällt sie „vor Schreck auf die Knie / vor ihr hockt der Mann mit dem weißen Gesicht und den Locken“³⁶.

³⁴ Lenz, Die Darstellung des Alters in der Literatur, S. 94-95.

³⁵ Helga M. Novak, der Fischer.

³⁶ Helga M. Novak, der Mann ist sehr jung ...

4

Wenn es um die letzten Werke Helga M. Novaks geht, zu denen die Erzählung *Lebendiger Fund*³⁷ ebenso gehört wie *Im Schwanenhals*³⁸, der dritte Teil ihres autobiografischen Romanprojektes, soll ein Text nicht ausgespart bleiben, den manche Freunde, Kollegen, Bekannte und Unbekannte übel nahmen, wegen der so befremdlich wirkenden Intention. 1991, in dem Moment, wo sich jede und jeder, die mit der DDR und ihrer Staatspartei irgendwie verbunden waren, so weit wie möglich davon fernhielten, platzt sie mit ihrem Bekenntnis heraus. Ein erstes aus den frühen 60er Jahren in ihrem auf Island selbst verlegten und mehr oder minder abgezahlten Gedichtband *ostdeutsch* besagt, „ich bin ostdeutsch und ziehe / einen Klumpen Hoffnung hinter mir her“³⁹. Dieses Gedicht hielt der Luchterhand Verlag für unwichtig, als er 1965 Helga M. Novaks ersten Gedichtband *Die Ballade von der reisenden Anna*⁴⁰ mit fast allen Texte aus *ostdeutsch* veröffentlichte. Auch *Erwägungen am Ettersberg* erschien nicht opportun, eine quälende Gewissensprüfung angesichts der „gläsernen Vitrinen (voll Haar und Schuhzeug)“ in Buchenwald, die in der Erkenntnis mündet, „ich bin nicht schuldig / durch das Datum meiner Geburt bin ich nicht schuldig“⁴¹ – lange bevor Helmut Kohl als Kanzler eine solche Auffassung mit fast denselben Worten äußerte. Helga Novak bleibt dabei nicht stehen. Sie schreibt weiter: „aber nachdem ich auf dem Ettersberg gewesen bin / gehen mich die Insassen der Gegenwart an / im Gehege der kurzen grauen Tage die meine Zeit sind / werde ich die Begriffe Recht und Unrecht definieren müssen / bevor ich die Furt quer durch die Strömung finde“. Sie, die Suchende, die ewige Bohemienne, hält sich daran, ihr Leben lang.

Jahre später also das zweite phänomenale Bekenntnis, das nicht unter den Tisch fiel, sondern wie ein Funke in dem damals herrschenden explosiven Gemisch von Anschuldigungen und Misstrauen wirkte: „Ich war auch mal ein Spitzel“, schleuderte sie in einem „Offenen Brief“⁴² ausgerechnet ihren Freunden Wolf Biermann, Sarah Kirsch und Jürgen Fuchs entgegen, obwohl sie nie für die DDR-Sicherheit gearbeitet hatte, im Gegenteil. In vielen Texten, nicht nur in der frühen *Tragoballade vom Spitzel Winfried Schütze in platten Reimen*⁴³ setzte sie sich damit – das System verurteilend und entlarvend – auseinander. Sie wusste natürlich, dass sie selbst in für sie auswegloser Situation etwas unterschrieben hatte. Danach verließ sie das Land, wurde ausgebürgert und Isländerin, eine Deutsche „mit falschem Pass“ eben. Wer würde diesen schwierigen, verhedderten Lebenslauf begreifen? Waren andere nicht auch in Zwänge geraten? Ist es nicht richtiger darüber zu diskutieren, statt zu verurteilen? Und wir waren doch alle – sie meint ihre Freunde – in der Partei, glaubten an den Kommunismus als eine Gesellschaft, die gut und gerecht ist. In *Im Schwanenhals* reflektiert sie die Sachlage: „Ich dachte“, bemerkt sie – und das mag naiv anmuten, „indem ich mich ausliefere, könnte

³⁷ Helga M. Novak, *Lebendiger Fund. Eine Erzählung*, Warmbrunn 1910, Nachdruck in: Helga M. Novak zum Gedächtnis, S.45-60.

³⁸ Helga M. Novak, *Im Schwanenhals*, Frankfurt am Main 2013.

³⁹ Helga M. Novak, *Bekenntnis*, in: dies., *Gesammelte Gedichte*, S. 128.

⁴⁰ Helga M. Novak, *Ballade von der reisenden Anna. Gedichte*, Neuwied und Berlin 1965.

⁴¹ Novak, *Gesammelte Gedichte*, S. 76-77.

⁴² Helga M. Novak, *Offener Brief an Wolf Biermann, Sarah Kirsch und Jürgen Fuchs*, in: *Der Spiegel* Nr. 44 vom 28.10.1991, S. 329.

⁴³ Novak, *Gesammelte Gedichte*, S. 102-106.

ich einer Jagd Einhalt gebieten, bevor sie noch richtig losgestürmt ist. Vielleicht würde mein Eingeständnis, einmal Teil des Systems gewesen zu sein, andere zum Nachdenken anregen“, sie dazu ermutigen, ihre „Wahrheit“ zu sagen.⁴⁴

Aber sie verunsicherte auch, indem sie andeutete, viel über gemeinsame Freunde zu wissen. Der Text endet etwas pathetisch: „Und eher will ich im polnischen Wald verbluten, als mich auf einen deutschen Richterstuhl setzen.“ Ihr beschwörender Selbst-Vorwurf „Komplizen waren wir alle“ verletzte nicht nur die Adressaten und andere, die sich angesprochen fühlten, sondern die todesmutige und ebenso geängstigte Autorin selbst.

Zu einer nüchternen Betrachtung erweisen sich manche Kommentatoren als nicht fähig. Trotz des Wissens um *Eine Art Beweisnotstand*⁴⁵ werden Behauptungen konstruiert, die die Kritikerin degradieren sollen. Die Kenntnisnahme von Daten und Zusammenhängen, verbunden mit Empathie, kann vor falschen Urteilen bewahren.

Während einige die wütend herausgeschleuderte Selbstbezeichnung zu einem Eingeständnis hochstilisierten, was sich, vermischt mit Andeutungen, zu Gerüchten auswuchs, betrachtet Wolf Biermann, der sie gut kannte und sie „für die stärkste Dichterin unter den Deutschen“ hält, den *Spiegel*-Text als einen „herzzerreißenden Fall“; denn „Helga Novak, meine Lieblingsdichterin [war] längst raus aus beiden Deutschländern“. In poetisch-derber Weise schildert er in seiner jüngst erschienenen Autobiografie ihre Situation:

Sie hauste seit Jahren in Polen auf dem Land. Helga soff in ihrem polnischen Dorf die Bauern untern Tisch. Sie vegetierte schon lange als heimatlose Hexe in einer Käte. Sie fällte Bäume und stapelte ihr gehacktes Holz, sie pflanzte sich Kartoffeln, schrieb Gedichte, köpfte Weißkohl, stampfte und presste ihr Sauerkraut, schrieb Briefe an die letzten Freunde [...], hatte kein Geld für den Arzt [...]. Weit in der Ferne musste die Einsiedlerin aber was mitgekriegt haben von der Schmetterlingsjagd auf den Stasi-Wiesen im wiedervereinigten Deutschland. Helga fand das nur zum Kotzen. Sie trug sowieso all die Jahre ihre schuldlose Schuld und fühlte sich nun bedroht. Der *Spiegel* druckte einen Wutanfall ab, den sie 1991 in der Grafschaft Powiat Tucholski, also im pommerschen Tuchel, rausgehaun hatte.⁴⁶

Für Biermann ist dieser offene Brief: „Radikale Politpoesie, das tapferste Gedicht über die Feigheit der Mitmacher, ein Abgesang ohne Begleitung auf Adornos Wurlitzer Orgel“, also ohne jede kitschige Attitüde.

In *Im Schwanenhals* befindet sich Novaks eigene, von Schmerz geprägte, ebenso selbstquälerisch sezierende Sicht auf das Geschehen. Sie wünschte: „Dieses Thema sollten wir nicht mit göttlichem Zorn, sondern mit Differenzierung und Verständnis anpacken.“⁴⁷

5

Das nachgelassene Hörspiel *Tödliches Parlando im Wald*⁴⁸ über eine schreckliche Familiengeschichte, dem Drama *Gott des Gemetzels* von Yasmina Reza ähnlich, beginnt mit Versen,

⁴⁴ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 323-324.

⁴⁵ Vgl. Klaus Schlesinger, „Eine Art Beweisnotstand“. Aus dem Tagebuch 1991. Vorbemerkung von Astrid Köhler, in: *Sinn und Form* 66 (2014) H. 3, S. 323-343.

⁴⁶ Wolf Biermann, *Warte nicht auf bessere Zeiten! Die Autobiographie*, Berlin, 3. Auflage 2016, S. 502.

⁴⁷ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 323.

⁴⁸ Helga M. Novak: *Tödliches Parlando im Wald*, 21 Seiten Typoskript, einschließlich Titelseite, 1 Seite Manuskript mit Erläuterung zu den handelnden Personen.

die zwei siebzehnjährige Jungs einander zuwerfen. Noch einmal wird in Slam-Poetry-Manier, mit lyrischer Überhöhung des Dramatischen gegen die Überreste verlogener Zeiten geflücht, mit der „zerzauste[n] Margarete“ eine vergessene Göttin und legendäre Märtyrerin zitiert, die geliebte Landschaft beschworen und schließlich das Verschwinden in ihr besiegelt:

Peter:

Schweig von den fliehenden Straßen
den Häuserfluchten deren Kreuze uns drohen
mit Lebens-Sinn gebenden Standbildern
Denkmälern, Mahnmalen Skulpturen

Paul:

Triumphsäulen Stelen hinweg mit euch
beknackte Artefakte hinweg mit allen
versteinerten Mündern und Handzeichen
die uns bedeuten wofür sie ihr Blut ihr Leben
gelassen ... sie ... sie ... die Vorfahren

Peter:

Für uns? für uns doch nicht doch nicht für uns
wer und warum hat sein Blut für uns
gelassen damals und gestern sein Blut

Paul:

hinweg auch mit den staatlichen Bildhauern
den angestellten Stempelschneidern
hinweg mit den abgeblättern blattlosen
Straßen der Zielgeraden die allesamt
auf Monumente stoßen und Statuen ...

Peter:

Hinweg mit der Bauplastik den Großsteingräbern
hinweg mit der Stadt und mit uns ...

Paul:

Halt ein! hör auf! Mach mal Pause!
Fliehn ist doch sinnlos selbst hier
zwischen Wacholder und Krüppelkiefern
wird die zerzauste Margarete dich finden
wird dir das Gras unter den Füßen mähen ...
die Fersen zerschneiden alle beide ...

Peter:

... dir aber auch und lieber tot
zwischen Beerenkraut und Salomonsiegel
in einer unabänderlichen Stille maßlos
im Verschwinden aller Maße verschwinden ...

Helga M. Novak bemühte sich seit 2004 vergeblich um die deutsche Staatsbürgerschaft, und da sie mit einigen Krankheiten zu kämpfen hatte, suchte sie in Erkner, dem Ort ihrer Kindheit, eine Wohnung. Das „Dreieck / Bahnhof Arzt Supermarkt / eine Buchhandlung“ waren vorhanden, „und der Maulbeerbaum nahe der Apotheke“⁴⁹ noch immer, der berühmte Maulbeerbaum in der Friedrichstraße von Erkner, der zum Zeugen eines Bombardements

⁴⁹ Helga M. Novak, Rückkehr.

und seiner Opferkinder aufgerufen, am Anfang der *Gesammelten Gedichte* steht. Kritisch und engagiert bis zum Schluss, verlangt sie: „begrabt mich wie den deutschen Wald / unter der Autobahn dass ich mein / Volk brummen und rattern höre“⁵⁰. Gegenwärtig bleiben die Gefährdungen der Welt. Nicht ohne Ironie bemerkt sie: „Krieg ist eine komische Sache / wer den ersten Stein nicht wirft / hat nachher Schuld an der / allgemeinen Steinigung“⁵¹.

Die Dichterin ist Zeugin und Zeitzeugin ihres ganzen Lebens und trägt es als eine Art Grundmuster in sich. Sie wollte dokumentieren und deuten, wollte Kunde geben von dem, was ihr und anderen widerfuhr. Aus ihren Werken hallt oft der verzweifelte Ruf nach Menschlichkeit. Ihre Wahrheiten, auf Erkenntnis und Erleben, auf dem eigenen ruhelosen Leben basierend, besitzen einen höheren Aspekt, den poetischen, der das Nachdenken, das in die Tiefe geht, einschließt.

⁵⁰ Helga M. Novak zum Gedächtnis, S. 27.

⁵¹ Helga M. Novak, Krieg ist ...

UNTERWEGS UND ZURÜCKGESEHNT

Gdańsk 2017, Nr. 36

Ewelina Kamińska-Ossowska
(Uniwersytet Szczeciński, Universität Szczecin)

Nachgetragene Biografien. Auf der Spurensuche nach Helga M. Novaks Wurzeln

Der Beitrag unternimmt den Versuch, die Wissenslücken in Bezug auf die Wurzeln der Schriftstellerin Helga M. Novak zu füllen. Ihre autobiografischen Romane (*Die Eisbeiligen* 1979, *Vogel federlos* 1982, *Im Schwanenhals* 2013) schrieb sie, der journalistischen Arbeitsweise gemäß, unter Berücksichtigung eigener Erinnerungen und Gespräche mit Verwandten der Adoptiveltern, von Recherchen auf den Standesämtern in Berlin und Dessau, doch das Gefühl, nirgendwo richtig verwurzelt und willkommen zu sein, schien sie immer zu begleiten. Dieser Beitrag präsentiert die Ergebnisse der nachgetragenen Spurensuche und will das in den Romanen Dargestellte mit Verifizierbarem (Dokumente aus dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach, dem Staatsarchiv in Szczecin) vergleichen.

Schlüsselwörter: Autobiografie, Familienforschung, Identität

Supplemented biographies. In search of Helga M. Novak's roots. The paper's aim is to fill in knowledge gaps concerning the roots of the writer Helga M. Novak. She wrote her autobiographic novels (*Die Eisbeiligen* 1979, *Vogel federlos* 1982, *Im Schwanenhals* 2013) according to a journalist's working method, taking into consideration her own memories, conversations with the relatives of her adoptive parents, research in registry offices in Berlin and Dessau. Yet the feeling of having no proper roots and not really being welcome anywhere always seemed to be present in her life. The paper provides the outcome of an additional search for information and presents the verifiable information (documents of the German Literary Archives in Marbach, of the National Archives in Szczecin) against the background of the information depicted in the novels.

Keywords: autobiography, family studies, identity

„Wer bin ich?“ ist wohl eine der von jedem Menschen am häufigsten gestellten Fragen, die je nach dem Lebensabschnitt und dem Bewusstseinsgrad des Fragenden anders beantwortet werden kann. Das Bedürfnis nach der Selbstdefinierung verbinden die Psychologen, u.a. Erik Erikson, mit der Adoleszenz, die Ich-Identität wird gewöhnlich am Ende dieser Phase erworben, wenn der junge Mensch infolge seiner Kindheitserfahrungen auf die einem Erwachsenen von der Gesellschaft gestellten Aufgaben und Herausforderungen vorbereitet sein soll.¹ Die Erfahrungen in der Familie und ihrer Umgebung sowie der Bildungszugang sind dabei wesentliche Faktoren, deren Wechselwirkung die Sozialisation, den Reifungsprozess, das Selbstwertgefühl sowie die Selbsterkenntnis des heranwachsenden Menschen fördern. Die Identität ist

¹ Vgl. Erik Erikson, *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt am Main 1973.

weder linear noch eine statische Größe; als Resultat der Verarbeitung von komplexen Interaktionsprozessen ist sie vielmehr dynamisch und evolviert im Laufe der Jahre. Man nimmt an, dass die Selbstwahrnehmung an bestimmten prägenden Faktoren festgemacht werden muss, die das Individuum je nach Situation neu kombiniert. Einer der frühesten Orientierungspunkte ist das familiäre Umfeld. Verhaltensmuster, Zugehörigkeitsgefühl sowie soziales und kulturelles Kapital entfalten identitätsstiftende Wirkung. Wenn dieser Grundbaustein der Persönlichkeit fehlt oder nicht funktioniert, verspürt der Betroffene Lücken in seiner Identität und sucht – im Zuge des Wunsches nach einer Kompensierung der Defizite – nach anderen Orientierungsinstanzen.

Helga M. Novaks Biografie ist Illustration einer derartigen Situation. Das sofort nach der Geburt zur Adoption freigegebene Kind wurde von einem für die Elternrolle untauglichen Ehepaar angenommen, konnte somit weder Liebe noch Nähe erleben und setzte als Jugendliche idealistisch ihre Hoffnungen auf die sozialistische DDR. Infolge der von der Wiege an unglücklichen Kindheit „flieht die Heranwachsende [...] in die Arme von Vater Staat und Mutter Partei“, ist über ihre Jugendjahre in einem Nachruf auf die 2013 gestorbene Schriftstellerin zu lesen.² Ihr Leben lang versuchte sie diese Erfahrung zu verarbeiten, u.a. in drei autobiografischen Romanen: *Die Eisheiligen* (1979), *Vogel federlos* (1982) und *Im Schwanenhals* (2013), doch es grenzte an das Unmögliche, die puzzelartigen Episoden in ein Ganzes zu vereinen. Die Werke schrieb sie, der journalistischen Arbeitsweise gemäß, unter Berücksichtigung eigener Erinnerungen und Gespräche mit Verwandten der Adoptiveltern sowie von Recherchen auf den Standesämtern in Berlin und Dessau, doch das Gefühl, nirgendwo richtig verwurzelt und willkommen zu sein, schien sie immer zu begleiten. Der Autorin ist es nämlich nicht gelungen, die Wissenslücken über ihre leibliche Familie zu füllen. Ist es heutzutage für einen Außenstehenden möglich, das Fehlende aufzuspüren? Dieser Beitrag will die Ergebnisse einer nachgetragenen Spurensuche präsentieren und das in den Romanen Dargestellte mit Verifizierbarem (Dokumente, Korrespondenz) vergleichen. Die Recherchen wurden im Deutschen Literaturarchiv in Marbach, im Staatsarchiv in Szczecin und in der Książnica Pomorska durchgeführt.

Die Familien von Helga M. Novak im Lichte ihrer autobiografischen Romane und Dokumente

Helga M. Novak kam am 8. September 1935 „zehn drei Viertel Uhr“ vormittags in Berlin-Köpenick als Helga Maria Schmidt zur Welt. Aus der Geburtsurkunde geht hervor, dass die Geburt von ihrer Großmutter, der in Stettin Hohenzollernstraße 57 lebenden Witwe Magdalene Schmidt angezeigt wurde. Die Mutter des Kindes war Magdalena Ida Maria Schmidt – eine unverehelichte technische Lehrerin. Der Vater wurde nicht genannt.³

² Konstantin Ulmer, Ungebunden, ungehorsam, ungezügelt. Zum Leben und Werk der Dichterin Helga M. Novak, <http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/180114/ungebunden-ungehorsam-ungezuegelt-zum-leben-und-werk-der-dichterin-helga-m-novak> [8.5.2017].

³ Vgl. die Geburtsurkunde von Helga M. Novak, Nr. 692, ausgestellt vom Standesbeamten Voigtland am 9.9.1935. Das Dokument wurde der Verfasserin freundlicherweise von Rita Jorek zugeschickt, die es erst nach dem Tod der Schriftstellerin erhalten hat. Dem Vermerk unter der Urkunde ist zu entnehmen, dass Magdalena

A. Nr. 692.
Berlin Köpenick, am 9. September 1935.

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Persönlichkeit nach Henry Gustav Ludwig Hoffmann

geb. Helene Margarete Schmidt, ihren Lebens

wohnhaft in Stettin, Gefangenzellenstraße 57

und zeigte an, daß bei der geborenen Helene Margarete Schmidt

wohnhaft in Stettin, Gefangenzellenstraße 57

zu Berlin Köpenick, Antonienstraße 34

am 9. September des Jahres tausend neunhundert

um zehn Uhr ein Mädchen geboren worden sei und daß das Kind Helene Margarete

erhalten habe. Wen Angehörige mit Klärung des Sachverhalts

Magdalena Schmidt unterzeichnet hat.

Vorgelesen, genehmigt und Magdalena Schmidt.

Der Standesbeamte.
W. Vogland

Mädchen
geboren am 15.3.1904
Stettin

Kind geb. am 28.7.1935
St. A. Friedrichs-Rasse
Nr. 16.14/1935

A. Eheschl. am 4.11.1917
St. A. Berlin-Köpenick
Nr. 551/bv

Nr. 692
Berlin-Köpenick,
am 8. Juli 1948.
Das untenbezeichnete
Kind ist von
Hrn. Gustav, künft.
männlicher Angefallener
Karl, geb. Nowak
und Helene, Frau,
Klara Nowak, geborene
von Felber, durch
Vertrag vom 20. Januar
1939 adoptiert, an
Kindes Statt angenommen,
wie ersichtl. aus
Vertrag vom 20. Januar
1939 adoptiert, an
Kindes Statt angenommen,
wie ersichtl. aus
Vertrag vom 25.
Januar 1948 adoptiert,
wie ersichtl. aus
Adoptionsvertrag
bei Berlin - 5 E. N. 22-
bestätigt. Zu dem Vertrag
ist bestimmt, daß das
Kind mit dem Familien-
namen „Nowak“
zuführen soll.
Aufschiebung der
Adoption:
30. September 1925;
Standesamt Berlin -
Köpenick, Nr. 328/1925.
Der Standesbeamte
zu Vorkündigung:
E. G. Schmidt.

Geburtsurkunde von Helga M. Novak, ausgestellt am 9.9.1935 in Berlin Köpenick. Mit Vermerk über die Adoption durch das Ehepaar Karl und Charlotte Nowak gemäß dem Adoptionsvertrag vom 20.1.1939.

Das Leben der Neugeborenen begann also unter für die 1930er Jahre ungünstigen Umständen – quasi eine Art Prophezeiung für die späteren Jahrzehnte. Am Rande der Geburtsurkunde befindet sich ein Vermerk:

[Helga Maria] ist von den Eheleuten, kaufmännischer Angestellter Karl, Eduard Nowak und Charlotte, Ida, Klara Nowak, geborenen Teltow, durch Vertrag vom 20. Januar 1939 gemeinschaftlich an Kindes Statt angenommen worden. Der Vertrag wurde durch den seit dem 25. Januar 1940 rechtskräftigen Beschluß des Amtsgerichts Rüdersdorf bei Berlin – 5.X.N.82. – bestätigt. In dem Vertrag ist bestimmt, daß das Kind nur den Familiennamen „Nowak“ führen soll.⁴

Am Ende wird noch das Datum der Eheschließung der Wahleltern angeführt. Über den Zeitraum vom September 1935 bis zum Januar 1939 ist vom Leben des Kindes nichts bekannt und man darf annehmen, dass es eines der vielen von Betreuerinnen und Krankenschwestern gepflegten Heimkinder war, denen staatliche Fürsorge die familiäre Wärme kaum zu ersetzen vermochte.

Informationen über die Adoptiveltern kommen in *Die Eisheiligen* vor. Die Titelbezeichnung reicht aus, um die Atmosphäre dieses Hauses wiederzugeben. Dabei bedient sich die Autorin des Verfremdungseffektes und verändert die Vornamen mancher Mitglieder der Adoptivfamilie. Unter anderem die Tatsache, dass authentische und erfundene Vornamen nebeneinander stehen, verweist darauf, dass die Werke keinen rein dokumentarischen Bericht darstellen, sondern einen Autobiografisches literarisch verarbeitenden Roman.⁵ Die im Roman benutzten Namensformen enthalten eine Anspielung auf Charaktereigenschaften der jeweiligen Figur:

Concordia, Onkel Egon, Karl und Kaltiesophie sind alle noch im vorigen Jahrhundert geboren. Concordia ist zwei Jahre älter als Onkel Egon und zwölf Jahre älter als Karl. Karl ist vier Jahre älter als Kaltiesophie.

Concordia und Karl [...] sind in Berlin am Cöllnischen Ufer groß geworden. [...] Ihre Eltern sind als Saisonarbeiter aus Polen gekommen und blieben. Der Vater arbeitete als königlicher Kutscher, die Mutter konnte kein Wort Deutsch. Sie stammten aus Wolomin.⁶

Als Kaltiesophie, nach ihrem Geburtsdatum am 15. Mai die letzte der sog. Eisheiligen, wird „Charlotte, Ida, Klara Nowak, geborene Teltow“ bezeichnet. Die „Kältemetaphorik“⁷ ist auf deren preußischen Erziehungsstil mit militärischer Strenge und befehlshaberischen

Ida Maria Schmidt Jahrgang 1904 war; ihre Geburtsurkunde wurde unter der Nr. 1503/1904 im Standesamt Stettin I ausgestellt. Im Deutschen Literaturarchiv in Marbach befindet sich eine verkürzte Abschrift der Geburtsurkunde von Helga M. Novak, ausgestellt in Berlin (DDR) 19.1.1987.

⁴ Geburtsurkunde von Helga M. Novak, Nr. 692.

⁵ Vgl. Madeleine Salzmann, *Die Kommunikationsstruktur der Autobiographie*. Mit kommunikationsorientierten Analysen der Autobiographien von Max Frisch, Helga M. Novak und Elias Canetti. Frankfurt am Main 1988, [Zürcher Germanistische Studien], S. 95–144, hier S. 102. Verfremdet wurden ebenfalls die Vornamen der isländischen Lebenspartnerin in *Im Schwanenbals*, aus Eysteinn wurde Steinar, aus Thór – Örn. Die wahren Namen sind zu finden: u.a. in der Biografie in: Helga M. Novak zum Gedächtnis, Frankfurt am Main 2013, S. 113–118.

⁶ Helga M. Novak, *Die Eisheiligen*, Berlin 1989, S. 20–21.

⁷ Salzmann, *Die Kommunikationsstruktur der Autobiographie*, S. 110.

Manieren zurückzuführen. Bereits die ersten Seiten des Romans bringen das Bild einer Frau mit Doppelnatur: einerseits – den Schein wahrend – fürsorglich (dafür sprechen die schönen Kleider der Adoptivtochter und selbst gehäkelte Kleider für deren Puppe), andererseits – gewalttätig und herrschsüchtig (Drill, Schikanen am Tisch und ständige Ermahnungen statt liebevoller Erziehung). Bei dem Adoptivvater, der die Wutausbrüche seiner Frau zu mildern versucht, wird der wahre Vorname beibehalten. Seine Schwester, in Wirklichkeit Hedwig,⁸ wird zu Concordia und, der Bedeutung dieses Namens entsprechend, verbreitet sie Eintracht und Harmonie – wie die römische Göttin. Sie wird allmählich zu der wichtigsten weiblichen Bezugsperson in der Familie, in der es Geheimnisse und Kommunikationsdefizite gibt. Im Wortschwall der aufgebracht Kaltiesophie und in Concordias Unterlagen existiert ein der Obhut der ersteren anvertrautes Mädchen namens Christa,⁹ in der Kriegszeit, nach der Evakuierung hört die Ich-Erzählerin ein Gespräch der Nachbarinnen, die sie als angenommenes Kind bezeichnen.¹⁰ Sie ahnt lange nicht, dass Kaltiesophie Geschwister hat, die Tanten Grete und Katharina, den Onkel Max.¹¹ Den Kontakt zu Katharina meidet die Adoptivmutter seit zehn Jahren, aber der Figur der Tante kommt dann eine wichtige Rolle zu: Sie klärt das heranwachsende Mädchen über die Vergangenheit von Kaltiesophie auf, über das autoritäre Elternhaus, die erste Liebe sowie die ungeplante und abgebrochene Schwangerschaft.¹² Diese Erlebnisse hätten aus ihr eine verbitterte und nie richtig glückliche Frau gemacht, als wären bei ihr alle wärmeren Gefühle abgestorben und als sollte das Familienleben nur noch einen Schein von Normalität erwecken. In einem ihrer Monologe bemitleidet sie ihr Schicksal:

Wozu geheiratet, wofür bestraft, die ganze Ehe, für was, die Göre hätte ich mir auch sparen können, besteht nur aus Frechheiten, will aber trotzdem essen. Andersrum wäre ich weiter als Verkäuferin gegangen und hätte für mich selber gesorgt, wäre ich besser mit gefahren, aber so, mit dem Mann habe ich mir nur was aufgehast und mit dem Kind erst recht. Aber er wollte ja unbedingt, es mußte ja unbedingt ein Kind ins Haus, er hat ja unbedingt junges Blut um sich haben wollen, was Hübsches, Lustiges, was zum Lachen, was zur Freude seines Herzens, herzkrank ist er, und das Kind ist auch mißraten, von Freude keine Spur. [...] Dabei hätte ich schon einen Jungen haben können, glatt dreißig Jahre alt. Ich hätte jemand haben können, der für mich sorgt, aber das Schicksal ist dazwischengefahren, hat es mir nicht gegönnt.¹³

Diese Frau hat die mit der ersten Liebeserfahrung verbundenen Traumata anscheinend nie überwunden, was ihre Unfähigkeit zu lieben zwar nachvollziehbar, doch die von ihr angenommenen Pflögetöchter Christa und die Ich-Erzählerin unglücklich macht. Die erste hatte eine Halskrankheit, konnte/wollte nicht schlucken¹⁴ und wurde schließlich Opfer der tyrannischen

⁸ Concordias Ehemann, Onkel Egon, hieß in Wirklichkeit Nikolaus. Vgl. u.a. den Brief der Tante Hedwig Esper an Helga M. Novak vom 15.10.1965. DLA Marbach, A:Novak [Briefe / Erbschaft 1972, 73, Briefe die Adoptiveltern betreffend].

⁹ Vgl. Novak, Die Eisheiligen, S. 10, 136–137, 144–145.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 72.

¹¹ Vgl. ebd., S. 111.

¹² Vgl. ebd., S. 194–195.

¹³ Ebd., S. 133.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 165.

Erziehungsmethoden der Pflegemutter; die zweite kennt aus ihrem Alltag Beschimpfungen, dressurähnliche Erziehungsmaßnahmen und Prügel.

1946, im Alter von 11 Jahren, entdeckt die Ich-Erzählerin die Wahrheit über ihre Herkunft:

In dem Schnellhefter befanden sich Urkunden und Dokumente; auf dem Deckel stand einmal mein Name und zum anderen das Wort Ahnenpaß. Ich vertiefte mich in die Papiere und wurde überflutet von nie gelesenen und unverständlichen Wörtern. Ich begriff nur, daß ich adoptiert worden bin, daß meine richtige Mutter auf alle Rechte verzichtet hatte, daß sie nicht verheiratet gewesen ist und mein richtiger Vater seit neun Jahren tot war, Freitod.¹⁵

Die Entdeckung, dass seine leiblichen Eltern es weggegeben haben, scheint auf das Mädchen keinen besonderen Eindruck zu machen, wird es aber in Zukunft immer mehr beschäftigen. Der Umstand, ein angenommenes Kind zu sein, wird nämlich von Kaltetosophie als Möglichkeit genutzt, es zu erpressen und ihm mit der Rückkehr ins Heim zu drohen.¹⁶ Für die kleine „Diebin“, „gotteslästerliche Teufelsbrut“ und das „Mistvieh“ soll diese Drohung eine Erziehungsmaßnahme sein, doch das Resultat ist nur ein missglückter Vergiftungsversuch. Um die graue Wirklichkeit zu verschönern, erzählt die Jugendliche fremden Menschen erfundene, von Literatur inspirierte Geschichten über ihre imaginierten leiblichen Verwandten,¹⁷ andererseits entwickelt sie Minderwertigkeitsgefühle und bezeichnet sich selbst als böse, hinterlistig, undankbar, besessen, verrückt, wahnsinnig, „weil ich im Heim nämlich elend zugrundegegangen wäre, weil meine Mutter mich beizeiten weggegeben hat, weil sie schon ahnte, daß ich schlecht bin und ein Teufelsbraten [...]“.¹⁸

Bei einem Spaziergang durch die Stadt zeigt Kaltetosophie dem Mädchen das Geburtshaus in Köpenick, ein Heim für unverheiratete Mütter, die eine Verzichtserklärung unterschrieben und vierzehn Tage nach der Entbindung die Einrichtung verlassen haben.¹⁹ Der Spaziergang aus der Jugendzeit muss sich in die Erinnerung von Helga M. Novak tief eingepägt haben. Im Januar 2011 lädt sie ihre Freundin Rita Jorek in einem Brief dazu ein, gemeinsam durch Köpenick zu gehen, da sie ihr das Wohnviertel und das (Waisen-) Geburtshaus zeigen möchte.²⁰ Im Roman *Die Eisheiligen* unternimmt die Protagonistin noch eine Fahrt nach Köpenick, mit einem Freund will sie das Kinderheim besuchen und nach der leiblichen Mutter fragen. Eine Angestellte findet ihre Geburtsurkunde, darf aber die Adresse der Frau, die auf alle Rechte an dem Kind und auf den eventuellen Kontakt verzichtet hat, nicht vermitteln. Dieser Besuch wird aus einem anderen Grund zum Wendepunkt im Leben der Jugendlichen – sie beklagt sich erstmals vor einer öffentlichen Person über ihre Situation in der Adoptivfamilie und bekommt den Hinweis, sich an das

¹⁵ Ebd., S. 122. Auch S. 167: Seit der Entdeckung der Wahrheit über die Adoption lebte die richtige Mutter „im Buffet, hinten links unten [...], im Ahnenpaß enthalten.“ Auf S. 184, 197 finden sich die Vorstellungen vom leiblichen Vater.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 154–155.

¹⁷ Vgl. ebd., 168–169.

¹⁸ Ebd., S. 185.

¹⁹ Vgl. ebd., S. 196–197.

²⁰ Vgl. u.a. Brief von Helga M. Novak an Rita Jorek, datiert Erkner, 13.1.2011. DLA Marbach, A.:Novak.

Jugendamt zu wenden.²¹ Der erste Teil der Biografie umfasst die Jahre der Kindheit vor dem und im Zweiten Weltkrieg sowie die Erfahrungen der frühen Nachkriegszeit, so die Gründung der DDR und die Etablierung einer neuen politischen Ordnung. Dem zu Hause terrorisierten Mädchen bietet dieses System ersehnte Freiräume: eine Flucht vor den Einschränkungen und die Möglichkeit des weiteren Schulbesuchs. Das blaue FDJ-Hemd wird zum Symbol des Bruchs mit der Familie, da beim Anblick dieses Kleidungsstückes der Vater mit einem Wutanfall reagiert:

Und du wagst es, in diesem Hause, hier vor meinen Augen in einem FDJ-Hemd aufzukreuzen? Karl schlug mich mit der Faust ins Gesicht und schlug und schlug. Gerade er hatte mich früher nie geschlagen. Jetzt schrie er dauernd Kommunistenschwein, und als mit das Blut aus der Nase aufs Hemd tropfte, lachte er und rief: Da siehst du, Rot steht dir besser als Blau.²²

Während die Schläge der Mutter aus deren Neigung zur Gewalt resultierten, sind die des Vaters ein Beweis für seine Machtlosigkeit, da er nicht begreifen will, dass er seinen Einfluss auf die Tochter verliert. Das Bekenntnis zu den Kommunisten betrachtet er als einen Verrat an seinem Wertsystem und er ist mit dieser Denkweise nicht allein: Die kommunistischen Ideale, die sich nach Jahrzehnten als pure Illusion erweisen werden, verführen viele Jugendliche, die sich als Weltveränderer sehen möchten und sich dessen nicht bewusst sind, dass alle Diktaturen gern die junge Generation als Ziel der Beeinflussung und Manipulation wählen. Die Ich-Erzählerin meldet sich im Sommer zu einem FDJ-Lehrgang und stellt unter Berufung auf das Jugendförderungsgesetz einen Antrag auf eine Oberschule mit Internat. Sie stürzt sich voller Enthusiasmus in die neue Wirklichkeit und will deren Schattenseiten nicht wahrhaben. In Gesprächen mit Parteifunktionären und angeblichen Vertretern der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft wird sie nach der politischen Haltung der Eltern und deren Kontakten nach West-Berlin ausgefragt, weil der „anerzogene Klassenstandpunkt“ der Jugendlichen überprüft werden soll. Sie merkt nicht, dass dabei ihre Naivität und Gutgläubigkeit ausgenutzt wird, doch sie sieht, dass ihren Aussagen andere Bedeutungen zugeschrieben werden, als sie ihnen beimisst, und fühlt sich „betrogen irgendwie“²³. Die mangelnde Lebenserfahrung lässt sie diese Anzeichen der Manipulation nicht richtig deuten.

Der Abschied von der Adoptivfamilie ist kühl: Die Eltern werden in einem Brief von den Zukunftsplänen benachrichtigt, Kaltiesophie kommt zu Besuch, um ihren Koffer zurückzuverlangen und den Entzug jeglicher finanzieller Unterstützung zu verkünden:

²¹ Vgl. Novak, *Die Eisheiligen*, S. 216–218. Die in dem Gespräch genannten Angaben über die Adoptivmutter stimmen nicht ganz mit der Wahrheit überein. Als Geburtstag der Kaltiesophie wird – dem Vornamen entsprechend – der 15. Mai genannt, während Charlotte Ida Clara Nowak am 9.5.1895 geboren wurde. Vgl. Vermerk auf der in Berlin (DDR) ausgestellten Abschrift der Geburtsurkunde von Helga M. Novak vom 19.1.1987, hier wird der dritte Vorname der Frau mit C geschrieben. DLA Marbach, A:Novak [Briefe / Erbschaft 1972, 73, Briefe die Adoptiveltern betreffend]. Unter Berücksichtigung des Geburtsjahres 1895 und der bereits zitierten Angaben über den Altersunterschied zwischen den Mitgliedern der Adoptivfamilie lässt sich errechnen, dass Kaltiesophie bei der Adoption 46, Karl 50 und Concordia 62 Jahre alt waren. Sie vertraten somit eine Generation, die gewöhnlich bereits ältere Kinder hat, doch der Altersabstand zwischen Eltern und Kind entsprach den damaligen Adoptionsvorschriften.

²² Novak, *Die Eisheiligen*, S. 219.

²³ Ebd., S. 237.

Geht mich nichts mehr an, du stehst ja nun auf deinen eigenen Füßen. Wir haben beschlossen, dich ziehen zu lassen, wohin du willst. Aber von uns kriegst du keinen Pfennig mehr, und wenn du auf dem Zahnfleisch gehst.²⁴

Die Zukunft wird zeigen, dass diese Worte keine leere Drohung sind. Als die Protagonistin als werdende Mutter den nötigsten Hausrat mit Hilfe von Freunden und einigen Verwandten sammelt, fährt Tante Concordia zu den Ziehltern und bittet diese um ein Kopfkissen, doch sie lehnen jegliche Unterstützung ab.²⁵ Am Ende des dritten Bandes der Autobiografie wird der Tod der Adoptiveltern erwähnt.²⁶ Was für Konsequenzen sich aus diesem Umstand ergaben, ist in den Unterlagen im Nachlass der Autorin im DLA Marbach nachzulesen, v.a. in der Korrespondenz des Juristen Bawiedemann mit Dr. Wicher, einem Rechtsanwalt am Oberlandesgericht, in Sachen Erbschaft aus dem Jahre 1973: „Durch Erbvertrag vom 30.6.64 haben sich die Eheleute Nowak gegenseitig zum Alleinerben angesetzt“, so dass die Adoptivtochter keine Erbin, nur Pflichtteilberechtigte ist und als solche „ein Viertel des Wertes des Nachlasses beanspruchen kann“²⁷. Mit der Ablösung von der Adoptivfamilie endete die unglückliche Kindheit, doch zugleich ging der Dichterin auch ein Teil der Erinnerungen verloren. Aus dem Briefverkehr mit dem Bayerischen Roten Kreuz von 1972 geht hervor, dass Helga M. Novak die persönlichen Erinnerungsstücke aus dem Nachlass der Nowaks nicht bekommen konnte, da „Fotografien und persönliche Schreiben aus Pietätsgründen [...] vernichtet wurden, so daß nur noch Urkunden und sonstige amtliche Papiere vorhanden sind.“²⁸

Die Eisheiligen schließen mit einem persönlichen Neubeginn ab. Am 16. Geburtstag zieht die Ich-Erzählerin in die Landesoberschule mit Internat in Waldsiedersdorf bei Buckow in der Märkischen Schweiz. Die letzten Sätze des Romans sind eine Kurzbeschreibung der Einrichtung: ein eingezäuntes Stück Wald, eine hohe weiße Mauer mit einzementierten Glasscherben. In *Vogel federlos* wird präzisiert: Die zwei Meter hohe Mauer wird doch nicht von Glasscherben, sondern von geschmiedetem, entrostetem Eisen, einer Reihe von Spießen, Speeren und Lanzen, gekrönt. Dass die Verzierung nicht gerade mit Freiheit assoziiert werden kann, ahnt die Jugendliche noch nicht. Erzählt werden die privaten Erlebnisse und politischen Ereignisse der Jahre 1951–1954, also die Zeit der Aufbaueuphorie und der ersten Enttäuschungen. Der um die Adoptivfamilie gebaute Handlungsstrang tritt in den Hintergrund, doch die Frage nach der eigenen Herkunft bleibt weiterhin wichtig. In der als Kaderschmiede geltenden Schule wird die Protagonistin mehrfach nach ihrer Familiensituation gefragt,²⁹ sie will mit Karl und Katesophie nichts mehr zu tun haben und verbietet Tante Concordia, mit der sie

²⁴ Ebd., S. 232.

²⁵ Vgl. Novak, *Im Schwanenhals*, Frankfurt am Main 2013, S. 176–177.

²⁶ Vgl. ebd., S. 320.

²⁷ Brief des Juristen Bawiedemann an Dr. Wicher vom 16.3.73. Im Brief befinden sich genaue Abrechnungen betr. Nachlass und Nachlassverbindlichkeiten, beigeheftete Kopien der Sparbücher und Bestätigungen von der Kreissparkasse Nürnberg sowie Briefe an das Bayerische Rote Kreuz, welches den Nachlass Charlotte Ida Nowak laut Testament vom 14.3.1972 angenommen hat. In dieser Korrespondenz werden folgende Sterbedaten genannt: Adoptivvater 6.4.1971, Adoptivmutter 19.8.1972. Vgl. DLA Marbach, A:Novak [Briefe / Erbschaft 1972, 73, Briefe die Adoptiveltern betreffend].

²⁸ Brief des Bayerischen Roten Kreuzes an Rechtsanwalt Dr. Wicher vom 12.10.72. Ebd.

²⁹ Vgl. Helga M. Novak, *Vogel federlos*, Darmstadt 1984, S. 9–10, 136–137.

im steten Kontakt bleibt, diese über ihr Leben zu informieren: „[G]ib ihnen gar nicht erst meine Adresse. Die sind für mich gestorben.“³⁰ Der sozialistische Staat soll zur Ersatz- und Wahlfamilie werden, wovon Passagen aus dem Roman³¹ und den Briefen der Autorin an die Freundin Rita Jorek zeugen:

Aber mittels DDR einen deutschen Staat aufzubauen, in dem nie wieder solche Verbrechen vorkommen würden/könnten, wie wir sie im Krieg, im Faschismus und in der Menschenvernichtung in den Lagern vollbracht hatten, das war seit der frühen Nachkriegszeit mein ernstes, vorrangiges, ja geradezu fanatisches Interesse, – so furchtbar und unheilbar intensiv habe ich mich schon als Zehnjährige geschämt, eine Deutsche zu sein. Ich [...] wollte nur alles anders und besser machen. Es war meine Vorstellung von Wiedergutmachung, ein vollkommen neues, moralisch einwandfreies besseres Land aufzubauen, um wieder den Kopf hochzutragen, Selbstbewußtsein zu entwickeln, als gleichwertig anerkannt zu werden. (Bis heute ist uns Deutschen das nicht vergönnt.)³²

In dem letzten, von der 72-Jährigen geschriebenen Satz ist eine gewisse Enttäuschung sichtbar. Schon als Jugendliche hörte sie im Laufe der Jahre unglaublich klingende Nachrichten oder war Zeugin einiger bedenklicher Ereignisse, die einen Schatten auf ihre idealisierten Vorstellungen warfen (u.a. der in Titos Rede erwähnte sowjetische Überfall auf Polen im September 1939, die unterlassene Hilfeleistung der Sowjets beim Warschauer Aufstand, die Kontrolle der Wortfreiheit im Internat, der Warenmangel im Gegensatz zum westlichen Angebot, Verhöre), doch damals wollte sie weiter die Welt verbessern und wurde gerade am Tag von Stalins Tod Kandidatin der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED). Die mit der Lehrzeit verbundene Mobilität nutzt sie, um ihren familiären Wurzeln nachzugehen. Während die Kenntnisse der Ich-Erzählerin über die eigenen Eltern in *Die Eisheiligen* nur aus dem einmal gesehenen Ahnenpass und dem Gespräch mit der Angestellten im Köpenicker Geburtshaus stammen, agiert sie in *Vogel federlos* zielbewusst: Auf der Suche nach der leiblichen Mutter wendet sie sich an das Rote Kreuz. Die Suchorganisation findet die Frau in einem kleinen Ort in Niedersachsen,³³ doch eine Fahrt in den westlichen Teil Deutschlands ist unmöglich.

Weiteres über die Suche nach der Mutter bringt der dritte Band der Autobiografie. Er setzt 1954 ein, als die Absolventin der Kaderschule Diplomjournalistin werden möchte, und endet mit Informationen über die 1980er und die frühen 1990er Jahre nach der Vereinigung Deutschlands. Eingegangen wird auf Privates und Politisches, insbesondere aus den 1960er Jahren, so auf die Bedingungen des Studiums in der DDR, die Bespitzelung der Studenten, die Enttäuschung über den vorher idealisierten Staat, die Exmatrikulation und die Flucht mit einem isländischen Freund nach Reykjavik, die Rückkehr in die DDR und die Arbeit in der Produktion, Liebesbeziehungen und die Geburt von Sohn und Tochter,³⁴ Wanderjahre und Reisen (Island, Ostberlin, Italien, Westdeutschland), die erneute Aufnahme des Studiums,

³⁰ Ebd., S. 22.

³¹ Vgl. ebd., S. 66–67.

³² Brief von Helga M. Novak an Rita Jorek, datiert Erkner 11.12.2007. DLA Marbach, A:Novak.

³³ Vgl. Novak, *Vogel federlos*, S. 199.

³⁴ Im DLA Marbach befinden sich u.a. Kopien folgender Dokumente: Geburtsurkunde des Sohnes Sergej Alexander Nowak, Nr. 1614/1958 vom Standesamt Berlin-Friedrichshain; geb. am 28.7.1958, Namensänderung in Ragnar Alexander am 27.3.1961; Heiratsurkunde Nr. 551/1960 vom Standesamt Berlin-Köpenick, Ehemann: Gudmundur Thór Vigfusson; Gewährung der isländischen Staatsbürgerschaft; deutsche und polnische

die Freundschaft mit DDR-kritischen Autoren, Berufsverbot 1965 und Ausbürgerung 1966. In der Autobiografie werden die Umstände der Änderung des Nachnamens Ende der 1950er Jahre erwähnt: Der Behauptung, die Zieheltern seien gestorben, folgt die neue Schreibweise Novak.³⁵ Die junge Frau möchte ihr Leben selbst gestalten und das Gewesene abschütteln, doch es lässt sich nicht ganz streichen. Die schließlich zweifache Mutter scheint mit ihrer Rolle nicht gut zurechtzukommen, ihre Kinder bleiben in Island bei einem Ehepaar in Pflege, während sie selbst sich in das politische Geschehen stürzt und sich doch nach ihren Kindern sehnt. Ein Auslöser solcher Gedanken ist z.B. eine Baby-Klappe am Eingang einer Kirche in Italien, da versucht die Ich-Erzählerin sogar, sich ihre eigene Säuglingszeit vorzustellen.³⁶ Der Wunsch, die leibliche Mutter kennenzulernen, geht erst in den 1980er Jahren in Erfüllung, die kühle Distanz bei diesem Treffen bringt der Tochter aber hauptsächlich Enttäuschung. Dem Besuch bei der in Nienburg wohnenden Frau Giese wird ca. eine Seite von *Im Schwanenhals* gewidmet.³⁷ Genaueres ist dem dort erwähnten Brief des Pfarrers Detlef Preuschoff vom Januar/Februar 1981 zu entnehmen. Er berichtet der Schriftstellerin über den Verlauf seines Treffens mit Frau Giese: Er habe sich als Vermittler angeboten und der Mutter erklärt, dass die Tochter nur den Spuren ihrer Vergangenheit nachgehen und die Wahrheit über den Vater erfahren möchte. Die Mutter schien durch die Tochter verunsichert zu sein, wünschte sich keine Veränderungen in ihrer bürgerlich-konservativ-beschaulichen Welt und keine Gespräche über ihr Leben. Sie gestand schließlich, dass deren Vater damals gestorben sei und sie über das Weggeben der kleinen Helga dadurch hinweggekommen sei, dass ihr künftiger Mann eigene Kinder gewollt und die Oberin des Heimes in Köpenick die Adoptivfamilie als gute Menschen empfohlen habe.³⁸ Der Pfarrer erzählte dann über die Erfahrungen der Tochter mit den Adoptiveltern und deren Beschreibung in *Die Eisheiligen* und beteuerte, dass sie nicht Schuld aufrechnen, sondern ein Gespräch suchen wollte. Er wäre bereit, ein weiteres Treffen von Mutter und Tochter zu arrangieren, doch dazu kam es nie mehr.

Man darf annehmen, dass Helga M. Novak die mit der leiblichen Mutter verbundenen Plätze in Szczecin (Stettin) sehen wollte, aber es konnten keine eindeutigen Aussagen gefunden werden, was sie bei ihren Besuchen in dieser Stadt interessiert hat. In den Unterlagen des DLA in Marbach befinden sich zwei eindeutige Beweise für die Szczecin-Aufenthalte der Schriftstellerin. Außerdem darf man vermuten, dass die Stadt auf ihrer Transitstrecke von Berlin nach Legbåd lag, obwohl es sich nicht ausschließen lässt, dass der Weg aus Berlin auch über Gorzów Wielkopolski geführt hat.³⁹ Der erste belegte Besuch in Szczecin erfolgte am

Übersetzung der Scheidungsurkunde. DLA Marbach, A:Novak [Dokumente / Geburtsurkunde, isländische Staatsbürgerschaft etc.].

³⁵ Vgl. Novak, *Im Schwanenhals*, S. 165.

³⁶ Vgl. ebd., S. 252.

³⁷ Vgl. ebd., S. 320–321.

³⁸ Vgl. Brief von Pfarrer Detlef Preuschoff an Helga M. Novak, datiert Nienburg 31.1.1981, abgeschickt 1.2.1981. DLA Marbach, A:Novak [Briefe / Erbschaft 1972, 73, Briefe die Adoptiveltern betreffend]. Der Vergleich dieses Briefes mit der Passage aus *Im Schwanenhals* zeigt, dass im Buch wörtlich die Formulierungen des Geistlichen übernommen wurden.

³⁹ Den Weg über Gorzów Wielkopolski empfiehlt Helga M. Novak Rita Jorek, als sie für diese 1995 eine Reise nach Legbåd plant. Vgl. Brief an Rita Jorek, datiert Legbåd, 24.2.95. DLA Marbach, A:Novak.

13.11.1980, d.h. in der Zeit der „Solidarność“, als Helga M. Novak zum ersten Mal nach Polen fuhr. Sie übernachtete im Hotel „Piaśt“ (Plac Zwycięstwa 3, Zimmer 112). Auf der dritten Seite der Hotelkarte ist der etwas unkorrekt notierte Straßennamen Jedności-Narodów-Allee (damals Aleja Jedności Narodowej, heute Aleja Jana Pawła II) notiert, doch ohne Hinweis darauf, was die Schriftstellerin dort zu suchen plante. Diesem Szczecin-Aufenthalt muss vermutlich keine besondere Bedeutung zugeschrieben werden, anscheinend handelte es sich nur um eine Übernachtung auf der Durchreise nach Gdańsk und Tuchola.⁴⁰ Ein zweiter, gut vorbereiteter Besuch in Szczecin erfolgte im November 1998. Für die Reise vom 16. bis 21.11.1998 waren Verwandte des Lebensgefährten Stefan Glazer engagiert. In den Unterlagen befinden sich Karten mit Hoteladressen: Die Übernachtung war anscheinend im Hotel „Gryf“, ul. Wojska Polskiego geplant, dann wurde „Hotel ‚Yachtowy‘ nad Odry“ (in Wirklichkeit Hotel Restauracja „Yachtowa“, ul Lipowa 5, an der Oder), 20 Minuten vom Zentrum, gewählt. Über die Eindrücke von der Reise tauschen sich die Freundinnen Helga M. Novak und die sie begleitende Rita Jorek in ihren späteren Briefen vom März 1999 aus. Dass es sich bei diesem Aufenthalt zumindest teilweise um eine Spurensuche handelte, belegen Fotos, u.a. der Kirche in Jasienica, dem Herkunftsort des Vaters, und einer alten pommerschen Kirche (vielleicht in Niekłoczycza/Königsfelde) auf dem Heimweg von Szczecin.⁴¹ Infolge der Kriegshandlungen und Nachkriegsveränderungen in der Region war es aber unmöglich, Spuren der Familie des biologischen Vaters zu finden.

Die Suche nach dem leiblichen Vater wird zuerst in *Vogel federlos* geschildert. Kurz nach ihren Abschlussprüfungen in Buckow, im Spätfrühling 1954, fährt die Protagonistin über Dessau nach Leipzig. „Ich freute mich auf die Stadt [Dessau], in der mein Vater gelebt hatte: hier hat er geatmet, gezeichnet, entworfen, hier ist er spazierengegangen, hat Freunde gehabt, Kollegen, Geliebte.“⁴² Auf dem Friedhof möchte sie das Grab von 1937 finden, erfährt aber, dass die Urne zum Bruder des Verstorbenen nach Hamburg überführt wurde. Auf dem Standesamt gelingt es ihr, nähere Angaben zu erhalten: „Architekt und Baumeister, Freitod, Dessau Bahnhofstraße 7“⁴³. Sie merkt zugleich, dass an diesem Januartag 1937 unter derselben Adresse noch eine Frau gestorben war. Ein Besuch in der Bahnhofstraße bringt wenig, denn das Haus Nr. 7 ist nur eine Ruine, doch eine alte Nachbarin erinnert sich an das Blutbad und Gebrüll – ein Mann hat eine Frau, wahrscheinlich seine Geliebte, und noch eine weitere Frau aus der Umgebung, die zu Hilfe eilte, schließlich sich selbst erschossen. Jemand aus der nebenan liegenden Autowerkstatt erinnert sich an mehrere Details: Der Selbstmörder hat

⁴⁰ In den Akten befinden sich nämlich auch eine im Hotel Orbis-Monopol in Gdańsk (ul. Gorkiego, Zimmer 234) ausgestellte Rechnung für die Tage 14.-18.11.1980, mit der Korrektur, dass am 15. und 16.11. die Übernachtung nicht stattfand, sowie eine Zugfahrkarte aus und nach Gdańsk, datiert 16.11. und 17.11.80. Aus dem beigefügten Stadtplan von Tuchola, einer alten Karte des Deutschen Reiches – Großblatt 26: Bütow – Berendt – Bruß – Czersk und einigen ausgerissenen Buchseiten mit Informationen über Polen, polnische Küche und Gastronomielokale darf man schließen, dass die Schriftstellerin in einige um Gdańsk liegende Städtchen gefahren ist. Vgl. DLA Marbach, A:Novak [Polen / Materialien, Karten etc.].

⁴¹ Briefe an Rita Jorek: Postkarte mit Angaben betr. Hotel vom 31.10.1998; Fotos von der Reise im Brief vom 20.03.1999. DLA Marbach, A:Novak.

⁴² Novak, *Vogel federlos*, S. 262.

⁴³ Ebd., S. 267.

zuvor seine Geliebte bedroht, da sie ihn verlassen hat, er kam „[a]us dem Norden, von der pommerschen Küste“, „war eben ein unglücklicher Mensch, rasend vor Eifersucht [...]“⁴⁴. Inwiefern die in *Vogel federlos* geschilderte Befragung in Dessau den Tatsachen aus dem Leben der Schriftstellerin entspricht, bleibt ihr Geheimnis. Fakt ist aber, dass sie die Dessauer Spur später wieder aufnehmen wollte. Noch 1997 bat sie Rita Jorek um Kontakte zu möglichen Kollegen in Dessau, die sie „nochmal auf [den] leiblichen Vater ansetzen könnte. Alte Akten im Standesamt z.B., Friedhofsverwaltung, Archive alter Zeitungen (Januar 1937) usw. usf.“⁴⁵ Es ist sehr wahrscheinlich, dass die bereits erwähnte, 1998 unternommene Reise nach Szczecin und Jasienica eben den Spuren dieser Familie galt.

Obwohl es für jeden, der aus geordneten und liebevollen Familienverhältnissen kommt, schwer einzuschätzen ist, was ein Mensch mit so vielen Brüchen und Lücken in seiner Herkunft und Entwicklung wie Helga M. Novak fühlen mag, steht außer Zweifel, dass diese Erfahrungen lebensprägend sein müssen. Kompensierung der fehlenden Familiennähe in staatlichen Strukturen, Rückzüge, Fluchten vor Enttäuschungen und Bedrohungen, ständiger Kampf um Wahrheit, gewähltes Exil und fast ewige Wanderung (Island, Korčula in Jugoslawien, Wildnis in der Tucheler Heide), Suche nach dem richtigen Platz fürs Leben sind Folgen der früh erfahrenen Defizite. Die Einsamkeit als Heilmittel, ein beschränkter Freundeskreis waren Versuche, sich selbst zu finden. Die Ablehnung seitens der leiblichen und die eigene Abneigung gegenüber den Adoptiveltern werden auch in der Lyrik verarbeitet. Im Gedicht *Liebende Tochter* erinnert sich das lyrische Ich an „Befehle Ermahnungen / Direktiven Vorschriften“⁴⁶ der Zieh Mutter, in einem anderen sagt es: „Namenlos aufgetaucht ohne Vorfahren / lege ich mich nieder in märkischen Sand“⁴⁷. Die märkische Natur, Trösterin und Verbündete, ersetzt das, was die Menschen dem Kind verweigert haben.

Was hätte Helga M. Novak vielleicht gerne gewusst?

Ist es heutzutage noch möglich, die Informationen über ihre leiblichen Eltern zu finden, nach denen sich die Schriftstellerin so sehnte? Infolge der nach 1945 veränderten staatlichen Grenzen, des Bevölkerungsaustausches und v.a. des langen zeitlichen Abstands zum Zeitgeschehen kommt nur eine Archiv- und Bibliotheksrecherche in Frage.

Die Person des Vaters Otto Lünse, geb. 1900 in Jasenitz (heute Jasienica), wird wohl weiter ein Geheimnis bleiben. Das ehemalige Dorf, einer der ältesten Orte in der Nähe von Szczecin, wurde 1973 als ein Viertel in die Verwaltungsgrenzen der Stadt Police (einst Pölitz) eingeschlossen. Die geografische Lage wurde dem Dorf im Zweiten Weltkrieg zum Verhängnis. Dort wurde für Zwangsarbeiter das Lager Kreideberg Jasenitz gegründet, um in den Werken

⁴⁴ Ebd., S. 270.

⁴⁵ Brief von Helga M. Novak an Rita Jorek, datiert Legbađ, 18.10.1997. DLA Marbach, A:Novak.

⁴⁶ Helga M. Novak, *Liebende Tochter*, in: dies., *Gorgonenhaupt. Letzte Gedichte*, in: Helga M. Novak zum Gedächtnis, S. 7–42, hier S. 29.

⁴⁷ Helga M. Novak, *Namenlos aufgetaucht*, in: dies., *Märkische Feemorgana*, Frankfurt am Main 1989, S. 30. Vgl. dazu: Gert Loschütz, „Ich war anders verletzt ...“ Über Helga M. Novak, in: Helga M. Novak zum Gedächtnis, S. 81–101, bes. S. 86.

in Pölitz aus Reststoffen von Kreide synthetisches Benzin zu gewinnen. Die Benzinwerke wurden zum Objekt von Luftangriffen der Alliierten zunächst 1940, dann im Mai und Dezember 1944. Der Ort und die dortigen Archivbestände erlitten schwere Verluste, dazu kam später noch die Vernichtung der Dokumente seitens der deutschen Fabrik- und Lagerverwaltung. Infolgedessen verfügt die Gemeinde Police heute kaum noch über Unterlagen aus der deutschen Zeit. Von dem Standesamt Pölitz sind lediglich einzelne Sterberegister aus den Jahren 1874–1912 übriggeblieben, von den Geburtsregistern nur die Jahrgänge 1899 und 1901 vorhanden – das aus dem Geburtsjahr von Otto Lünse ging verloren. Auch die Kirchenbücher haben die Zeit nicht überstanden, im Staatlichen Archiv (Archiwum Państwowe) in Szczecin sind nur noch die aus früheren Jahrzehnten zugänglich. Jasenitz steht ebenfalls nicht auf der Liste der Sammelstelle für Kirchenbücher aus den nicht mehr existierenden evangelischen Gemeinden der Ostgebiete im Evangelischen Zentralarchiv Berlin (EZAB).

Der Name Lünse ist allerdings in Abhandlungen zur Geschichte des Ortes präsent und man darf wohl vermuten, dass damit die gesuchte Familie gemeint ist. Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgte die Teilung des Grundbesitzes in Jasenitz. Den Schlossteil „nannte man Wenkendorfer Besitz, wo 1928 nur noch ein Restgut von 42-Hektar Land vorhanden war. Es gehörte der Familie Lünse.“⁴⁸ 1939 wurde die Gemeinde an den neuen Landkreis Ueckermünde (ursprünglich Randow) angeschlossen, die Siedlung wurde zu einem kleinen Industrie- und Handwerksort, in dem sich zwei Sägewerke und mehrere Tischlerbetriebe befanden.⁴⁹ Das Profil des Unternehmens der Lünse eröffnet gewisse Suchmöglichkeiten. Die Annahme vorausgesetzt, dass die Besitzer eines Sägewerkes Kundschaft gewinnen möchten, empfiehlt sich ein Blick in die Heimatbücher mit Anzeigenseiten. Im Jahre 1935 sind z.B. zwei von einem Lünse geführte Kleinunternehmen der Holzverarbeitung in Torgelow in Vorpommern zu finden: das Baugeschäft Hans Lünse, Maurer- und Zimmermeister, sowie Otto Lünse, Maurermeister, Dampfsägewerk/Nutzholz- und Bretterhandlung, Telefon 238.⁵⁰ Unter Berücksichtigung der Branche, der Nähe der Orte Jasenitz und Torgelow, der Popularität traditioneller Vornamen sowie der Tatsache, dass damals viele Familien kinderreich waren und nicht alle Nachkommen in ihrem Geburtsort bleiben konnten, ist es wahrscheinlich, dass die beiden Handwerker der gesuchten Familie Lünse aus Jasenitz angehören, allerdings kann nicht festgestellt werden, ob der genannte Otto Lünse mit Helga M. Novaks Vater identisch ist.⁵¹ Weitere Nachforschungen über ihn müssten nun in deutschen Archiven angestellt werden.

Über Helga M. Novaks leibliche Mutter konnten hingegen einige Dokumente gefunden werden. Die Register des Standesamtes Stettin sind im Staatlichen Archiv (Archiwum Państwowe) in Szczecin enthalten und liegen größtenteils in digitalisierter Fassung vor. Im Geburtsregister

⁴⁸ Kazimiera Kalita-Skwirzyńska, Jasienica, [Reihe czas przestrzeń tożsamość / Zeit, Raum, Identität, Bd. 1], Szczecin 2003, S. 35; es ist eine deutsch-polnische Ausgabe zur Geschichte des Ortes, poln. Text S. 38.

⁴⁹ Vgl. ebd., S. 37, poln. S. 40.

⁵⁰ Vgl. Vorwärts aus eigener Kraft. Kreis Ueckermünde. Das Heimatbuch des Kreises, hrsg. vom Kreis Ausschuss des Kreises Ueckermünde; Schriftleitung Edgar Badstübner, Magdeburg 1935, S. 192, 194.

⁵¹ Im Übrigen war der Nachname in Torgelow i. V. und Umgebung, u.a. Hintersee, schon vorher bekannt (z.B. Paul Franz Gustav Lünse 1877–1934) und ist weiterhin verbreitet. Personen, die ihn führen, leiten heute einen Blumenladen, eine Ingenieurgesellschaft für Gebäude und Elektrotechnik; ein gewisser Eginhard Lünse veröffentlichte 2014 das Buch *Durch die Ueckermünder Heide. Ein Beitrag zur altpommerschen Heimatgeschichte*.

von 1904 stehen unter dem Aktenzeichen 1503/1904 Angaben über die gesuchte Person und ihre Eltern. Magdalena Ida Maria Schmidt kam am 4. Juli 1904 in Stettin, um „ein halb ein Uhr nachmittags“ in der Wohnung ihres Vaters zur Welt. Die Eltern, beide evangelischen Glaubens, wohnhaft Stoltingstraße 27, waren der Lehrer Rudolf Wilhelm Karl Schmidt und Hanna Maria Magdalena, geborene Kasten.⁵² Der Vater wurde auf dem Standesamt auf Grund der Eheschließungsbescheinigung anerkannt, doch auf der Geburtsurkunde befinden sich keine Vermerke, die bei der Suche nach der Familie und den Vorfahren behilflich sein könnten. Die Überprüfung der Heiratsregister der Stettiner Standesämter von früheren Jahren war ergebnislos, die Ehe musste ja nicht in der Hauptstadt der Provinz geschlossen worden sein.

Helga M. Novaks Großvater mütterlicherseits, der Lehrer Rudolf Schmidt, wird in den Dokumenten erstmals 1904 erwähnt. Seine Anschrift Stoltingstraße 27 Eingang Sternbergstraße ist auch im Stettiner Adressbuch von 1904 zu finden, in Ausgaben aus vorangehenden Jahren gibt es keine Eintragungen über ihn. Die berufliche Laufbahn des Pädagogen und die nachfolgenden Adressen⁵³ seiner Wohnungen konnten dank den Stettiner Adressbüchern aus dem Zeitraum 1904–1943 ermittelt werden, da aber die Meldebücher im Archiv nicht vorhanden sind, kann über die Existenz möglicher Tanten und Onkel der Schriftstellerin keine Aussage getroffen werden. Die Familie war anscheinend bürgerlich, lebte in dem sich damals entwickelnden Stadtteil Mitte, meistens in der Nähe des Arbeitsplatzes des Familienoberhauptes:

Zeitraum	Adresse der Wohnung	Berufsbezeichnung, Schule und Adresse
1904– 1908/09	Stoltingstraße 27 Eingang Sternbergstraße	Lehrer: 23. Gemeindeschule/Knabenschule/ Stoltingsschule Stoltingstraße 29
1908/09–1911	Pestalozzistraße 18	Lehrer: 23. Gemeindeschule/Knabenschule/ Stoltingsschule Stoltingstraße 29
1911–1914	Torneyerstraße 18	Lehrer: 23. Gemeindeschule/Knabenschule/ Stoltingsschule Stoltingstraße 29
1915–1916	Pestalozzistraße 17 Eingang Torneyerstraße	Mittelschullehrer: Arndtschule Barnimstraße 6
1917–1934	Hohenzollernstraße 57 Eingang Friedenstraße	1917–1921 Oberrealschullehrer/Mittelschullehrer Bismarck-Oberrealschule Deutsche Straße 15 1922–1923 Mittelschullehrer Arndtschule Barnimstraße 6 1924–1930 Mittelschullehrer Arndt-Knabenschule Barnimstraße 6 (ab 1929: Nr. 7) 1931–1933/1934 (?) Konrektor Arndt-Knabenschule Barnimstraße 7
1934/1935–1943	Hohenzollernstraße 57 Eingang Friedenstraße	

⁵² Vgl. Geburtsurkunde Nr. 1503/1904, ausgestellt: Standesamt Stettin I, in den digitalisierten Beständen des Archiwum Państwowe (Staatsarchiv) in Szczecin: Geburts-Register (Neben-Register), Band IV, 1909, Bild/Seite 0069.

⁵³ Polnische Straßennamen: Stoltingstraße = ul. Królowej Jadwigi, Pestalozzistraße = ul. Bolesława Śmiałego, Torneyerstraße = ul. Stanisława Żółkiewskiego, Hohenzollernstraße = ul. Bolesława Krzywoustego.

Die alten Adressbücher sind Quelle zahlreicher Informationen, im ersten Teil werden die Namen der Einwohner aufgelistet, im zweiten die Straßennamen mit Hausnummern und Einwohnern, im vierten Behörden, Kirchen, Schulen und öffentliche Einrichtungen der Stadt. Die Laufbahn von Rudolf Schmidt konnte ermittelt werden, da von 1910 bis 1928 zu jeder Schule deren Rektor, Lehrkräfte und sogar Hausmeister im Adressbuch genannt wurden. 1904–1909 und ab 1929 wird der Eintrag nur auf den Rektor beschränkt. Daraus ergibt sich die Unmöglichkeit, die Schule zu finden, an der die technische Lehrerin Magdalena Ida Maria Schmidt, später Giese, gearbeitet haben könnte. Gerade als sie das erwerbsfähige Alter erreichte, verzichtete man auf die Auflistung des Lehrkörpers in Adressbüchern. In dem letzten Jahr mit vollständigen Angaben, 1928, wird ihr Name an keiner Schule erwähnt.

Die Großmutter von Helga M. Novak erscheint im Adressbuch erstmals 1934 bzw. 1935, als Witwe,⁵⁴ was bedeutet, dass ihr Mann in dem Zeitraum 1933–1934 gestorben sein musste. In der Geburtsurkunde der Schriftstellerin wird sie als eine Frau ohne Beruf identifiziert, als Gattin eines aufsteigenden Lehrers war sie wohl für den Haushalt zuständig. Die Witwe steht noch im Adressbuch von 1943, danach sind in Stettin keine mehr erschienen.

Der Schriftstellerin war nur ein Bruchteil der obigen Tatsachen und Vermutungen bekannt. Sie ließ ihre jugendliche Ich-Erzählerin in den autobiografischen Romanen schicke Geschichten über ihre Vorfahren erfinden. Die Recherche in Dokumenten und Unterlagen erlaubt keine Aussage über die Persönlichkeiten der unbekannteren Verwandten, sie ist nur ein Versuch, einige wenige von vielen Lücken zu schließen, die die Freigabe zur Adoption hinterlassen hat. Es wird dabei kein Anspruch auf Vollständigkeit der gefundenen Informationen erhoben. Selbst wenn Forscher in deutschen Archiven fehlende Angaben ergänzen könnten/würden, ließe sich Vergangenes weder wachrufen noch tilgen. Helga M. Novak bleibt eine Autorin, deren Werk frühe Verlust Erfahrung und ewige Identitätssuche kennzeichnen.

⁵⁴ Das Adressbuch von 1934 bringt widersprüchliche Angaben: im Einwohnerteil steht bereits die in der Hohenzollernstraße 57 wohnhafte Magdalene Schmidt, Witwe, im Straßen- und Hausnummern-Teil immer noch Rudolf Schmidt, Konrektor. In späteren Adressbüchern lautet ihr Vorname auch Magdalena.

Gdańsk 2017, Nr. 36

Claudia Vitale
(Florenz)

Helga M. Novaks Palermo

Dieser Beitrag betrifft Gedichte, die Helga M. Novak in den 1960er Jahren in Palermo verfasste: *Monreale*, *palermitanisches Lied*, *Palermo* sowie die Erzählung *Sizilianische Vesper in Briefen* und das Kapitel VII „Lebendfänger“ ihres Romans *Im Schwanenbals*. Expressionistisch beschreibt sie die schwierige Lage der Bewohner Palermos, insbesondere der Kinder, denen sie sich nahe fühlte. Die Stadt ist von Dekadenz, Armut und Not gekennzeichnet, in ihr herrschen die sizilianische Mafia und die Kirche. Novaks Italien ist kein Ort, der fasziniert bzw. durch das Prisma des „Südkomplexes“ deutscher Reisender wahrgenommen wird.

Schlüsselwörter: Italien in der deutschen Literatur, das Motiv des Kindes in der Literatur, Poesie, Exil und Literatur

Helga M. Novak's Palermo. The article refers to the works written by Helga M. Novak in Palermo in the 60s: the three poems *Monreale*, *palermitanisches Lied*, *Palermo*, the short story *Sizilianische Vesper in Briefen* and chapter VII „Lebendfänger“ of the novel *Im Schwanenbals*. The poet describes the inhuman conditions in which people live, especially children, who the poet feels close to. The city is characterized by poverty, decay, and privation. The Sicilian Mafia and the Church dominate. According to Novak's vision, Italy is not a charming place, known as „Südkomplex“, but it is the place of corruption and exploitation. Poetry becomes real human experience.

Keywords: Italy in German Literature, motif of the child in literature, poetry, exile and literature

Das Gedicht *Palermo* gehört zum Kapitel *unwirtliches Exil*, das Texte aus den Jahren 1961 bis 1967 versammelt und sich in der Ausgabe der *Gesammelten Gedichte* von Helga M. Novak befindet, die unter dem bezeichnenden Titel *solange noch Liebesbriefe eintreffen*¹ erschienen sind. Es handelt sich um Liebesbriefe, die voll Hoffnung in der Ferne geschrieben wurden: „solange ihr noch in Gedanken / nach meinem Verbleib fahndet / ist nicht alles verloren“². Das Exil, welches das ganze Leben Novaks kennzeichnete, wird als „unwirtliches“, d.h. als ungastlich, unbequem, rau bezeichnet. Die Heimatlosigkeit der Dichterin war nicht nur eine innere, sondern auch eine existenzielle: Sie wuchs als Adoptivkind auf, floh schon im November 1957 nach Island, ohne das Studium der Journalistik, Philosophie, Kunst- und Literaturwissenschaft abzuschließen, kehrte in die DDR zurück, arbeitete in einer Fabrik, durfte

¹ Helga M. Novak, *solange noch Liebesbriefe eintreffen*. Gesammelte Gedichte, hrsg. von Rita Jorek, Frankfurt am Main, 1999, S. 114. Ich danke Rita Jorek für ihre wichtige, großzügige Hilfe und ihre hilfreichen Informationen über Helga M. Novaks Leben und Werk.

² Ebd., S. 444.

ihr Studium in Leipzig wieder nicht beenden, heiratete einen Isländer und zog mit ihm auf die Insel.

1966, während ihres nächsten Aufenthaltes in der DDR, wurde sie ausgewiesen und die DDR-Staatsbürgerschaft wurde ihr aberkannt. Sie lebte in Frankfurt am Main, in Dalmatien, in Portugal, in Westberlin und dann in Polen, fuhr auch immer wieder nach Island. Andreas Reimann, ihr Dichterfreund aus jener kurzen Zeit, die ihr 1965 am Leipziger Literaturinstitut vergönnt war, verweist auf ihr Gedicht *keine Mutter nährte mich*, in dem es heißt: „Heimat und Landstrich längst verloren / ganz ohne Vater schon“³ und hebt die Irritation durch die deutliche Benennung der Heimatlosigkeit hervor, „die ihr immer wieder bewusst wird, sobald sie ihren Platz im einmaligen Leben besetzen will.“⁴ Die Elternlosigkeit hat ihr Fremdsein und ihre fast lebenslange Wanderschaft geprägt. Der Schriftsteller Jürgen Fuchs schrieb: „Ich kenne keinen, der so unterwegs ist und sich so sehr zurücksehnt. Der weggeht, um wiederzukommen, aber nicht auf den Knien.“⁵ Das Exil kennzeichnet also ihr ganzes Leben, wird auch zum Wahrzeichen ihrer Freiheit und Authentizität, ihrer ganzen poetischen, kreativen Existenz.

Das Kapitel *unwirtliches Exil* der *Gesammelten Gedichte* enthält 53 Texte, alle vom Thema des Exils geprägt. In dem ersten Gedicht, das der ganzen Sammlung den Titel gibt, schreibt Novak: „jetzt sitze ich ratlos im Exil / auf einem Haufen Eis auf einem Haufen Grude / auf einem Haufen Holz auf einem Haufen Glas / auf einem Haufen ausgedienter Säcke“⁶. Das letzte Gedicht mit dem Titel *ausgegangen* schließt die Sammlung mit dem folgenden Lapidarvers: „ich bin nicht mehr zu Hause“⁷. In dem Gedicht *von sehr großer Not* sind die Heimatlosigkeit und die Fremdheit so tief existenziell geworden, dass die Dichterin die Bilder Brot und Salz, Hauptsymbole des Exils bei Dante,⁸ benutzt: „seitdem beherbergt mich kein eigen Dach / die Sprache meiner Leute klingt fern / fremd Schulterzucken salzt das Brot“⁹. Das lyrische Ich ist heimatlos und immer unterwegs, aber stolz auf seine Freiheit, auf sein Fremdsein: sein Vaterland stinkt, aber die Dichterin hält sich die Nase zu und geht „weiter links“¹⁰. Das Ich ist wildfremd, weil die Wildnis, d.h. das Verwildertsein und die Verwilderung die einzigen Wege zur Authentizität und allein Heimat – oder Ersatz dafür – sein können.

Helga M. Novak lebte vom Herbst 1963 bis zum Frühling 1964 mit dem isländischen Maler und Dichter Dagur Sigurdarson in Palermo, worüber sie ausführlich in ihrem dritten autobiografischen Roman *Im Schwanenhals* (2013) schrieb. Das Motiv des Fangeisens mit dem Namen Schwanenhals tritt schon in dem Gedicht *Wild* auf, wie überhaupt in diesem ganzen Kapitel *unwirtliches Exil* vieles angelegt zu sein scheint, was später, vor allem in *Silvatica*,

³ Ebd., S. 454.

⁴ Andreas Reimann, Sehr fragmentare Andeutungen über Helga M. Novak, in: angezettelt – Informationsblatt des Sächsischen Literaturrates e.V., 4/2005, S. 7.

⁵ Vgl. Undine Materni, Prachtvoll kompliziert. Gedichte von Helga M. Novak: Liebe und Abwehr, in: Sächsische Zeitung, 9./10. September 2000.

⁶ Novak, unwirtliches Exil, in: dies., solange noch Liebesbriefe eintreffen, S. 109.

⁷ Novak, ausgegangen, in: ebd., S. 167.

⁸ Dante, Paradiso, canto XVII: „Tu proverai come sa di sale / lo pane altrui, e come è duro calle / lo scendere e 'l salir per l'altrui scale“ (vv. 58–60). Dante Alighieri, „La Divina Commedia“, hrsg. von Umberto Bosco u. Giovanni Reggio, Firenze, 1990, S. 288.

⁹ Novak, von sehr großer Not, in: dies., solange noch Liebesbriefe eintreffen, S. 159.

¹⁰ Novak, Nachtwache, in: ebd., S. 124.

ausgebaut wurde. Bereits 1971 entstand das experimentelle Prosastück *Sizilianische Vesper in Briefen* aus der Sammlung *Aufenthalt in einem irren Haus*. Zudem widmete Helga M. Novak drei Gedichte der Stadt auf Sizilien: *Monreale*, *palermitanisches Lied* und *Palermo*.

Vor allem in *Palermo*¹¹ erscheint die Dichterin als Mahnerin und Enthüllerin, d.h. als Außenseiterin, die dank des poetischen Wortes die Wahrheit aufdeckt:

Palermo

wo die Totenwagen vierspännig
unter fliehenden Wolken
– nackte Kinder bekreuzen sich hastig
ihre Spiele nicht unterbrechend –
durch hohläugige Viertel ziehen

spricht Andacht die Glühbirnen heilig
Plastikrosen umkränzen
in Mauernischen den Josef aus Wachs
einen mürben Säugling im Arm
blind strickt Maria auf dem Hof

hier jagt kein Christus die Wechsler
aus den Bankhäusern
um der rachitischen Kinder willen
noch zwischen Trog und Tränke
wird der Esel des Herrn erschlagen

Die Stadt ist für sie durch Tod, Stagnation und Dekadenz gekennzeichnet: „Die Totenwagen“, die „Plastikrosen“, der „mürbe Säugling“, die „rachitischen Kinder“, dies alles sind Bilder, die auf die Not, den Hunger und die Armut der Menschen in Palermo verweisen. In der ersten und letzten Strophe sind die armen Kinder in den Straßen diejenigen, welche die Dichterin beobachtet und denen sie sich nahe fühlt: in der ersten Strophe werden die Viertel, in denen sie wohnen, als „hohläugig“ beschrieben, was auch die Kinder einschließt, die hohläugig sind wegen des Hungers; in der dritten Strophe werden die Kinder noch einmal ausdrücklich als „rachitisch“ bezeichnet, als krank, denn sie sind arm.

Die Beschreibung der bitteren Armut Palermos findet sich auch in der Erzählung *Sizilianische Vesper in Briefen*. Palermo ist dort eine Stadt, die „achthunderttausend Einwohner und zweihunderttausend Arbeitslose“¹² hat. Viele Menschen scheinen im Elend zu leben, und die Dichterin betont die unmenschliche Lage, in welcher sie sich befinden. Der Titel *Sizilianische Vesper in Briefen* enthält ein Motiv des Aufbegehrens, denn er bezieht sich auf den „Sizilianische Vesper“ genannten Volksaufstand in Palermo gegen die französische Herrschaft am 30. März 1822, dessen noch immer zu Ostern gedacht wird und dem Giuseppe Verdi die Oper *I vespri siciliani* (1852–1855) widmete. Außerdem spielt der Titel auf das

¹¹ Novak, Palermo, in: ebd., S. 114.

¹² Helga M. Novak, *Sizilianische Vesper in Briefen*, in: dies., *Aufenthalt in einem irren Haus*. Gesammelte Prosa, Frankfurt am Main 1995, S. 147–164, hier S. 150.

sogenannte „Versperbrot“ an, d.h. auf das Brot, das die armen Bauern abends als Moment der Vereinigung und Gemeinschaft essen. Also auch in dem Prosastück sind die Armen, die letzten der Gesellschaft, die Protagonisten, an welche die Dichterin denkt. Die Kinder sind im Gedicht *Palermo* arm, rachitisch und schon als Babys „tot“: der Säugling ist „mürbe“, also wie verdorben. In der Erzählung liest man: „In Palermo gehen viele Kinder schon mit sechs Jahren zu einem Handwerker in die Lehre.“¹³ Die Protagonistin ist allein und lebt in den gleichen ärmlichen Verhältnissen. Auch sie leidet unter dem Hunger und der Armut der Stadt: „Ich verhungere“, „Ich habe Hunger“, „Ich habe sowieso kein Geld für Brot“¹⁴, lesen wir mehrmals in dem Prosastück.

Im siebten Kapitel des autobiografischen Romans *Im Schwanenhals* mit dem Titel „Lebendfänger“, erinnert sich Novak an Palermo und beschreibt wiederum Armut und Not, aber hier entdeckt sie auch etwas, was sie an ihr eigenes Leben erinnert:

Ohne Pause gelangten wir nach Palermo [...] Zwischen den Wohnplätzen Kinder, Kinder und nochmals Kinder. Ich dachte in diesen ersten Stunden Italien natürlich nicht darüber nach, ob dies ein besseres Leben sei, es war anders. Das war unendlich viel für mich, die ich nur die DDR und Island kannte. [...] Einmal fiel mir im Eingangstor [eines Klosters, C.V.] eine Klappe auf, die in die Türfüllung eingelassen ist [...] worin junge Mütter ihre heimlich entbundenen Babys ablegen könnten. [...] Plötzlich fühlte ich mich all diesen Babys geschwisterlich verbunden. Ich bin eines von euch, dachte ich, aber ich ging nicht mehr in jenes Kloster, um dort zu essen. Die weggegebenen Kinder waren Eigentum der Kirche geworden. Was war ich geworden? Eigentum meines Staates? Eigentum der DDR oder einer ihrer Institutionen?¹⁵

Den Kindern, die von ihren Müttern in das Babyfenster gelegt werden, fühlt sich die Dichterin verwandt, sie ist eines von ihnen, aber während die Kinder der Kirche gehören, d.h. einer Institution, denkt Novak daran, was sie geworden ist und wozu sie selbst gehört: „Diese eltern- und familienlosen Kinder [in der DDR, C.V.] gingen nach Schulabschluss nicht selten zur Armee. Viele von ihnen arbeiteten später beim Staatssicherheitsdienst.“¹⁶ Was der Leser fühlt, ist die tiefe Einsamkeit der Dichterin, die als uralt erscheint; eine Einsamkeit, die von der Schriftstellerin Silke Scheuermann als „erhaben und stolz zugleich“ definiert worden ist.¹⁷ Die Dichterin fühlt sich den armen Kindern nahe und verbunden, nicht nur weil sie selbst elternlos ist, sondern auch deshalb, weil sie unter Armut leidet und quasi betteln muss:

Während ich meine Erinnerungen an Palermo zusammenharke, stehen mir Briefe zur Verfügung, die ich damals aus Sizilien geschrieben habe. Vor mir liegen 120 Seiten, die ich abtippen ließ [...] Bei diesen Briefen, an meinen isländischen Mann gerichtet, handelt es sich um pure Bettelbriefe. Selbstverständlich berichte ich von meinem Alltag und von allerlei Begebenheiten aus Palermo. Doch vorherrschend flehe ich ihn um ein wenig Geld an und beschreibe ihm den Mangel, den ich leide.¹⁸

¹³ Ebd., S. 162.

¹⁴ Ebd., S. 152: „Ich denke immerzu an Dich. Du fehlst mir; ich kann ohne Dich nicht leben. Und wenn Du mir nicht sehr schnell etwas schickst, verhungere ich“; S. 158: „Ich habe Hunger, und das Aufstehen fällt mir von Tag zu Tag schwerer.“

¹⁵ Helga M. Novak, *Im Schwanenhals*, Frankfurt am Main, 2013, S. 247, 252–253.

¹⁶ Ebd., S. 253.

¹⁷ Vgl. Silke Scheuermann, „Kann nicht steigen nicht fallen“. Helga M. Novaks Liebesgedichte, in: Helga M. Novak, *Liebesgedichte*, hrsg. von Silke Scheuermann, Frankfurt am Main 2010, S. 135–153. Hier S. 139.

¹⁸ Novak, *Im Schwanenhals*, S. 270.

Weiter beschreibt Helga M. Novak ihren Hunger und ihre Not: „Aber ich hungerte mal wieder ekelhaft, dabei hungerten wir! Wir hungerten zu zweit. Ich bettelte Zigaretten vom Salzhändler, dem ärmsten Händler auf dem Markt [...] Die Sonne hat uns wieder durch und durch aufgewärmt. Der Hunger verlor an Schärfe.“¹⁹

In der ersten Strophe des Gedichts *Palermo* bekreuzigen sich die Kinder hastig, was auf die große Frömmigkeit in der Stadt Palermo verweist. Die Religion ist neben der Armut das zweite Hauptthema des Gedichts. Eine solche Religiosität steht im Kontrast zu dem unmenschlichen Leben der Leute und der Kinder insbesondere. In Palermo spielen die Religion und der Glauben eine zentrale Rolle: Im Gedicht erscheint ein „Josef aus Wachs“ (V.8) und Andacht spricht „die Glühbirnen heilig“ (V.6). Während der Prozession werden „alle Anhänger, Kruzifixe und Amulette [...] auf einem Umschlagtuch ausgebreitet“ und die Leute „warten auf ein Wunder“²⁰. Was Helga M. Novak beobachtet und beschreibt, ist ein Widersinn: einerseits ist da die blinde Religiosität der Leute („Maria strickt blind auf dem Hof“, V.10) und andererseits die Unmenschlichkeit ihres Lebens.

Die Auflösung dieses Paradoxons findet sich in der letzten Strophe des Gedichts, in welcher die Korruption der Stadt als die wahre Ursache der Armut und des Hungers erscheint. Die dritte Strophe beschreibt die Wechsler, die die Banken besitzen und von dem Gesetz geschützt sind. Die Schmährede Novaks gegen die Mafia und die Kirche in Palermo ist deutlich sichtbar. Sich auf das Neue Testament beziehend, spricht sie ganz direkt, „expressionistisch“²¹ und authentisch für die Menschen und gegen die inhumane Ungerechtigkeit der Macht. In *Sizilianische Vesper in Briefen* wird sie noch deutlicher, indem sie berichtet: „Neuerdings ermordet die Mafia anstelle ihrer Gegner lieber deren Kinder. So werden von Zeit zu Zeit verschnürte Bündel unter parkenden Autos gefunden. Durchs Packpapier sickert Blut.“²² „Trog und Tränke“ im Vers 14 des Gedichts sind ein Hinweis auf die Krippe, die aber als ein Ort des Todes und nicht mehr als ein Ort der Geburt beschrieben wird. Der Herr ist Gott selbst, der alle Kreaturen in Palermo vergessen zu haben scheint: die Kinder sind schon wie tot, der Esel wird erschlagen. Die Kreaturen sind alle Opfer eines Systems, das sich als unmenschlich und unsensibel erweist. Es gibt keine Liebe, kein Mitleid.

Die Gesellschaft in Palermo ist korrupt. In dem Gedicht *palermitanisches Lied* erreicht die Idee der Korruption und des Verfalls jedes menschlichen Wertes den Höhepunkt ihrer Gestaltung, und auch der Ton des Gedichts wird pessimistischer, nicht zuletzt deshalb, weil sich das Verb „auslachen“ mit theatralischem Sarkasmus in jeder Strophe vehement wiederholt:

Bettler mit dem roten Krater / statt der Nase im Gesicht / brülle / [...] / ganz Palermo lacht dich aus
 // Hure mit den roten Fladen / statt der Lippen im Gesicht / brülle / [...] / ganz Palermo lacht dich aus
 // Dichter mit der roten Kreide / statt des Zornes im Gesicht / brülle / [...] / ganz Palermo lacht

¹⁹ Ebd., S. 266.

²⁰ Novak, *Sizilianische Vesper in Briefen*, S. 154–155.

²¹ Vgl. Uta Beiküfners Interview „Melancholy is Mandatory“ (26.01.2006). Darin spricht Novak davon, von der expressionistischen Lyrik beeinflusst worden zu sein. Vgl. <http://www.signandsight.com/features/555.html> (1.05.2017). Das Interview ist zuerst auf Deutsch in der *Berliner Zeitung* vom 29.12.2005 erschienen.

²² Novak, *Sizilianische Vesper in Briefen*, S. 161.

dich aus // Bischof mit den roten Augen / statt der Würde im Gesicht / brülle / [...] / ganz Palermo lacht dich aus²³.

Palermo verspottet sarkastisch die Menschen, die heuchlerisch und verdorben sind: Bettler, Hure, Dichter und Bischof brüllen, aber sie brüllen nicht, um die Gesellschaft zu verbessern, sondern aus egoistischen Bedürfnissen: nach „Wein und Brot“, „nach geilen Reichen“, nach „Lorbeerkränzen“, „nach frommen Opfern“²⁴. In der Erzählung werden die Sizilianer als „goldgierig“ und „versessen auf Gold“ bezeichnet. Gold und Geld sind die Götter der Stadt. Blind sind die Leute, wo nur Tod, Not, Gottlosigkeit, Hunger und Armut herrschen. Diese Korruption stinkt: „Sonntags riecht Palermo nach gebratener Scheiße.“²⁵ Die Dichtung wird also zum Ausdruck einer tiefen menschlichen und schmerzlichen Erfahrung, und der Dichter hat die Aufgabe, den Schmerz zu zeigen, damit die Menschen die Wahrheit erkennen:

So kann es auch nicht die Aufgabe des Schriftstellers sein, den Schmerz zu leugnen, seine Spuren zu verwischen, über ihn hinwegzutäuschen. Er muß ihn, im Gegenteil, wahrhaben und noch einmal, damit wir sehen können, wahrmachen. Denn wir wollen alle sehend werden. Und jener geheime Schmerz macht uns erst für die Erfahrung empfindlich und insbesondere für die der Wahrheit. Wir sagen sehr einfach und richtig, wenn wir in diesen Zustand kommen, den hellen, wehen, in dem der Schmerz fruchtbar wird: Mir sind die Augen aufgegangen [...] Und das sollte die Kunst zuwege bringen: dass uns, in diesem Sinne, die Augen aufgehen.²⁶

Die Vorstellung einer von Verheerung und Trostlosigkeit gezeichneten Stadt ist auch im Gedicht *Monreale* zu finden, in der Öde und der kahlen Landschaft, die in der Stadt herrschen, in jenem „Todgefühl“ und jener Dekadenz, die Giuseppe Tommasi di Lampedusa im Roman *Il Gattopardo* ausführlich beschreibt. Die Schönheit der Kathedrale von Palermo existiert jenseits der Zeit; in der ersten Strophe liest man: „Die Dächer von Monreale / hebt kein Wind ab / das efeubestickte Gemäuer / echsenbewohnt / zerreißt keine Zeit“²⁷. Die Kathedrale ist unerschütterlich und unzerstörbar inmitten einer menschlichen Wüste: „Wohnhäuser wachsen / es ist kein Mieter zu sehen“ (V. 13–14). Hier wird von dem lyrischen Ich die Korruption im Bauwesen verurteilt.

Die hier von mir vorgestellten Texte bezeugen deutlich, dass Helga M. Novak mit ihrer Dichtung auf Missstände und Ungerechtigkeit aufmerksam machen wollte. So wie für Ingeborg Bachmann hat auch für sie der Dichter das ganze „Unglück des Menschen im Auge“²⁸, seine Dichtung formuliert eine Kampfansage und Hoffnung zugleich. Das poetische Wort kann

²³ Novak, palermitanisches Lied, in: dies., solange noch Liebesbriefe eintreffen, S. 277.

²⁴ Vgl. „viele Zungen und halbe Wahrheiten“ in dem Gedicht *rheinische Fassade* (in: ebd., S. 119), das ebenfalls in Palermo entstand.

²⁵ Novak, Sizilianische Vesper in Briefen, S. 148.

²⁶ Vgl. Ingeborg Bachmann, Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar, in: dies., Gedichte, Erzählungen, Hörspiele, Essays, München 1964, S. 294–295. Und weiter: „Und diese Poesie wird scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht sein müssen, um an den Schlaf der Menschen rühren zu können. Wir schlafen ja, sind Schläfer, aus Furcht, uns und unsere Welt wahrnehmen zu müssen“. Ebd., S. 311.

²⁷ Novak, Monreale, in: dies., solange noch Liebesbriefe eintreffen, S. 116.

²⁸ Vgl. Ingeborg Bachmann, Aus den Frankfurter Vorlesungen, in: dies., Gedichte, Erzählungen, Hörspiele, Essays, S. 310–311. Dieser Ausdruck wird von der Dichterin in den Frankfurter Vorlesungen benutzt: „er [der Dichter] hat das ganze Unglück des Menschen und der Welt im Auge.“

so nicht mehr „schön“ sein, aber es ist wahr, authentisch, stolz und anständig: „der Emigrant / schreibt Gedichte und macht / Weltverbesserungspläne“²⁹.

²⁹ Novak, Der Traum des Emigranten, in: dies., solange noch Liebesbriefe eintreffen, S. 34. Vgl. Ingeborg Bachmann, Aus den Frankfurter Vorlesungen, S. 306: „Von einem notwendigen Antrieb, den ich vorläufig nicht anders als einen moralischen vor aller Moral zu identifizieren weiß, ist gesprochen worden, einer Stoßkraft für ein Denken, das zuerst noch nicht um Richtung besorgt ist, einem Denken, das Erkenntnis will und mit der Sprache und durch Sprache hindurch etwas erreichen will. Nennen wir es vorläufig: Realität.“

Gdańsk 2017, Nr. 36

Monika Tokarzewska

(Uniwersytet Mikołaja Kopernika Toruń /

Nikolaus Kopernikus Universität Thorn)

Helga M. Novaks Wissenspoetik in der *Legende Transsib*

Helga M. Novaks Gedichtband *Legende Transsib* (1985) hat eine sehr ungewöhnliche Sibirienreise zum Thema. Da Novak die Einreise in die Sowjetunion verweigert wurde, hat sie sich das Gebiet und die Transsibirische Eisenbahn durch Texte erschlossen. Anhand Archivrecherchen wird hier gezeigt, wie breit angelegt und zugleich detailliert ihre Lektüren waren. Es wäre jedoch falsch, in den Gedichten Novaks lediglich eine Wiedergabe des aus verschiedenen Quellen geschöpften Wissens zu sehen. Sie verarbeitet es zu einem Porträt Sibiriens als Natur- und Kulturraum und legt, indem sie eine Wissenspoetik entwickelt, ein dichterisches Epos über viele Schlüsselfragen des 20. Jahrhunderts vor.

Schlüsselwörter: *Legende Transsib*, Sibirien in der Literatur, Transsibirische Eisenbahn, Wissenspoetik

Helga M. Novak's 'poetics of knowledge' in *Legende Transsib*. H. M. Novak's poetry volume entitled *Legende Transsib* (1985) tells us about a very unusual trip through Siberia. Because the author was denied entry to the Soviet Union, she became acquainted with the subjects of Siberia and Transsiberian Railroad thanks to reading. Basing on an archival query, we show how extensive and detailed was her study of this subject. However, the interpretation of Novak's poems as a mere accounting of knowledge coming from different sources would be one-sided. The author presents a portrait of Siberia as a cultural space and creates, by developing her own 'poetics of knowledge', a literary epic addressing key civilization issues of the 20th century.

Key words: *Legende Transsib*, Siberia in Literature, Transsiberian Railroad, 'poetics of knowledge'

Die Leinwand der Träume

Im ersten Band der autobiografischen Trilogie von Helga M. Novak, in dem Roman *Die Eisheiligen*, gibt es eine Szene, in der die zehnjährige Protagonistin und ihre Spielkameradin Gertrude, aus einem Versteck heraus mit großer Neugier eine Gruppe von badenden jungen nackten Männern beobachten. Es sind junge Rotarmisten, die samt ihren Pferden im Wasser Erfrischung suchen.¹ Die Szene, die sich in der Nähe von Berlin abspielt, vermittelt Unbekümmertheit und steht im Gegensatz zu der im Roman festgehaltenen Geschichte, die sowohl durch Beschreibungen von Bombardements und Not, welche die Existenz der deutschen Bevölkerung in der zweiten Kriegshälfte prägten, wie durch die emotionale Enge in Novaks

¹ Helga M. Novak, *Die Eisheiligen*, Frankfurt am Main 1998, S. 115.

Pflegefamilie, durch Gewalt in der Schule und materielle Schwierigkeiten auch nach dem Krieg bestimmt wird. Es dauerte, ehe der jungen Novak die dunklen Seiten des neuen Systems bewusst wurden. Zunächst stellten die Niederlage des „Dritten Reiches“ und der Einmarsch der Russen für sie eine Wende dar; trotz aller Existenzhärten sah sie darin wenn nicht eine Befreiung, so doch das Aufkommen neuer Möglichkeiten. Die Versuche der neuen Machthaber, die Jugend für den Sozialismus zu gewinnen, erwiesen sich für sie als Chance, sich der Enge des Privaten, der Strenge der Erziehung im alten Sinne, dem kleinfamiliären Leben, das durch verdrängte Traumata der Elterngeneration geprägt war, zu entziehen. Dass die Russen gewalttätig sind, lag zwar nicht außerhalb des Wahrnehmungsbereichs der Kinder, aber insofern sie selbst nicht davon betroffen waren, löste sich dies im großen Meer der Gewalttaten auf, die den Krieg und die Nachkriegsmonate prägten und für die Heranwachsenden, die keinen Maßstab hatten, um die Lage mit der in Friedenszeiten zu vergleichen, zum Alltag gehörten. Die Vergewaltigungen und die Schwangerschaften, die daraus entstanden, weckten bei Novak und ihren Freundinnen, die sich gerade in dem Alter befanden, in dem man sich für das Sexuelle zu interessieren beginnt, nicht Angst, sondern Neugier, als wären sie Teil des gewöhnlichen sexuellen Lebens der Erwachsenen.

Einige Jahre später² schreibt Novak im Selbstkommentar zu dem 1985 erschienenen Gedichtzyklus *Legende Transsib* (dieser in Prosa verfasste Kommentar, eine Art Nachwort, rundet den Band ab),³ dass Sibirien, als sie im April 1945 als Kind den Einmarsch der Roten Armee in Berlin erlebte, für sie zum Sehnsuchtsort geworden war. Sie ruft eine Reihe von Bildern in Erinnerung, die sich ihr eingepägt haben: „Schweißtriefende Pferde, blinkende Säbel, Patronengürtel kreuz und quer, Hurragebrüll, Schlitzaugen, dunkle Mienen, Hakennasen, Augen wie Kohle und schwarze langhaarige Mützen, die in den Himmel reichten [...]“⁴ Sie erfuhr damals, dass diese Menschen „aus Sibirien“⁵ kommen, was der Volksmund gewiss nicht strikt geographisch meinte; es bedeutete vielmehr, dass man es mit Barbaren aus einer fremden fernen Zivilisation zu tun habe. Die Reaktion des Mädchens Helga war dem späteren Bekenntnis zufolge anders als die ihrer Umgebung, sie verspürte die Sehnsucht, zu dem als berüchtigt geltenden Weltteil, aus dem dieser Menschenstrom kam, zu pilgern: „da wollte ich sofort hin“⁶. In der Sehnsucht nach einer Wanderung in die dem Strom der fremden Krieger entgegengesetzte Richtung erkennt man ein trotziges Bedürfnis nach Abenteuer und Befreiung. In den Gedichten bzw. Kurzprosastücken der *Legende Transsib* ist von dieser frühen Sehnsucht, die Novak in ihrem Selbstkommentar aufruft, jedoch – wie mir scheint – wenig geblieben, wenn auch der Raum Russland und Sibirien an Faszinationskraft nicht verloren hat. Es ist aber eine gereifte und zum Teil bittere Faszination.

² Der Roman *Die Eisleiligen* erschien 1979, der darauffolgende Teil der Autobiografie, *Vogel federlos*, 1982.

³ Der Kommentar, verfasst in Prosa, gehört zum Zyklus und ist für das Genre Lyrik ziemlich außergewöhnlich: der Zyklus besteht abwechselnd aus Gedichten und Kurzprosastücken.

⁴ *Legende Transsib*, in: Helga M. Novak, solange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte, hrsg. von Rita Jorek, Frankfurt am Main 1999, S. 475–567, hier S. 566.

⁵ Ebd.

⁶ Ebd.

Legende Transsib

Die Sibirienreise Novaks ist schon deswegen ungewöhnlich, weil sie in Wirklichkeit keine ist. Die Einreise in die Sowjetunion wurde der Dichterin verweigert, weswegen sie sich „den Landstrich schreibend“ aneignete, wie es im Selbstkommentar heißt.⁷ Auf dieses Geständnis folgen einige ziemlich subjektiv klingende Sätze: „Sibirien ist dann die Leinwand meiner Träume geworden, darauf habe ich jahrzehntelang das projiziert, was ich mir gerade wünschte.“⁸ Begänne man die Lektüre des Zyklus mit dieser Selbsteinschätzung, würde man erwarten, dass sich Novaks Sibirienbild in Wunschprojektionen verlieren könnte, etwa in den typischen Erwartungen, die sich seit Jahrzehnten halten: Träume und Sehnsüchte nach Ferne und Exotik, Sibirien als Ort des sich unendlich erstreckenden Raums, sowohl der Freiheit als auch der Versklavung (was sich nicht ausschließt). Es sei somit die treffendste Verkörperung der ‚russischen Seele‘, unergründlich und voller Widersprüche, faszinierend und undurchdringlich zugleich, die sich so wie Russland selbst dem Begriffsvermögen des Europäers entzieht. Zumeist reicht es, einen beliebigen publizistischen oder belletristischen Sibirienbericht in die Hand zu nehmen, um auf diese typisierte Wahrnehmung zu stoßen; sie ist verbreitet genug, wenn sie auch sicher nicht ausnahmslos sämtliche Sibirien-Texte bestimmt. Man findet dann etwa Bilder wie folgende:

Nirgendwo ist Russland russischer, als in der Transsib, nirgendwo liegen Tristesse und Ausgelassenheit, Menschlichkeit und Einsamkeit, Melancholie und das Leben in der Gegenwart so nah beieinander. Nirgendwo gehören Freiheit und Gefangenschaft und [*sic!*] untrennbar zusammen [...] Der fremde Reisende begreift Russland nicht.⁹

Das Wahrnehmungsmuster Russlands als eines großen ‚Anderen‘ des Westens, das Westeuropäer mit ihren aufklärerisch-rationalen Kategorien angeblich nicht begreifen können, geht auf das berühmte Gedicht Fjodor I. Tjutschews zurück, in dem es heißt, „[...] [m]it dem Verstand lässt sich Russland nicht begreifen, [...] an Russland kann man nur glauben.“ Nichts davon ist allerdings bei Novak zu finden. Die Worte ‚Ferne‘ bzw. ‚Weite‘ kommen in ihren Transsib-Gedichten nicht vor. Diese recht unerwartete originelle ‚Lücke‘ verdankt sich nicht einfach dem Faktum, dass es ihr nicht gegeben war, Sibirien in Wirklichkeit zu bereisen, und sie es nur im Text erleben konnte. Wie ich anhand einiger Gedichte zeigen werde, bezweckt Novak etwas anderes als eine Mythisierung Sibiriens. Es ist in diesen Texten nichts von dem Sog des angeblich Anderen, Großen und Unendlichen enthalten. Der Leser wird in der von ihr evozierten Welt nicht verträumt oder verschreckt versinken können. Demgegenüber sind sowohl die Prosatexte, wie auch die Gedichte rezeptionsästhetisch und intellektuell überaus

⁷ Ebd., S. 567.

⁸ Ebd., S. 566.

⁹ Sara Klatt, Mythos Transsibirische Eisenbahn, unter: http://www.achgut.com/artikel/mythos_transsibirische_eisenbahn [01.07.2017]. Der kurze Reportage-Essay von Klatt lässt sich von dieser typischen Stimmung mittragen; auch der weiter unten angeführte Vers von Tjutschew wird dort im Ausklang – affirmativ – zitiert. Die Quelle des Tjutschew-Zitats konnte nicht ermittelt werden, es kursiert als eine Art geflügeltes Wort in mehreren deutschen Übersetzungen, wahrscheinlich wurde es aus dem Gedächtnis zitiert. Das Gedicht entstand 1866, Erstveröffentlichung: Стихотворения Ф. И. Тютчева, Москва 1868, S. 230.

anspruchsvoll, sei es durch das in ihnen verarbeitete Wissen, sei es durch die Form, die – wie übrigens immer bei Novak – nie wohlklingend und harmonisch ist.

Schwarze Perlen

Im Gedicht *schwarze Perlen* „löscht“ ein Jäger in der Taiga „sein letztes Feuer“. ¹⁰ Die Augen seines Pferdes sind von unzähligen Moskitos befallen. Dass die Mücken in Sibirien im Sommer eine Plage sind, ist in vielen Berichten zu lesen, nicht zuletzt auch in denen, die von den zur mörderischen Holzarbeit eingesetzten Häftlingen des Gulags stammen. Auf Mücken und Sümpfe stieß Novak immer wieder während ihrer Lektüre der zahlreichen Berichte und Reportagen, die sie für die Vorbereitung ihres Gedichtbands studierte. ¹¹ Der Jäger blickt auf den Wald, wir haben aber keine dichte, unermessene Taiga vor uns; es ist ein „blattloser“ Wald „aus Streben und Stangen“. ¹² Der Boden ist unsicher und das Jagen hat offensichtlich jeglichen Sinn verloren, denn „erst ist der Elch gegangen sodann der Stör geflohn“. Sicher geht es hier nicht darum, dass diese Tiere vor dem Jäger Flucht nehmen; sie verschwinden aus anderen Gründen von diesem Ort. Der Fluss – lesen wir weiter im Gedicht – beginnt statt wie bisher nach Norden, nach Westen zu fließen und umspült „Maisfelder [...] Weizen und Kohl“. Die genannten Kulturpflanzen dienen der Massenproduktion von Nahrung und treten an die Stelle der wilden Natur, mit der Sibirien zumeist assoziiert wird. Dann erfährt der Leser einen überraschenden Perspektivenwechsel vom Flussufer, der eine Kieshalde ist, zum Esstablett im Zugabteil, auf dem „der Geologe Trofimuk [...] synthetischen Kaviar an[bietet] / – später wird es vielleicht echten / zum Vergleich nicht mehr geben [...]“ ¹³. Die Kügelchen des Kaviars sind die schwarzen Perlen, die dem Gedicht den Titel geben; sie sind perfekt, makellos, rund, wie poliert, von der Schönheit eines perfektionierten künstlichen Produktes. Ihre Makellosigkeit kontrastiert mit der Kargheit der spärlichen Motive der wilden Natur.

¹⁰ Novak, *Legende Transsib*, S. 492.

¹¹ Im Deutschen Literaturarchiv Marbach befinden sich zwei Mappen mit Materialien, die Einblick in Novaks Arbeitsweise an dem Band *Legende Transsib* geben. Die Mappen (Gedichte / *Legende Transsib*, HS 12.92, Mappe 1/2 und 2/2) enthalten vor allem eine große Zahl von Notizen und Exzerpten, die Novak während ihrer Lektüren gemacht hatte, sowie eine Reihe von ausgeschnittenen Zeitungsartikeln. Die ersten dieser Artikel stammen aus den frühen 1970er Jahren. In den Mappen befinden sich auch u.a. das komplette Typoskript von Wolfgang Schwiedrziks *Einmal Köln-Peking, bitte! Mit dem Transsibirien-Express durch Gegenwart und Vergangenheit Sibiriens*, eingegangen beim Deutschlandfunk, datiert auf den 24. November 1981, einige Atlaskarten Sibiriens und Asiens, eine Xerokopie der deutschen Ausgabe von Blaise Cendrars *Prosa vom Transsibirienexpress und von der kleinen Jehanne de France* (auf der Innenseite des Umschlags versehen mit einer Widmung, unterschrieben „für Helga von R“), ein Typoskript des geplanten Gedichtbandes *Legende Transsib*, allerdings noch nicht als Endfassung, die Broschüre von Nikolai Mejsak *Sibirien – ein freundliches Land. (Aufzeichnungen eines Sibiriers)* (APN Verlag, Moskau 1973), Broschüren zur Fachliteratur über Eisenbahnen, Eisenbahngeschichte und Modelleisenbahnen. Man stößt auch auf einige Blätter mit persönlichen Notizen und Entwürfen zur Zusammenstellung des Zyklus. Die Materialien in den Mappen müssen nachträglich, wohl noch von Novak selbst, ausgewählt, sortiert und geordnet worden sein. Es finden sich darin leider so gut wie kaum Skizzen und Ideen zu einzelnen Gedichten, die eine detaillierte Auskunft über die Entstehungsphasen des Bandes geben würden.

¹² Novak, *Legende Transsib*, S. 492.

¹³ Ebd.

Sie sind „eine runde Sache“¹⁴. Unter Novaks Exzerpten aus Fachliteratur und Presseartikeln findet sich eine Notiz über eine Meldung, die am 25. Oktober 1984 im Wirtschaftsteil der FAZ erschien; es wird dort berichtet, dass die Sowjetunion durch bessere Bewässerung die „traditionelle[n] Trockenzonen im Süden des Landes in fruchtbare Anbauflächen verwandeln [...]“¹⁵ wolle. Auf diese Weise sollte die Nahrungsmittelversorgung für das Riesenreich verbessert, ja gesichert werden. Die großangelegten Pläne habe Tschernenko gerade vor dem Zentralkomitee verkündet. Geäußert wurde jedoch auch, wie dem Exzerpt zu entnehmen ist, Beunruhigung über die entstehenden ökologischen Probleme. Es ist nicht die einzige Notiz in den Arbeitspapieren Novaks, die von solchen bombastischen Vorhaben, die Natur und somit die Gesellschaft zu verwalten, Auskunft gibt; sie finden sich immer wieder, begonnen mit Stalins Ideen zur Umkehrung der sibirischen Flüsse. Das Blatt mit der Notiz vom Oktober 1984 befindet sich in Novaks Mappe in unmittelbarer Nähe zu den Exzerpten aus Leonid Schinkarjows Buch *Mein Sibirien*¹⁶, in denen über die großgeplante Ölförderung „in den Sümpfen der Westsibirischen Ebene“ die Rede ist.¹⁷ Das Erdöl wird in diesem Exzerpt aus Schinkarjow „schwarze Perle“ genannt, wohl dessen Redeweise wiedergebend, die Landschaft wird als „ein schwarzer Wald von Fördertürmen“ geschildert, was an das karge Waldbild in *schwarze Perlen* erinnert. Unmittelbar auf dieses Blatt folgt in der Mappe ein nächstes, das die Notizen zu diesem Thema fortsetzt und mit der Aufschrift „Akademienmitglied Trofimuk, Fachmann für die Geologie Nordasiens und einer der Entdecker des sibirischen Erdöls [...]“ versehen ist.¹⁸ Novak notierte sich Trofimuks Worte über Ölförderung:

Die Erdöl- und Erdgaslagerstätten erstrecken sich bis zur Karasee, bis zur Ostsibirischen See und bis zum Ochotskischen Meer. [...] Das ist ein riesiger Gürtel von Industrien der organischen Synthese und neuester synthetischer Stoffe. Mit einem Wort das Texas Sibiriens! Erdöl und Erdgas werden zum Ausgangspunkt vieler Nahrungsmittel werden. Lächeln Sie nicht! Man hat mir schon synthetischen schwarzen Kaviar zu kosten gegeben. Er unterscheidet sich in nichts von dem natürlichen, nur sind die Kügelchen etwas größer und runder. Ich zweifle nicht daran, daß die Menschen diesen Kaviar dem echten vorziehen werden. Nur kann ich nicht garantieren, daß es dann noch echten Kaviar zum Vergleich geben wird.¹⁹

¹⁴ Ebd.

¹⁵ DLA Marbach, A:Novak [Gedichte / Legende Transsib, Mappe 1/2].

¹⁶ Es handelt sich um das folgende Buch: Leonid Schinkarjow, *Mein Sibirien*, Gekürzte Übersetzung aus dem Russischen von Leon Nebenzahl, Leipzig 1979. Zitat nach Novaks Exzerpt: DLA Marbach, A:Novak [Gedichte / Legende Transsib, Mappe 1/2].

¹⁷ Novaks Exzerpt, DLA Marbach, A:Novak [Gedichte / Legende Transsib, Mappe 1/2].

¹⁸ DLA Marbach, A:Novak [Gedichte / Legende Transsib, Mappe 1/2].

¹⁹ Ebd., Auslassung im Zitat von mir. Der Geologe Andrej Trofimuk gehörte zu dem Forscherpersonal des so genannten Akademgorodok, des Wissenschaftsstädtchens, das in der Gegend von Krasnojarsk errichtet worden war. Die Akademiker, deren Aufgabe es war, Sibirien und dessen Bodenschätze für die geplante Industrialisierung zu erkunden, lebten unter Luxusbedingungen, die sowjetische Wissenschaft und Modernisierung sollte ja den Westen überholen. Die namhaften Forscher mussten mit entsprechenden Mitteln in die abgelegene Sibirische Provinz gelockt werden. Zu Akademgorodok befinden sich in Novaks Notizen einige grundlegende Informationen; sie hat sich darüber informiert. Allerdings hatte Trofimuk mit der Erfindung des synthetischen Kaviars, über den er erzählt und den er im Gedicht Novaks anbietet, nichts zu tun. Verantwortlich dafür war ein anderer prominenter Vertreter der sowjetischen Wissenschaft, Alexandr Nesmejanow. Nesmejanow war Mitglied der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften und von 1951 bis 1961 deren Präsident. 1958 wurde er Mitglied der Leopoldina und 1960 der American Academy of Arts and Sciences; außerdem war er Mitglied der Royal Society. Bereits in den 1960er Jahren unternahm er als namhafter Chemiker Versuche, Kaviar aus

Offensichtlich war das Thema Ölförderung und Industrialisierung Sibiriens in der ersten Hälfte der 1980er Jahre ein Thema, das des öfteren in der westdeutschen Presse präsent war. Novak scheint diese Berichte, die Sibirien als Riesenraum für industrielle und soziale Experimente darstellten, über einige Jahre mehr oder weniger genau verfolgt zu haben. Nicht wenige von ihnen hatten einen fortschrittsoptimistischen Ton, trotz aller darin erwähnten Umweltsorgen. Unter den Notizen Novaks stößt man gelegentlich auch auf Zeugnisse aus der DDR-Presse, so auf einen Bericht im *Neuen Deutschland* vom 8. Juli 1980. Er trägt den Titel „Wie in Sibirien der Pflug dem Gleis der BAM folgt“. Es geht um die Zwillingsschwester der Transsib: die Baikal-Amur-Magistrale, die als Abzweig der Transsib etwas nördlicher verläuft und in den Jahren 1974–1984 erbaut wurde. Novaks Exzerpt zu diesem Bericht lautet wie folgt:

Nerjungri, das südjakutische Kohlebecken. Dort wird geplant, große Landwirtschaftskombinate zu errichten, zur Selbstversorgung der Bevölkerung. Gewächshäuser für Gemüse, Sortenauswahl, weil nur 60–80 Tage Vegetationsperiode, Kohl, Getreide, Kartoffeln. Eine 800er Milchviehanlage, Gewächshauskombinat.²⁰

Novak liest diese Berichte genau, sie kommentiert etwa am Rande für sich, das Nerjungri viel nördlicher als die BAM liege.

Vielleicht hat Novak auch den Bericht aus der Sowjetunion zur Kenntnis genommen, den *Die Zeit* am 16. September 1983 brachte und in dem die unumkehrbare Zerstörung der einheimischen Naturökosysteme erwähnt wird.²¹ In dem Artikel „Arbeit für vier Generationen“ berichtete Marianna Butenschön von einem Riesenindustrieprojekt in Sibirien, das die sowjetischen Machthaber gerade in Angriff nehmen. Es handelte sich um den „Brennstoff- und Energiekomplex von Kansk-Atschinsk, der nach dem Willen der Moskauer Planer einmal zum größten Energieerzeuger der Sowjetunion und der Welt ausgebaut werden soll“²². Die Bauarbeiten und vor allem die Kohleförderung ließen riesige Halden entstehen. „Die bis zu achtzig Meter mächtigen Flöze ziehen sich über 800 Kilometer längs der Transsibirischen Eisenbahn hin – ungefähr auf halber Strecke zwischen Moskau und Wladiwostok mit Krasnojarsk in der Mitte.“ Die Moskauer Armeezeitung *Roter Stern* nannte das Projekt, „das bis 1990 fertig werden sollte, einen ‚sibirischen Energieocean‘“. Kansk-Atschinsk war ein geschlossener Industriekomplex, wie viele andere solche Orte in der Sowjetunion. Wir erfahren in diesem Artikel, dass der Geologe Trofimuk, „Akademienmitglied, [...] Direktor

Hühnereiweiß herzustellen, was ihm auch gelang; seine Experimente im Bereich der Lebensmittelchemie stießen auf Interesse nicht nur in den Ländern des Ostblocks, sondern auch im Westen. Die Fachzeitschrift *Die Nahrung*, das Organ der Akademie der Wissenschaften der DDR, genauer des Zentralinstituts für Ernährung, brachte in den 70er Jahren Fachartikel von Nesmejanow und seinen Kollegen. Die Texte handelten von den „Herstellungsmöglichkeiten einiger künstlicher Lebensmittel“ wie der „Herstellung von künstlichem Kaviar als Beispiel für die Verarbeitung von Eiweiß zu künstlichen Lebensmitteln“. Von seinen Besuchen in der DDR berichtete mehrmals das *Neue Deutschland*, etwa am 18. 01. 1961, als Nesmejanow ein Interview gab, das Niveau der DDR-Wissenschaft über alle Maße lobend, oder am 10.09.1959, als der Chemiker den Lenin-Orden erhielt.

²⁰ Ebd.

²¹ In Novaks Arbeitsmappen befindet sich jedoch kein Verweis auf den Bericht von Butenschön, im Gegensatz zu dem erwähnten etwas späteren FAZ-Bericht.

²² <http://www.zeit.de/1983/38/arbeit-fuer-vier-generationen> [01.07.2017]. Daraus auch die folgenden Zitate.

des Instituts für Geologie und Geophysik in Nowosibirsk“, davor warnt, mehr als drei Kraftwerke zu errichten, denn dann würden „Menschen dort schon nicht mehr leben können“. „Okonomitscheskaja gaseta befürchtet“ – berichtet *Die Zeit* – „jene tristen Halden [...] über die kein Vogel fliegt und an die kein Tier sich heranwagt ...“ Trotzdem endet der *Zeit*-Bericht optimistisch: „Die Schwierigkeiten, die Reibungsverluste und die ungeheuren Kosten, die den Planern über den Kopf zu wachsen scheinen, dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Russen einmal geplante Objekte dieser Größenordnung auch fertigbekommen – ganz gleich, welche Abstriche sie vielleicht machen müssen und wie teuer das Ganze letztlich wird.“ Novak ist derartiger Fortschrittsoptimismus fremd.

In der letzten Zeile des Gedichts *schwarze Perlen* sucht der Jäger, dem ohnehin „viele [...] wie Schrot im Magen [liegt,] das Korn um seine Flinte wegzuzwerfen“²³. Das Bild des Jägers, der mit einer Flinte ausgestattet ist, den die Geschehnisse offensichtlich an den Rand der Existenz und der Verzweiflung treiben, schlägt in ein reines Sprachbild um: man sagt üblicherweise „die Flinte ins Korn werfen“, d.h. aufgeben. Handelt es sich also um Flinte und Korn oder um die Redewendung? Das Gedicht schwebt zwischen beidem. Die Geste des Jägers, der die Flinte ablegt, löst sich auf der Ebene der Sprache auf, das Bildhafte verschwimmt, das Sprachliche bleibt. Die sibirische Natur wird mittels eines Großangriffs verwandelt, neugeordnet im Namen der Industrialisierung, zum Nutzen und zur Verwaltung einer sozialistischen Massengesellschaft. Die indigene Bevölkerung muss samt ihrer Lebensweise zurückweichen. Die im Titel genannten ‚schwarzen Perlen‘, die das Motiv des Erdöls und des Kaviars miteinander verbinden, sind im Vergleich zum Original perfekter, makellos rund und sogar größer. Sie werden zum Maßstab der neuen, geregelten und synthetischen ‚Natur‘. Sibirien wird in diesem – und nicht nur in diesem – Gedicht des Zyklus zu einem Ort der Großexperimente an Natur und Gesellschaft.

Jedoch nicht nur die bereits genannten westdeutschen Presseartikel aus den frühen 1980er Jahren bezeugen, dass die Sowjetunion Sibirien als Experimentierraum im Namen des Fortschritts und als Zukunftsland der neuen sozialistischen Menschheit propagandistisch ‚vermarktete‘; der Diskurs prägte nicht nur die Politik Lenins (erinnert sei an seine berühmten Worte „Kommunismus ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung“) und Stalins. Unter den Materialien, die Novak für die Arbeit an ihrem Band gesammelt hatte, befindet sich auch die Broschüre *Sibirien – ein freundliches Land. (Aufzeichnungen eines Sibiriers)* von Nikolaj Mejsak, erschienen 1973 auf Deutsch im APN Verlag in Moskau. Gleich auf der ersten Seite lobt Mejsak die Erdölförderung im Gebiet Tjumen.²⁴ Der Ton der Broschüre ist äußerst fortschrittsoptimistisch. „Sibirien ist ein unübersehbarer Bauplatz, eine gigantische Arena des wissenschaftlichen Experiments und der freien schöpferischen Arbeit. Hier hat der Mensch wahrlich erstmalig in der Geschichte in einem so grandiosen Maßstab zielstrebig und planmäßig mit der Umgestaltung der Erde begonnen.“²⁵ Ganz Sibirien sei voller Versuchstationen für den Gartenbau.²⁶ An der Angara entstehe ein großes Wasserkraftwerk.²⁷ Bald wird Sibirien

²³ Novak, *Legende Transsib*, S. 492.

²⁴ Nikolaj Mejsak, *Sibirien – ein freundliches Land. (Aufzeichnungen eines Sibiriers)*, Moskau 1973, S. 3, in: DLA Marbach, A.:Novak [Gedichte / *Legende Transsib*, Mappe 2/2].

²⁵ Ebd., S. 5.

²⁶ Ebd., S. 14.

²⁷ Ebd., S. 30.

ganz Europa „heizen und beleuchten“²⁸. Auch hier wird der Geologe Trofimuk zitiert, der über die sich im Gebiet Tjumen befindenden Ölgebiete berichtet. Durch die Rohre werde das Öl bald nach Europa fließen, auch die USA werden es kaufen. Das letzte Kapitel der Broschüre trägt den Titel „Sibirien im Jahre 2000“ und weist weit in die ferne Zukunft, an deren Horizont bereits die kommunistische Gesellschaft erscheint. Als Kontext für das Gedicht *schwarze Perlen* können auch eine Reihe weiterer Zeitungsartikel genannt werden, die Novak gelesen hat und die sich alle auf frühere oder spätere sowjetische Mammutprojekte in Sibirien beziehen, etwa der Bericht von Günter Rampe, der darüber schreibt, dass nordrussische Flüsse nun nach Süden fließen sollen, aber unabsehbare Folgen für das Klima befürchtet.²⁹ Etwas früher, am 8. November 1984, hatte die FAZ mitgeteilt, Russland wolle bis zur Jahrhundertwende etwa 100 Kernkraftwerke östlich des Urals errichten.

Novak, die diesen Fortschrittsoptimismus nicht teilte, interessierte sich auch für Berichte, in denen auf die ökonomische bzw. politische Misskalkulation der sowjetischen Machthaber oder der auf Profit hoffenden Westdeutschen hingewiesen wurde. So findet sich in den von ihr aufbewahrten Zeitungsausschnitten ein Artikel über die vergeblichen Hoffnungen deutscher Konzerne auf Gewinn durch den Bau der Gaspipeline sowie die Rezension eines Buches über die mangelnde ökonomische Effektivität der Stalinwirtschaft.³⁰

Die Neuordnung Sibiriens wird mehrmals in dem Zyklus angedeutet, sie begann bereits mit den Eroberungen der Riesengebiete. Es ist eine von Nomaden, Wanderungen und Menschenverschiebungen bestimmte Geschichte, nicht zuletzt aber auch – im Ergebnis – eine Geschichte des Sesshaft-Werdens. „[D]ie Reiternomaden sind sesshaft geworden“, lesen wir im Gedicht *vergessene Zeichen*.³¹ Die durch das nomadische Element geprägte Dimension der dargestellten Welt schimmert allerdings immer wieder durch, in Wendungen, die mal an indigene Völker, mal an die Mongolen bzw. Kosaken, d.h. an Eroberer dieses Raumes – im eigenen Interesse, dann im Auftrag der Zaren – denken lassen. Das Motiv ist jedoch von Gedicht zu Gedicht unterschiedlich und ambivalent besetzt.

Die orientalische Despotie

Wie ihre Notizen bezeugen, hat sich Novak mit der Geschichte Sibiriens seit seiner Eroberung durch Mongolen und Russen sehr intensiv auseinandergesetzt. So notierte sie die vielen Namen der Stämme von sibirischen Eingeborenen und Nomadenvölkern, die die Gebiete durchwanderten: Ostjaken, Wogulen, Jugrer, Samojuden, Tataren, Jakuten. Sibirien ist früh ein Gebiet der gesellschaftlichen Wandlung geworden, die Schritt für Schritt mit Eingriffen

²⁸ Ebd., S. 30.

²⁹ Günter Rampe, Nordrussische Flüsse sollen nach Süden fließen. Unabsehbare Folgen für das Klima befürchtet. Pläne für ein Milliardenprojekt, FAZ 4. Januar 1985, in: DLA Marbach, A:Novak [Gedichte / Legende Transsib, Mappe 2/2].

³⁰ Klaus Funken, Der Stalinismus war auch ökonomisch nicht effektiv. Eine bemerkenswerte Untersuchung von Richard Lorenz, in: Frankfurter Rundschau, 29. Januar 1977 (Kopie des ganzen Artikels in der Mappe 2/2).

³¹ Novak, Legende Transsib, S. 478.

in die Landschaft einherging. Die jeweiligen Akteure der Geschichte erkämpften sich Wege durch die Sümpfe. Novaks Interesse galt in großem Maße dem Transfer von gesellschaftlichen und politischen Lebens- und Organisationsformen, die – wie ihre Lektüren bezeugen – auf den Handels- und Eroberungswegen ‚transportiert‘ wurden. Im Gedicht *Andenken* sehen wir „Bogenschützen“ im Sattel.³² Sie erweitern die Saumpfade zu „einer Ausfallstraße“. „Die Fährten“ sind nun „festgestampft“³³. Auf den so entstandenen Straßen wurden aus dem Reich China Waren transportiert, die man in Russland auslud. Es handelt sich um ein „geistiges Gepäck“³⁴. Eine ausführliche Liste der ‚Waren‘ macht die ganze Mitte des Textes aus:

aus der Ladeliste als da sind: / die wiederholten Volkszählungen / das Depeschen- und Nachrichtensystem / der Zwangsdienst und die fiskalische / Bürokratie dazu die Liquidierung / erfahrener Mitstreiter Brüder / Schwestern überhaupt die Sippenhaft / auch die Entmachtung der Städte / und das Kampagnedenken inbegriffen / alles auf EIN Ziel gerichtet / und morgen auf ein andres / mitgerechnet auch der Großfürst / später Zar als alleiniger / Landeigentümer und Verteiler / der Hundert- und Tausendschaften / außerdem Kaufleute Fremde Reisende / gegen Lohn als Spione anwerben / und natürlich die Verschickung / der Laufpaß zu unwirtlichen Gegenden³⁵.

Das Stichwort ‚die Orientalische Despotie‘ in der nächsten Strophe lässt an das gleichnamige Buch von Karl August Wittfogel denken.³⁶ Den Thesen des Autors zufolge haben große Natureingriffe, vor allem Wasserbauten zum Zweck der Bewässerung von Feldern, die Form der orientalischen Despotie hervorgebracht, weil sie hierarchische Gesellschaftsorganisation, strenge Machtausübung und nicht zuletzt Bürokratie erforderten. Wittfogel war nicht der erste, der von despotischen Gesellschaftsformen sprach, Kritik an (dem zaristischen) Russland als einer Despotie übte nicht zuletzt sehr intensiv der junge Karl Marx. Es ist allerdings unmissverständlich die Studie Wittfogels, auf die Novak im Gedicht anspielt. Vielleicht ist dieses Gedicht, das mit Wittfogel insbesondere auf die gesellschaftsformende Bedeutung der Großwasserkraftwerke hinweist, auch eine Reminiszenz an die Erfahrung aus der DDR-Schule. Novak erinnert sich in der Autobiografie *Vogel federlos* an die stetige Präsenz des Themas sozialistischer Großbauten, darunter insbesondere des Wolga-Don-Kanals, im Unterricht; selbstverständlich wurden diese Unternehmungen als höchste Leistungen der Menschheit gepriesen, an denen sich die DDR ein Beispiel nehmen sollte. Sie schreibt:

in der befreundeten Sowjetunion hatten sie selbstverständlich schon Erfahrungen auf diesem Gebiet gesammelt, deswegen konnten uns die Zeitungen täglich jenes NEUE deutlich und in Bildern vorstellen, und es handelte sich dabei um gigantische Unternehmungen

³² Ebd., S. 487.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd., S. 487–488. Hervorhebung im Zitat von Novak. In Novaks Notizen befinden sich auch umfangreiche Aufzeichnungen zur Herrschaft des Zaren Iwan des Schrecklichen, in dessen Auftrag die reiche russische Familie der Stroganows mit Hilfe von Kosaken Eroberungszüge nach Sibirien unternahm. Mit den Eroberungen des Zaren verbreiteten sich autoritäre Herrschaftsformen dann auch von West nach Ost, in die umgekehrte Richtung, wie Novaks Überlegungen zu entnehmen ist.

³⁶ Karl August Wittfogel, *Die orientalische Despotie. Eine vergleichende Untersuchung totaler Macht*, Köln 1962 (amerikanisches Original 1957). Wie mir Marion Brandt mitteilte, befinden sich in Novaks Nachlass in Marbach Notizen zur Wittfogel-Lektüre (DLA Marbach, A:Novak [Prosa / Verschiedenes: Exzerpte und Notizen]).

ich meine die Großbauten, die uns in leuchtenden Fotos entgegentraten, kein Tag ohne Wolga-Don-Kanal, einem durch Beton gebändigten Strom mit riesigen Staustufen, Schleusen, Steilufeln und dem berühmten Eingangstor Nummer Eins, gekrönt, überragt von einem zehnmal turmhohen Denkmal Stalins NICHT PHILOSOPHIEREN, gab unsere Partei nach ihrer zweiten Konferenz im Juli eine Losung heraus, SONDERN HANDELN FÜHRT ZUM AUFBAU DES SOZIALISMUS und der Wolga-Don-Kanal war nicht das einzige Projekt, an dem die grandiosen Ausmaße der unbesiegbaren Triebkräfte des Sozialismus-Kommunismus uns allen begreiflich wurden, daneben strebten ihrer Vollendung zu: das Stalingrader und das Kuibyschewer Kraftwerk, der Turkmenische Hauptkanal, das Kachowker Wasserkraftwerk, der Südukrainische Kanal und der Nordkrimkanal so lernten wir das Erstrebenswerte uns vorzustellen, indem wir teilnahmen, vorerst nur durch Anschauung, an dem Triumph der Errichtung kühnster Wasserbauanlagen³⁷.

Dass die Lektüre Wittfogels für Novak von großer Bedeutung war, bezeugt das Schema des Bandes, dass sie sich in einer eher späteren Arbeitsphase erstellt hat. Neben den Titeln der Gedichte werden dort einige Namen aufgezählt, offensichtlich die Autoren von Werken, die Novak als besonders bedeutsam einschätzte, denn die kurze Liste gibt nicht im geringsten den Umfang ihrer Studien wieder. Neben Puschkin, Malaparte, Ferdinandy, Schinkarjow, Trofimiuk,³⁸ Jessen,³⁹ Polewoi und René Char steht dort auch der Name Wittfogels.⁴⁰ Das Gedicht kreist offensichtlich um das Thema eines eigenartigen Wissens- und Kulturtransfers: von Ost nach West werden despotische Machtformen transportiert. Bedeutend ist, dass Novak in diesem Kontext nicht auf die materielle Seite eines solchen Kulturtransfers blickt, sondern sich vor allem für den menschlichen Aspekt interessierte. In einem Exzerpt aus Michael de Ferdinandys *Tschingis Khan. Steppenvölker erobern Eurasien. Der Einbruch des Steppenmenschen* heißt es: „Der größte Gewinn dieses Feldzuges war aber doch nicht die unglaubliche Bereicherung der Mongolen und ihres Herrschers. Vernadsky⁴¹ hat Recht, wenn er betont, daß das wichtigste Ergebnis der chinesischen Eroberung nicht auf der materiellen, sondern auf der menschlichen Ebene lag. Von nun an konnten die Mongolen die großartig ausgebaute chinesische Bürokratie, diesen musterhaften Staatsapparat [...] in ihren Dienst stellen.“⁴² Ein solches Denken in zivilisatorischen Dimensionen wird in der letzten Strophe des Gedichts jedoch rasch durch einen Blickwechsel konterkariert; die schwindelerregende zeitliche und räumliche Größenordnung, die das Gedicht über die meisten Strophen bestimmt, wird plötzlich auf einen Menschenkörper und das Zimmer, in dem sich das lyrische Ich befindet, reduziert:

³⁷ Helga M. Novak, Vogel federlos, Frankfurt am Main 1998, S. 145–146. Orthografie im Zitat wie im Original, Hervorhebungen von Novak.

³⁸ An allen anderen Stellen mit Ausnahme dieser Notiz wird der Name Trofimuk geschrieben.

³⁹ Journalist; in Novaks Arbeitsmappen stößt man auf Verweise auf dessen Artikel in der FAZ.

⁴⁰ Im Lichte von Novaks Arbeitsmappen sowie vor dem Hintergrund des Wissenswerten, das sie für ihr Transsib-Projekt zusammengetragen hat, erweist sich diese Liste meines Erachtens als nicht vollständig; viele offensichtlich wichtige Lektüren befinden sich nicht darin.

⁴¹ George Vernadsky, russisch-amerikanischer Mediävist.

⁴² Zitat aus de Ferdinandy nach: DLA Marbach, A:Novak [Gedichte / Legende Transsib, Mappe 1/2]. Auslassung im Zitat von mir. Es handelt sich um folgendes Werk: Michael de Ferdinandy, *Tschingis Khan. Steppenvölker erobern Eurasien. Der Einbruch des Steppenmenschen*, Hamburg 1958.

Schnittmuster ich messe / die Entfernungen mit einem Zahnrad / bleib auf dem Teppich und rieche / wie noch immer Angstschweiß / in den Mulden steht / zielloses Sackhüpfen / ich höre bis in mein Zimmer / ein Klirren von Eisen und Eis / der alten Maßstäbe⁴³.

Diese Erinnerung des Lesers an die ‚Kernsituation‘ der Reise, die auf der Landkarte unternommen wird, bedeutet jedoch paradoxerweise keinen Rückzug in die Geborgenheit eines vertrauten Raumes, denn das lyrische Ich wittert eine Bedrohung, fühlt sich ausgeliefert. Eine solche Spannung zwischen der imaginierten geschichtlich-räumlichen Großdimension und der Enge des eigenen Zimmers sowie der Dimension des eigenen Körpers und der Alltagsgegenstände in Griffnähe kündigt sich bereits in dem Anfangsgedicht des Zyklus an. Dort ist von den Reisevorbereitungen die Rede. Es sind „Reisevorbereitungen [...] beim Landkartenlesen / was eben zerbarst war nicht / das Eis auf der Lena zugegeben / meine Tasse hat einen Sprung“⁴⁴. Die ungewollt bloß fantasierte Reise mit dem Finger auf der Karte ist natürlich eine bittere Enttäuschung, über die das Ich sich ironisch erheben kann; zugleich ist es vor den tatsächlichen Katastrophen, die eine solche Unternehmung mit sich bringen kann, geschützt und ein jeder dieser Rückblicke auf die ‚Kernsituation‘ der Kartenlektüre deutet auch etwas Zerbrechliches an, das das Individuum im Angesicht der Geschichte in sich spürt.

Traumfabrik

Die Transsibirische Eisenbahn schuf bereits während ihres Entstehens als längstes Eisenbahnprojekt der Welt einen Mythos. Sie verkörperte die Erschließung Sibiriens als Entsprechung des amerikanischen ‚Wilden Westens‘ sowie den Triumphzug der technisierten europäischen Zivilisation durch die Weiten Sibiriens. Die zaristische Regierung lud ausländische Ingenieure zur Beteiligung an dem Großprojekt ein. Die Bahn, die Europa mit den fernöstlichen Küsten des euroasiatischen Kontinents verbinden sollte, war somit von Anfang an mit dem Narrativ des Fortschritts und des Technikoptimismus verbunden. Eines der ersten Gedichte des Zyklus heißt *Weltausstellung 1900* und setzt sich mit einer wahren Begebenheit auseinander: Tatsächlich wurden Waggons der Transsibirischen Eisenbahn auf der großen Weltausstellung in Paris 1900 ausgestellt, das Ereignis wurde von einer Werbekampagne in Westeuropa begleitet. Mit dem ‚Management‘ und der Anfertigung von speziellen Luxuswaggons für wohlhabende westliche Touristen wurde die bekannte Firma *Compagnie Internationale des Wagons-Lits et des Grands Express Europeens* beauftragt, die bereits für die Luxuszüge des berühmten Orient-Express bekannt war.⁴⁵ Dieses Werbeunternehmen war ein Novum in der Geschichte der Transsib, die, wie den Notizen Novaks zu entnehmen ist, nur für die Beförderung von Soldaten und Häftlingen erbaut

⁴³ Novak, *Legende Transsib*, S. 488.

⁴⁴ Ebd., S. 477.

⁴⁵ Eva-Maria Stolberg, *Sibirien – Russlands „Wilder Osten“*. Mythos und soziale Realität im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 2009. Zitat nach der PDF-Fassung der Habilitationsschrift auf dem Server der Universität Bonn unter: <http://hss.ulb.uni-bonn.de/2006/0796/0796.htm>, S. 137.

wurde. Durch die Erschließungsmöglichkeiten Sibiriens sollte auch das nicht besonders gute Image des zaristischen Russlands und Sibiriens als Verbannungsgebiet verbessert werden. Die Historikerin Eva-Maria Stolberg berichtet hierzu:

Doch erst die Präsentation auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1900 brachte der Transsib den Durchbruch beim westlichen Publikum. Schon bald erschienen auf der Strecke Luxuswaggons mit feinen Restaurants. Ein Reisender aus Ohio berichtete über seine Reise im „Transsibirien-Express“: [...] [e]in Klavier, eine Bibliothek und eine Kirchenkapelle gehörten zur weiteren Ausstattung der Luxusvariante der Transsibirischen Eisenbahn.⁴⁶

Novaks Gedichte *Weltausstellung 1900* und *Sonderangebot 1912* legen von einer genauen Kenntnis dieser Details Zeugnis ab. Als ihre Quelle lässt sich aufgrund der Arbeitsmappen vorwiegend Kenneth Westcotts *Große Eisenbahnfahrten in fünf Kontinenten* (die deutsche Ausgabe erschien 1965 in Zürich) rekonstruieren, eine Teilkopie des Werkes befindet sich unter ihren Papieren. Sie hat darin unter anderem die folgende Passage unterstrichen: „Die Behörden rechneten damit, dass der Transsib als wertvoller internationaler Verbindung eine bedeutende Entwicklung bevorstehe. Sie stellte den kürzesten Weg zwischen Europa einerseits und China und Japan andererseits dar. So wurden einige Luxuszüge von einem früher nie gekannten Komfort gebaut. 1903 nahm der erste seine Fahrten auf [...]. Diese Züge führten Speisewagen, Aufenthaltswagen mit Pianos und Clubwagen zum Spielen, Schlafwagen und sogar Bäder in gekachelten und marmorverkleideten Baderäumen.“⁴⁷ Allerdings enthält Westcotts Buch nicht alle Einzelheiten zur Ausstattung der Züge auf der Pariser Ausstellung 1900. Es ist anzunehmen, dass Novak noch weitere Quellen benutzt hatte.

In *Weltausstellung 1900* sowie in *Sonderangebot 1912* spielt Novak auf den Industrietourismus der Belle Epoque an, auf den Unterhaltungswert, den man bereits damals mit solchen industriellen Großprojekten zu verbinden suchte, und auf die gezielten Versuche der zaristischen Regierung, Anschluss an die Gründerstimmung der Belle Epoque Europas zu finden. Wie genau Novak das Wissen über diese Zeit in ihren Texten verarbeitet, zeigt ein Vergleich mit Eva-Maria Stolbergs Angaben. Stolberg schreibt:

Weltausstellungen sollten nicht nur informieren, sondern auch unterhalten. Technik und die Weite Russlands wurde auf diese Weise dem ‚kleinen Mann‘ in Westeuropa nahegebracht. [...] Tausende von Besuchern strömten in den russischen Pavillon, um im Panoramakino 429 die „sensationellste Eisenbahn der Welt“ zu bestaunen. Das Panoramakino war ein Ort der virtuellen Raumvermittlung: „Die Zuschauer sitzen in einem Waggon eines Luxuszuges, bewegt durch mechanisches Rütteln. Rechts und links, durch die Abteifenster blickend, sieht man das komplette Panorama der Landschaft zwischen Moskau und Peking sich entfalten, unterbrochen von Aufenthalten in den wichtigsten Stationen.“ Dabei wurde natürlich Sibiriens Bild als russische Strafkolonie ausgeblendet. [...] Raumvorstellung verband sich mit Traum und Utopie.⁴⁸

⁴⁶ Ebd., S. 138.

⁴⁷ Kenneth Westcott-Jones, *Große Eisenbahnfahrten in fünf Kontinenten*, Zürich 1965, S. 145.

⁴⁸ Stolberg, *Sibirien – Russlands „Wilder Osten“*, S. 140. Das Zitat bei Stolberg stammt aus folgendem Werk: Winfried Kretschmer, *Geschichte der Weltausstellungen*, Frankfurt am Main 1999, S. 147.

Soweit die Beschreibung einer Historikerin. Die Organisation solcher und ähnlicher Motive zu einem dichterischen Text bei Novak lässt sie auf den Leser wie Teile von Märchen wirken; aktiviert werden Vorstellungen von der Belle Epoque, einer untergegangenen Welt, die so anders gewesen sei als die unsere, noch vor den Katastrophen der beiden Weltkriege. Durch die Komposition der Texte wird das Märchen im Transsib-Zyklus subtil hinterfragt. So lesen wir in *Sonderangebot 1912* auch von einer eingebauten Dunkelkammer im Waggon, denn „die zaristische Zensur lässt unentwickelte Platten nicht durchgehen“⁴⁹. Die Dunkelkammer wird in der letzten Zeile des Textes angeführt, der als Prosaminiatur verfasst ist. Sie fügt sich auf den ersten Blick scheinbar glatt in die Reihe der aufgezählten Details, die den Luxus der Transsib-Waggons auf werbeartige Weise preisen. Erst durch die Platzierung als Pointe eröffnet sich dem Leser nach mehrmaligem Hinschauen das Tückische dieses luxuriösen Reiseunternehmens: die Dunkelkammer dient nicht so sehr dem Wohlbefinden der Gäste, sondern verweist auf subtile Art auf Zensurmaßnahmen, denen sich die Reisenden beugen müssen.

Das Panorama-Kino, das dem neugierigen Pariser Publikum die Landschaften Sibiriens schmackhaft machen sollte, griff Novak in dem Gedicht *Weltausstellung 1900* auf und machte es zum Hauptmotiv ihres Textes. Der Begriff ‚Traumfabrik‘ als eine geläufige frühe Bezeichnung für das Kino bekommt somit eine mehrfache Bedeutung. Es bezieht sich auf die damals sehr moderne Werbestrategie Russlands auf der Pariser Weltausstellung ebenso wie auf die Reiseträume der Pariser, die das auf diese Weise ‚gemütlich‘ gemachte Sibirien in ihnen erwecken sollte. Man denkt sogleich auch an Novaks eigene Formulierung aus dem Kommentar, dass Sibirien in ihrer Kindheit zur Leinwand für ihre Träume wurde. Die Strategie der ‚Traumfabrik‘ setzt sich – verfolgt man Novaks Zyklus – konsequent fort, bis in die 1980er Jahre, wie etwa der Traum von Sibirien als Weltgarten und zugleich als Weltenergiekombinat bezeugt. Vielen der von Novak gesammelten Artikel und Berichte ist zu entnehmen, das Sowjetrussland zur Leinwand für Träume der westlichen Welt wurde.

Kropotkin und die Polen: Sibirien als Lebenswende

Das Gedicht *Kropotkin und die Polen* hat das Schicksal des Fürsten Pjotr Alexejewitsch Kropotkin, des späteren bekannten Anarchisten, zum Thema. Es handelt sich um Kropotkins Lebenswende und um seine Entscheidung, auf eine weitere Laufbahn in der russischen Armee zu verzichten. Der Schauplatz dieser Wende wurde ausgerechnet Sibirien: die damals noch schwach erschlossene Amur-Region, wo Kropotkin als Offizier diente und wo er 1866 aus nächster Nähe den sogenannten Baikalaufstand der Polen, die dort als politische Häftlinge in der Verbannung waren, miterlebte. Der Aufstand der Verbannten wurde blutig niedergeschlagen, allerdings erst nach einiger Zeit, und es erhob sich eine Welle von Polensympathie, die viele Russen ergriff, so dass sich zaristische Offiziere weigerten, gegen die Aufständischen zu kämpfen. Es war nicht zufällig Sibirien, wo sich liberales Aufbegehren und der Wille gebildeter Russen aufstaute, das versteifte, despotische zaristische System zu reformieren – wegen

⁴⁹ Novak, *Legende Transsib*, S. 494.

der Entfernung vom Machtzentrum und der Präsenz von politischen Verbannten, Siedlern, allerlei Freigeistern und Abenteurern, die diese unwirtliche und abgelegene Region nicht fürchteten, war die Gesellschaft Sibiriens Kropotkin zufolge, der die *Geschehnisse* in seinen *Memoiren eines Revolutionärs* darstellt, liberaler als der Rest Russlands. Das Petersburger Ministerium habe sich – so Kropotkin – an die Provinzialbehörden mit dem Auftrag gewandt, Vorschläge zu Reformen zu unterbreiten, welche die Gefängnisse, die Polizei, die städtische Stadtverwaltung sowie das Verbannungswesen betreffen sollten. Kropotkin berichtet über liberal gesinnte Beamte und vor allem Offiziere, etwa über den General Kukel, der Gouverneur von Transbaikalien war.⁵⁰

Helga M. Novak bezieht sich auf diese Sibirien-Passagen aus Kropotkins *Memoiren*. Nimmt man sie in die Hand, erweisen sich einige Schlüsselzeilen als fast wortwörtliche Zitate, allen voran die Zeile über die Sympathien, die den aufständischen Polen seitens vieler Russen entgegenschlugen. Bei Kropotkin heißt es: „Noch niemals hatte die polnische Sache so viel Anhänger und Freunde in Russland gehabt wie damals.“⁵¹ Es wäre aber irreführend, das Gedicht für ein Abbild der entsprechenden Passagen in den *Memoiren* zu halten. Verfolgt man Novaks Arbeit an diesem Text im Lichte ihrer Notizen, merkt man, dass sie mehrmals den Titel wechselte. In früheren Fassungen hieß der Text „der junge Kropotkin“ bzw. „Kropotkin in Sibirien“. In einer früheren Fassung nahm sie im Gedicht einige Namen auf, etwa den des liberalen Reformers General Kukel, die sie dann aber wieder ausließ. Kropotkin beschreibt den Fehler, den die polnische ‚Szlachta‘ machte, nämlich, dass sie nicht imstande war, die Bauern von der Leibeigenschaft zu befreien. So konnte der Zar die Polen überlisten und durch die Aufhebung der Leibeigenschaft die polnischen Bauern auf die Seite der Regierung ziehen bzw. sich zumindest ihre Neutralität sichern. In Kropotkins *Memoiren* aus der sibirischen Zeit gibt es auch längere Passagen über die Verschärfung der russischen Politik nach der Niederschlagung des Polenaufstandes; man nutzte dieses Ereignis als Anlass, auf weitere Liberalisierungen im russischen Reich zu verzichten und die Zügel zu straffen. Im Gedicht verarbeitet Novak all das nicht; die innere Verwandlung Kropotkins rückt in den Vordergrund; er wird Zeuge des Baikal-Aufstandes der Polen und dessen brutaler Niederschlagung; diese Erfahrung verursacht, dass er sich sowohl innerlich als auch äußerlich von Russland verabschiedet. Kropotkin geht infolge der Ereignisse in Sibirien ins Exil und – was im Gedicht verschwiegen wird, aber der Leser wissen sollte – wird Anarchist. Im Vergleich zum Mut der polnischen Kämpfer scheinen die Reformversuche der russischen Liberalen im Gedicht sehr bescheiden, sie sind ein Weg ins Nirgendwo. Beim ersten Widerstand zeigt das Zarenregime sein grausames Gesicht. Dass sich bestimmte Muster bezüglich der Gleichgültigkeit gegenüber dem Unrecht wiederholen, wird im Gedicht durch die umgewandelte bekannte Parole von 1939 angedeutet, dass man „für Krakau“⁵² nicht sterben werde.

⁵⁰ Fürst P. Kropotkin, *Memoiren eines russischen Revolutionärs*. Mit Vorwort von Georg Brandes, Stuttgart 1906, S. 156.

⁵¹ Ebd., S. 159.

⁵² Novak, *Legende Transsib*, S. 521.

Der Gedichtband *Legende Transsib* lag 1985 vor; die Jahre, die seinem Erscheinen unmittelbar vorangehen, sind in Polen die Jahre des friedlichen *Solidarność*-Aufstands sowie dessen brutaler Niederschlagung durch General Jaruzelski. Es ist anzunehmen, dass Novak während der Arbeit an dem Gedicht über Kropotkin und die Polen eben an diese jüngste Geschichte gedacht hatte.⁵³

Das Wissen, der Gedichtband und Sarah Kirsch als Leserin

Das Ausmaß von Wissen, das Novak für ihren Gedichtband *Legende Transsib* als Ergebnis von Lektüren und Studien zusammentrug, ist enorm. Selbst einen Bruchteil davon zu entziffern und zu interpretieren, ist ein aufwändiges Unterfangen. Nahezu alle Texte enthalten Bezüge auf Fakten aus der Gegenwart oder der Geschichte bzw. intertextuelle, oft subtile Verweise auf andere Sibirien-Texte. Der Band ist nicht einheitlich, was die Textsorten betrifft; neben Gedichten enthält er Kurzprosa-Miniaturen und Texte, die eindeutig auf große Erzählungen und kulturelles Wissen hin angelegt sind. Sie werden darüber hinaus durch solche begleitet, in denen sich das lyrische Ich und seine in der scherbenartig gezeichneten sibirischen Landschaft gespiegelte Stimmung zu Wort melden. Der ständige Wechsel zwischen Texten, die vom Leser viel Wissen erfordern und solchen, die in den gebrochenen Landschaftsbildern bzw. in Bildern der Reise, der Gleise und der Waggons die Innenwelt des sprechenden Ich zu Wort kommen lassen, sorgt für einen Ausgleich bei der Lektüre des Bandes. Ursprünglich plante Novak, innerhalb des Zyklus zwischen eigenen Texten, den Texten, die vorwiegend auf Zitaten von anderen Autoren basieren, und Dokumenten durch einen jeweils anderen Druck zu unterscheiden. Der Band, der 1985 im Luchterhand-Verlag erschien, enthält keine solchen Unterschiede. Mir ist es nicht gelungen, festzustellen, ob Novak selber ihre Idee verworfen hatte oder der Verlag für den zusätzlichen Druckaufwand keine Einwilligung gab. Im fertigen Band werden lediglich die 14 so betitelten Paten-Gedichte insofern von den anderen abgehoben, als ihre Titel im Gegensatz zu anderen Texten in Majuskeln gedruckt sind.

Die nicht sowjetischen Reisenden bekamen immer einen ‚Begleiter‘ bzw. einen ‚Betreuer‘, der offiziell dem Reisenden zur Seite stehen sollte; in Wirklichkeit war es seine Aufgabe, den Besucher auszuspionieren und dafür zu sorgen, dass dieser den gewünschten Eindruck von der Reise mit nach Hause nimmt. Die ‚Paten‘ sind alle namenlos, bloß mit Nummern versehen, das Spionage-Betreuung-Spiel wird in den Gedichten zunehmend bitter-ironisch gestaltet. Durch die Nähe, die der jeweilige männliche ‚Pate‘ zu der Reisenden sucht, entsteht ein regelrecht intimes Verhältnis. Die Intimität entspringt jedoch nicht dem Vertrauen in einer Beziehung, sondern einem immer wieder versuchten Eindringen in das Private. Im Gedicht *Pate I* heißt es: „Der Betreuer leistet Feinarbeit / zieht allerhand Splitter aus dem Graben / bildet Mosaiken und so entstehen / Porträts wundersame Romane / aus denen die Institution

⁵³ In Novaks Arbeitspapieren stößt man auf Spuren ihrer Auseinandersetzung mit dem Thema Sibirien in der polnischen Literatur: es befinden sich darunter deutsche Übersetzungen zweier Gedichte Cyprian Kamil Norwids aus dessen Band *Vade-mecum: Zweierlei Sibirien* sowie *Puritanismus*.

ihrerseits / Schlußfolgerungen zieht / der Betreute darf mitspielen“⁵⁴. Trotz der Versuche der Reisenden, den ‚Betreuer‘ zu überlisten, bleibt zwischen den beiden ein Ungleichgewicht, denn „der Betreuer hat seinen Apparat im Rücken / der Betreute hat nichts / nur seinen Kopf“⁵⁵. Das Innere des Zuges wird zum Schauplatz einer Jagd, bei der man sich nicht überschätzen darf.

In Sarah Kirsch fand Helga M. Novak eine aufmerksame erste Leserin des Transsib-Zyklus. Das Typoskript des Bandes, in nahezu fertiger Gestalt, wenngleich noch nicht identisch mit der gedruckten Fassung, das sich in Novaks Arbeitsmappen befindet, ist mit Spuren der Lektüre von Sarah Kirsch versehen. Aus ihrem Brief an Helga M. Novak vom 3. Januar 1985⁵⁶ erfahren wir, dass sie den noch nicht endgültig fertigen Band gelesen hat; ihre mit Bleistift geschriebenen Kommentare finden sich am Rande des Typoskripts, das Novak aufbewahrte. Es sind nicht sehr viele; zumeist schrieb sie oder gab mit einem verabredeten Zeichen zur Kenntnis, dass ihr das jeweilige Gedicht gefallen habe. Einigen Texten widmete sie jedoch etwas konkretere Bemerkungen, zumeist dichterisch-technischer Natur. Unter den Gedichten, die Kirschs besondere Aufmerksamkeit auf sich lenkten, befindet sich eines der politischsten des Zyklus: *meine doppelte Zunge*. Der Text handelt von der inneren Spaltung des lyrischen Ichs. Im Mund hat es erlernte marxistische Phrasen, fühlt sich aber zu den einfachen Arbeitern hingezogen, die schwere körperliche Arbeit an den Gleisen leisten und doch unkomplizierte Lebensfreude ausstrahlen. Gleichzeitig denkt das Ich an Kollegen, die „einsitzen“, womit wahrscheinlich die DDR-Kollegen gemeint sind, und fühlt sich kraftlos.⁵⁷ Der Unterschied zwischen dem Typoskript und der Endfassung ist vor allem an der letzten Strophe zu erkennen. Der Text ist im Typoskript sichtbar kürzer. Er lautet:

Ja und meine doppelte Zunge schrumpft / daß ich sie beinahe verschlucke / weil hinter den sieben Bergen im Wald / Kollegen einsitzen und ich weiß auch WELCHE

Sarah Kirsch bemerkte hierzu am Rande:

Schluß vielleicht noch schärfer irgendsowas wie eh und je oder im Zarenreich oder an den alten bekannten Orten wie vor der Rev., oder an den ausprobierten Stellen – alles nur als Hausmarke gemeint. Hört mir zu plötzlich dann auf, die Strophe am Ende ist mir zu kurz. Aber sehr wichtiges Gedicht, zur Begründung der Sibirienselegkeit [*sic!*] notwendig.⁵⁸

Darüber hinaus wurde im Gedicht das Wort „Kollegen“ in der letzten Zeile mit Bleistift unterstrichen; es war wohl auch Kirsch, die das Wort markierte. Novak nahm die Kommentare der Freundin offensichtlich ernst; die Schlusstrophe lautete schließlich:

meine doppelte Zunge schrumpft daß ich sie beinah / verschlucke weil in der Nähe / Kollegen einsitzen / deren Moral meine Träume und Fantasien sprengt / was tun wie euch herausholen ohne einzufahren / meine Zunge widersetzt sich den Begierden⁵⁹.

⁵⁴ Novak, *Legende Transsib*, S. 481.

⁵⁵ Ebd., S. 481.

⁵⁶ Vgl. DLA Marbach, A:Novak.

⁵⁷ Novak, *Legende Transsib*, S. 526.

⁵⁸ DLA Marbach, A:Novak [*Gedichte / Legende Transsib*, HS 12.92, Mappe 1 / 2].

⁵⁹ Novak, *Legende Transsib*, S. 526.

der rote Faden sind: der Fahrplan:

die Stationen

diese Stationen mit I. II. III.,
einer Art Kapitelüberschrift versehen.
Dann zu jeder Station das vorhandene
Material so mischen, daß sich
eine historische Chronologie ergibt -
mittels Assoziationen

3 verschiedene Schrifttypen:

- 1.) meine Gedichte normal -
Titel des Gedichts rechtskantig
(meine Prosa, Dialoge ebenso)
- 2.) Gedichte + Prosa von andern (René Char,
Cendrars etc.)
leicht kursiv, gut lesbar, gleiche
Größe,
- 3.) Dokumente, Zitate kleiner drucken

Novaks Wissenspoetik

Novaks Sibirienreise erfolgte nicht in der Realität, sondern auf der Landkarte, bzw. als eine Reise durch einen kulturell und politisch dichtbesetzten textuellen Raum. Insofern ist Sibirien tatsächlich eine Leinwand der Träume und auch eine Traumfabrik, allerdings nicht der privaten Träume einer Helga M. Novak, sondern Europas und Russlands bzw. Sowjetrusslands. Dieses Sibirien ist sehr fern und doch zugleich sehr nah; die Nähe, oft lauern bedrohlich und faszinierend, ist gerade dann zu verspüren, wenn die Gedichte die Kernsituation der Reise in Erinnerung rufen: das eigene Zimmer, vermutlich irgendwo in der Bundesrepublik, die Dimensionen des eigenen Körpers.

Die recht spärliche Sekundärliteratur zu Helga M. Novaks Werk ist so gut wie vollständig dem Mutter-Tochter-Verhältnis in ihren Romanen, vor allem den *Eisheiligen*, gewidmet. Im Lichte dieser Literatur erscheint Novaks Werk als vorwiegend von privaten, familiären und autobiografischen Themen geprägt. Der Band *Legende Transsib* zeigt Novak als eine Autorin, die nahezu in der Art von Walter Benjamins Passagenwerk divers vertextetes Wissen zu einem kulturellen Raum sammelt, zitiert und verarbeitet. Erwächst ein Pol des Werkes von Novak stilistisch und thematisch aus ihrer breiten Epistolografie,⁶⁰ offenbart sich hier ein anderer Pol dieses Schaffens: eine Poetik des Wissens. Der Zusammenhang zwischen Literatur und Wissen ist nie ein einseitiger; es handelt sich um eine Wechselwirkung zweier Diskurse. Sabina Becker und Robert Krause zufolge, die das Werk Alfred Döblins als Poetik des Wissens interpretieren, werden im Falle einer Wissenspoetik Wissensbestände

[i]m Prozess ihrer literarischen Transformation in Literatur [...] dem bestehenden Bedeutungszusammenhang herrschender Diskurse entnommen und durch die Einordnung in einen fiktionalen Kosmos von ihrer gesellschaftlich gespiegelten Bedeutung gelöst und so einer kritischen Revision unterzogen.⁶¹

Im Anschluss an Joseph Vogl unterscheiden die Autoren zwischen: „a) Literatur als Wissensformation, b) Literatur als Gegenstand des Wissens, c) Literatur als Produkt einer Ordnung des Wissens, d) Literatur als ein Funktionselement des Wissens“⁶². Novaks *Legende Transsib* wäre vielleicht am ehesten den Punkten a und d zuzuordnen, denn sie gestaltet ein Bild Sibiriens, das sich von den meisten Lektüren dieses Raumes abhebt. Sie leistet allerdings vor allem etwas, was darüber hinaus geht. In dem dichterischen Raum, den sie schafft, stoßen Diskurse aufeinander, die sich selten treffen und überschneiden: historische Texte, Werbetexte, Pressemeldungen, Zitate aus Werken bekannter und kaum bekannter Autoren, persönliche Reminiszenzen. Manche von diesen Texten gehören zur literarischen Klassik, wie Tschechows Bericht von seiner Sachalin-Reise, manche sind kurzlebig und entweder bereits 1985 längst vergessen, oder wurden es kurz nach der Publikation des Gedichtbandes. Novak holt sie aus der Vergessenheit, entnimmt sie ihrem ursprünglichen Kontext, d.h. dem täglichen

⁶⁰ Vgl. zu diesem Aspekt in Novaks Werk den interessanten Beitrag „Briefe, die kein Ende finden. Briefeschreiben in Werk und Nachlass von Helga M. Novak“ von Katrin von Boltenstern in diesem Band, S. 61–72.

⁶¹ Sabina Becker, Robert Krause, „Tatsachenphantasie“. Alfred Döblins Poetik des Wissens im Kontext der Moderne, in: dies., Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Emmendingen 2007, Bern 2008, S. 9–24, hier S. 10.

⁶² Ebd., S. 11.

Informationsbetrieb, der Geschichtsschreibung, der Literaturgeschichte, und ermöglicht ihnen, sich gegenseitig neu zu beleuchten. Es entsteht eine Erzählung von anderen Qualitäten und Ausdrucksmöglichkeiten, als jeder der Diskurse und Texte allein haben könnte.⁶³

Auf dem Umschlag der Erstausgabe der *Legende Transsib* im Luchterhand-Verlag wird für das Buch mit der Parole geworben: „Für Helga M. Novak ist diese alte Eisenbahn ein Kindheitstraum, unvergessen, nie erwachsen, nie vernünftig geworden.“ Der Werbespruch, der die Leserschaft zum Kauf anregen soll, stimmt ganz offensichtlich nicht. Novaks imaginäre Sibirienreise ist kein Kindheitstraum; es handelt sich hier um das Narrativ einer Erwachsenen, die den Gedichtzyklus schrieb, um sich mit einem Kulturraum auseinanderzusetzen, der vieles miteinander verbindet: die Frage nach Verwaltung von Natur und Gesellschaft in großen Dimensionen, die ‚Traumfabrik‘ eines despotischen Regimes, die lange Geschichte einer Eroberung und den Kulturtransfer von autoritären Ordnungen, der darüber hinaus ein Raum ist, der für viele Schriftsteller und Denker eine Herausforderung, sogar Anlass zu einer entscheidenden Lebenswende wurde.

⁶³ Dadurch, dass Novaks Gedichtband nicht Sibirien als solches, sondern die Transsib als Hauptmotiv und den Diskurs organisierendes Prinzip hat, lässt sich vermutlich erklären, dass sie auf Aleksandr Solženicyn und dessen Werk hier offensichtlich nicht Bezug nimmt. Wenn sie Zwangsarbeiter bzw. moderne Sklaven erwähnt, tut sie das in unmittelbarem Zusammenhang mit der Transsibirischen Eisenbahn. Wohl aus diesem Grund rücken bei ihr die Themen Natur und Technik, unmenschliche, als zivilisatorische Errungenschaften gepriesene Großbauprojekte, aber auch Kontrolle und Denunziantentum (als ‚Betreuer‘-Motiv) in den Vordergrund. Wie dem Verzeichnis von Novaks Bibliothek auf den Webseiten des DLA zu entnehmen ist, besaß sie mehrere Bücher Solženicyns: *Krebsstation*, *August vierzehn*, *Ostpreußische Nächte*, *Die Eiche und das Kalb*, *Im Interesse der Sache*, auch die Materialiensammlung *Über Solženicyn*, herausgegeben von Elisabeth Markstein, Felix Ingold und A. S. selbst. Von der Existenz des Gulag wusste sie bereits relativ früh, im Roman *Im Schwanenhals* schreibt sie, dass sie 1955–56 von der Lektüre Wolfgang Leonhards *Die Revolution entläßt ihre Kinder* sowie Susanne Leonhards *Gestohlenes Leben* bewegt war.

Gdańsk 2017, Nr. 36

Marion Brandt

(Uniwersytet Gdański, Wydział Filologiczny /
Universität Gdańsk, Philologische Fakultät)

Semantiken von Legbađ. Zur Genese von Helga M. Novaks Erzählung *Portrait einer polnischen Greisin*

Die Rekonstruktion der Genese von *Portrait einer polnischen Greisin* anhand der Handschriften im Nachlass Helga M. Novaks ermöglicht es, einen Einblick in die Werkstatt der Schriftstellerin zu gewinnen und neue Interpretationsthesen für diesen Text zu formulieren. Sie berücksichtigen nicht nur das Polenbild, sondern auch die Charakteristik der Protagonistin und verweisen auf die Bedeutung der alttestamentarischen Josef-Figur in Novaks Schaffen.

Schlüsselwörter: Textgenese, Intertextualität, Polen in der deutschen Literatur, Josef (Gestalt des Alten Testaments)

Semantics of Legbađ. On the Genesis and Intertextuality of Helga M. Novak's *Portrait einer polnischen Greisin*. Reconstruction of the genesis of *Portrait einer polnischen Greisin* based on manuscripts in Helga M. Novak's heritage gives an insight into the production process of this author and makes it possible to formulate new interpretation theses for this text. They consider not only the picture of Poles, but also the characteristics of the protagonist and point out significance of the Old Testament Joseph figure in Novak's work.

Keywords: genesis of works, intertextuality, Poles in German literature, Joseph (figure of the Old Testament)

Auf ihren Reisen durch Polen gelangte Helga M. Novak in den 1980er Jahren auch in die Tucheler Heide (pln. Bory Tucholskie), die sie mit ihren Kiefernwäldern, Sandböden und Seen an die Mark Brandenburg erinnerte. Beide Landschaften gehören der gleichen geologischen Formation an. Die Schönheit dieses Waldgebietes, das zu den größten Polens zählt, als Nationalpark und Naturschutzgebiet im Jahr 2010 von der UNESCO zum Biosphärenreservat erklärt wurde, muss einen besonderen Eindruck auf die Dichterin gemacht haben. 1989 ließ sie sich in dem Dorf Legbađ nieder, wo sie über vier Jahre hinweg ein Haus ausbaute. 15 Jahre später begann sie sich aus Krankheitsgründen wieder öfter in Deutschland aufzuhalten, 2006 mietete sie eine Wohnung in Erkner, und im Mai 2011 war sie zum letzten Mal in Legbađ.¹

Die Erzählung *Portrait einer polnischen Greisin* gehört neben den Gedichtbänden *Märkische Feemorgana* und *Silvatica* sowie dem Hörspiel *Nekropole* zu denjenigen literarischen

¹ Vgl. die von Rita Jorek zusammengestellte Biografie in: Helga M. Novak zum Gedächtnis. Frankfurt am Main 2014, S. 118.

Texten, die Helga M. Novak in Legbađ schrieb und/oder die durch diesen Ort inspiriert waren.² In ihr wird nicht nur, wie es der Titel nahe legt, eine fast 100-jährige Polin porträtiert, sondern auch das Verhältnis zwischen ihr und einer Erzählerin charakterisiert, einer Deutschen, die im Frühjahr und Sommer 1988 und erneut ab März 1989 ein Zimmer im Haus dieser Frau gemietet hat.³ Als Ort der Handlung wird Legbađ direkt angegeben. Der Hintergrund des Textes ist wie so oft bei Novak ein autobiografischer. So wie ihre Erzählerin mietete auch sie in dieser Zeit in Legbađ ein Zimmer im Haus einer älteren Bäuerin.

Vorfassungen zu diesem Text, die sich im Nachlass Novaks im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar befinden, erlauben es, seine Genese zu rekonstruieren und somit Erkenntnisse über die Arbeitsweise der Schriftstellerin, über die Literarisierung des Autobiografischen und Einblick in den Prozess der literarischen Semantisierung von Legbađ zu gewinnen.

1

Die Typoskripte im Nachlass lassen sich grob gesehen drei Textschichten zuordnen. Die erste gleicht Tagebuchaufzeichnungen und enthält Erinnerungen, Gedanken und Wahrnehmungen, die Helga M. Novak während ihres Aufenthaltes in Legbađ notierte. Einige Abschnitte aus diesem Text hat sie mit rotem oder blauem Filzstift eingerahmt und so zum weiteren Bearbeiten ausgewählt. Das Ergebnis dieses Weiterschreibens birgt die zweite Textschicht, die noch einmal nach Schreibmaschinentype und Papiersorte differenziert ist und mindestens zwei Überarbeitungsphasen widerspiegelt. Sie enthält untereinander und vom Drucktext abweichende Abschnitte der Erzählung, die einzeln auf jeweils einem DIN A4-Blatt stehen.⁴ Die dritte im Nachlass erhaltene Textfassung ist eine mit dem Drucktext der Erzählung fast identische Kopie des Hörspielmanuskripts *Landleben mit Josefa. Porträt einer polnischen Greisin*, das am 3. Januar 1990 vom Hessischen Rundfunk Frankfurt am Main gesendet wurde. Dieses Datum bildet den *terminus ante quem* für die Entstehungszeit des Textes, die demnach mit der erzählten Zeit deckungsgleich ist. Hinweise auf (Rundfunk-)Sprecher und die Übereinstimmung in der Schreibweise von Städtenamen in der zweiten Textschicht und im Hörspiel⁵ deuten darauf hin, dass letzteres vor der fünf Jahre später veröffentlichten Erzählung entstanden ist. Die Regieanweisungen für das Hörspiel enthalten zudem zusätzliche Informationen über den Erzähltext. So sind für die Sendung vier Sprecher vorgesehen und die 60 durch Leerzeilen voneinander abgetrennten Abschnitte der Erzählung lassen

² Vgl. Izabela Surynt, *Zwischenräume. Helga M. Novaks polnische Phantasien*. Jabłonowski Preis 2009, Leipzig 2011, S. 13–39, hier S. 36–39; dies., *Przemoc – Pamięć – Tożsamość w niemieckiej literaturze drugiej połowy XX wieku. Światy ze słów Helgi M. Novak*, Wrocław 2010, S. 327–349.

³ Diese Datierung ermöglichen zwei im Text gegebene Informationen. Es heißt dort, die 97-jährige Jozefa wurde 1891 geboren, und dass „jetzt“, „Anfang 1989“, die „Benzinmarken“ abgeschafft wurden. Helga M. Novak, *Portrait einer polnischen Greisin*, in: dies., *Aufenthalt in einem irren Haus. Gesammelte Prosa*, S. 301–335, hier S. 325, 302, 306.

⁴ Die Texte wurden auf unterschiedlichem Papier und auf zwei verschiedenen Schreibmaschinen getippt. DLA Marbach, A:Novak [Prosa / Portrait einer polnischen Greisin]. Zwei weitere Blätter befinden sich in: DLA Marbach, A:Novak [Dramatisches / Nekropole. Hörspiel, und andere Aufzeichnungen].

⁵ Dort steht Tschersk für Czersk, Legbond für Legbađ, während im Druck die polnischen Namen (wenn auch ohne Sonderzeichen) genannt werden.

sich dementsprechend vier Ebenen zuordnen: Neben der dominierenden Erzählstimme gibt es Sprecher für Landschafts-, Alltags- und Personenbeschreibungen.⁶ Dieser Perspektivenwechsel strukturiert auch die Erzählung.

Am stärksten unterscheiden sich die erste und zweite Textschicht voneinander. Während die erste den Charakter eines Tagebuchs trägt, konzentriert sich die zweite ganz auf die Charakteristik der polnischen Hauptfigur. In den ersten Aufzeichnungen erzählt das autobiografische Ich von sich, seinen Erinnerungen, Gedanken, Wahrnehmungen und Beziehungen in Legbåd, wobei das Verhältnis zu seiner Zimmerwirtin bereits von Bedeutung ist. In der Endfassung des Textes wird die Erzählerin dann ausschließlich in ihrer Beziehung zu der porträtierten „polnischen Greisin“ gezeigt. Unter den Aufzeichnungen der ersten Textschicht fallen zudem vier Blätter ins Auge, die an ein „Du“ gerichtet sind und einen Satz mit einem „Wir“ enthalten, das Horst Karasek einschließt („Aber wir waren in Breitensee oft auch nur am Wochenende.“⁷). Wenn sich mit diesen Blättern nicht Teile eines Briefes in die Dokumente der Erzählung verirrt haben sollten, könnte dies bedeuten, dass Helga M. Novak zunächst in Briefform von ihrem Leben in Legbåd erzählen wollte und/oder dass die Erzählung aus Briefen hervorgegangen ist. Diese Annahme bestärken andere Brief erzählungen (*Brief aus Kanton, Reise nach Rumänien. Brief an Hans-Joachim Schädlich*), die sie Mitte der 1980er Jahre schrieb.⁸

Im Folgenden gebe ich einige Beispiele für den autobiografischen Bezug der ersten Textschicht. So erzählt Helga M. Novak hier von ihrer Wahrnehmung Polens:

Nirgens [*sic!*] sind die Antiquariate so reichlich mit Klassikern und Romantik bestückt wie in Polen. Nie konnte ich mir einen Goethe kaufen, jetzt kriege ich alles für Pfennigbeträge. Was in diesem Land an deutschen Büchern herumschwirrt, sagt über die preußische Geschichte mehr aus als jede Historie. Ich rede von Westpolen, den Osten kenne ich noch nicht, Galizien und Preußisch-Polen [*recte*: Russisch-Polen, M.B.]. Die Leute hier teilen ihr Land ein in Polen A, Polen B, Polen C. A gilt für Preußen, B für Galizien, C für Russisch-Polen. Heute noch.⁹

Die oftmals sehr persönlichen Niederschriften enthalten Erinnerungen an Italien, China und Island, etwa in einem Vergleich zwischen polnischen und isländischen Bauern, und berichten über Begegnungen und Gespräche mit den Nachbarn: „Gestern, Freitag, kam der Nachbar aus dem oberen Haus zu Besuch. Er ist vielleicht 60 Jahre alt [...] Er hat mich ausgefragt, und ich habe ‚mein Leben‘ erzählt. Wir haben Wasserdeutschpolnisch geredet, auch er hat kurz eine deutsche Schule besucht.“¹⁰

⁶ Helga M. Novak, Porträt einer polnischen Greisin (Kopie des Radio-Typoskripts). DLA Marbach, A:Novak [Prosa / Portrait einer polnischen Greisin].

⁷ Helga M. Novak, Portrait einer polnischen Greisin. DLA Marbach, A:Novak. Zwei weitere (eventuell dazugehörige) Seiten eines Briefes oder einer Brief erzählung über Legbåd befinden sich in: Helga M. Novak, Prosa / Verschiedenes: Prosatexte u. Porträts zu Polen. DLA Marbach, A:Novak.

⁸ Novak, Aufenthalt in einem irren Haus, S. 284–300. Zu der Bedeutung von Briefen für die Genese von Texten siehe in diesem Band den Beitrag von Katrin von Boltenstern „Briefe, die kein Ende finden“ Briefeschreiben in Werk und Nachlass von Helga Novak, S. 61–72.

⁹ Novak, Prosa / Portrait einer polnischen Greisin. DLA Marbach, A:Novak.

¹⁰ Ebd.

Einer der auffälligsten Unterschiede zum Drucktext besteht darin, dass die Ich-Erzählerin dort nicht als Schriftstellerin gezeigt wird. In den Aufzeichnungen dagegen spricht Helga M. Novak mehrmals von ihrem Schreiben. Und die sicherlich bewegendsten Stellen in den ersten Aufzeichnungen sind Äußerungen über das Glück, das sie in Legbað erfuhr: „Es ist hier so schön, daß ich es nicht beschreiben kann. Ein Traum, mein Traum.“¹¹ Oder „Was mir so wichtig ist zu sagen, es ist der Wald, ich gehe schon morgens vier Uhr in den Wald, habe niemals Angst. Ein angstfreies Leben im Wald. Ja, das ist alles, mehr wollte ich nie.“¹² Manche Tage wandert sie, wie sie schreibt, 10 km durch den sich endlos hinziehenden Wald.

Die folgende Aufzeichnung erzählt von ihrem Alltag, wie sie ihn auch später, im eigenen Haus, liebte, und verdeutlicht, wie nahe beieinander für sie das Gefühl des Glücks und der Gedanke an den Tod lagen:

Wann ich am glücklichsten bin: wenn ich eine saubere Küche habe, einen großen Küchentisch, darauf meine Schreibmaschine und Platz für Töpfe, Schüsseln, Gläser, Pfannen, Bretter. Dann brauche ich noch Leute, die ich bekochen kann; während ich das Essen zubereite, setze ich mich immer mal an die Maschine und schreibe etwas auf. Der Herd bullert, auf dem Tisch habe ich noch genug Zigaretten, riesigen Aschenbecher, ein Glas mit Wasser, wohin ich die Kippen werfe, eine Flasche mit Zytia-Wodka, eine Tasse Tee mit viel Zitrone. Ja, dann bin ich am glücklichsten, zwischendurch lese ich Gedichte von Eichendorff, ich habe in der Nähe von Opole sein total verkommenes, überwachsenes, von umgekippten, verrosteten Zäunen umgebenes Grab besucht. Ich denke täglich an dieses Grab.¹³

Schreiben und Kochen – beides geschieht gleichzeitig. Auch Wolf Biermanns sehr suggestive Darstellung von Novaks Lebens in Legbað verschränkt die Ebenen der geistigen und physischen Tätigkeit. Helga M. Novak, so schreibt er,

pflanzte sich Kartoffeln, schrieb Gedichte, köpfte Weißkohl, stampfte und presste ihr Sauerkraut, schrieb Briefe an die letzten Freunde, fütterte ihre Hühner und legte Salzgurken ein [...]. Sie schlachtete ihr Schwein und selchte das Fleisch in der Tonne und brannte Schnaps.¹⁴

Tatsächlich versorgte und ernährte sich Helga M. Novak aber keineswegs so bäuerlich, sie lebte von Wild, Fischen Pilzen, zog Mangold, Basilikum, Thymian, Pfefferminze, Rosmarin, Lavendel und liebte es, wenn man ihr aus der Stadt Schafskäse, Oliven und Auberginen mitbrachte. In diesen Aufzeichnungen beschreibt sie ihr Menü wie folgt:

Meine Spezialitäten sind Sauermehlsuppe, Barschtsch, Gulasch, Bigos, Entenbraten, Rindsbrühe (dazu brauche ich zwei Tage), gefüllte Paprikaschoten, Blumenkohlaufguss und Leberpastete. Daß ich alles von Fischen verstehe, hat sich ja schon rumgesprochen. Von Kartoffeln bin ich zu Buchweizengrütze übergegangen, manchmal mache ich Polente [*sic!*] [...].¹⁵

Wie in der Erzählung *Portrait einer polnischen Greisin* spricht sie auch in den Arbeitshandschriften von den Schwierigkeiten, die das Zusammenleben mit der Hausbesitzerin zuweilen

¹¹ Ebd.

¹² Ebd.

¹³ Ebd.

¹⁴ Wolf Biermann, *Warte nicht auf bessere Zeiten. Die Autobiographie*, Berlin 2016, S. 502.

¹⁵ Novak, *Prosa / Portrait einer polnischen Greisin*. DLA Marbach, A:Novak.

verursacht. Grund dafür sind unterschiedliche Lebens- und Essgewohnheiten und die Versuche der Wirtin, ihrem Gast die eigenen Regeln aufzuzwingen. Die interkulturelle und intergenerationelle Beziehung zwischen den beiden Frauen ist von großen Unterschieden geprägt, auf die beide mit Verwunderung, Unmut, aber auch mit Empathie, Zuneigung und Humor reagieren. In den Aufzeichnungen stellt sich das Verhältnis zwischen den Frauen etwas konfliktgeladener dar als in der Erzählung. So finden sich die folgenden Sätze nicht mehr in dem späteren Text: „Sie hat schonmal den Stock gegen mich erhoben, mit siebenundneunzig Jahren. Ich habe gelacht und den Fotoapparat aus der Tasche geholt, das hat ihr einen Dämpfer gegeben.“¹⁶ Das unterschiedliche Verhältnis beider Frauen zur Religion thematisiert Novak in der Erzählung sehr zurückhaltend. Anders ist es in den Aufzeichnungen, wofür das folgende Zitat ein Beispiel ist. Die Erzählerin gibt die vermeintlichen Gedanken ihrer Wirtin und ihre eigene Antwort im Geiste wieder:

Was passiert, wenn diese Deutsche über Weihnachten hier ist? Wenn der Pfarrer zu mir beten kommt, und die steht im Haus rum? Die ist doch nicht katholisch? Lieber Meingott! Wenn sie wüßte, daß ich nichtmal getauft bin. Ich könnte sie beruhigen, denn zu Weihnachten werde ich ganz woanders sein. Aber ich habe keine Lust, zu brüllen, daß die Wände wackeln.¹⁷

Vermutlich ist es dieses tagebuchartige Schreiben, das Helga M. Novak in einer Briefzerzählung an Hans Joachim Schädlich mit den Worten „[r]ausgehauen, rausgeplatzt, rausgebrüllt“ als expressionistisch bezeichnet. „Distanz“ zu dem Individuellen, dem Erlebten und Gefühlten, schuf sie nach eigenen Worten durch „Verkürzung“, worunter wohl das Auswählen, Streichen, Fokussieren bzw. Reduzieren auf eine bestimmte Perspektive zu verstehen sind. Ihr Ideal war es, sachlich und genau, „direkt“ wie eine Fotografie zu erzählen.¹⁸ Im Laufe der Arbeit an der Erzählung *Portrait einer polnischen Greisin* kommt es zu einer völligen Veränderung der Perspektive, so dass am Ende nicht mehr die Situation der Schreibenden im Zentrum steht, sondern eine andere Person, die „polnische Greisin“, und die Ich-Erzählerin nur noch – fast fotografisch – registriert, was diese tut oder sagt. Ihre Gedanken und Wahrnehmungen sind ganz auf die Protagonistin, auf deren Lebensweise, Sprache, Biografie, die soziale Umgebung und die Landschaft, in der sie lebt, fokussiert. Diese Ausrichtung des Erzählobjektivs auf ein zentrales Objekt ist ein Verfahren, das schon Novaks frühe Prosatexte charakterisiert. Solch ein Objekt können materielle Gegenstände wie *Der Filettiertisch* oder *Die Gefrierpfanne*, Tätigkeiten und Verrichtungen wie *Hering packen* oder *Hummer brechen* oder eben Menschen sein wie in den Porträts des Zyklus *Teppichweberei* aus dem Band *Geselliges Beisammensein*.¹⁹

Die zunehmende Fokussierung auf die „polnische Greisin“ dokumentieren verschiedene Differenzen zwischen dem Drucktext und den Vorfassungen. Während etwa das Ich der Aufzeichnungen mit mehreren Personen aus dem Dorf Gespräche führt und deren Biografien erfragt, spricht die Erzählerin im späteren Text entweder mit Jozefa oder mit anderen

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Helga M. Novak, *Reise nach Rumänien. Brief an Hans Joachim Schädlich*, in: dies., *Aufenthalt in einem irren Haus. Gesammelte Prosa*, Frankfurt am Main 1995, S. 287–300, hier S. 289.

¹⁹ Vgl. Novak, *Aufenthalt in einem irren Haus. Gesammelte Prosa*, S. 23–55.

Menschen über sie. Die Erinnerungen weiterer Figuren wie die des Schwiegersohns Romuald werden im Vergleich zur ersten Textschicht gekürzt und nicht mehr in der 1. Person, sondern in der 3. Person erzählt.

Mit dem Zurücktreten der Ich-Erzählerin verliert sich in der Endfassung auch ihr Polnisch. In der zweiten Textschicht gibt sie noch polnische Worte in einer eigenen Lautschrift wieder – sie ist wohl ein Beleg dafür, dass Helga M. Novak ihr Polnisch überwiegend mündlich, in Gesprächen, lernte. Beispiele dafür sind „pischä“ (pisze, schreibt), „sapomjawam“ (zapomniałam, ich habe es vergessen), „wuda gotujä“ (woda gotuje, das Wasser kocht), „jadwua“ (jadła, sie hat gegessen), „tzo“ (co, was), „njäma niietz“ (nie ma nic, es ist nichts da); „smatschnjego“ (smaczno, guten Appetit), „Gschauka“ (grzałka, Tauchsieder). Diese Worte befinden sich nicht mehr im Drucktext. Stehen bleibt allein das Wort „Babscha“, (babcia, Großmutter) mit dem die Erzählerin ihre Wirtin anspricht.

Das soziale Umfeld in der Erzählung wird ebenfalls zunehmend über die Fokussierung auf Jozefa beleuchtet, wie die folgende Szene zeigt. Im Drucktext heißt es:

Die Nachbarn sind gekommen, mit Wodka und Akkordeon. Jozefa fordert auch für sich ein Gläschen Schnaps. Sie sitzt wie eine kleine Ballkönigin auf dem Sofa und läßt die Beine baumeln. Sie dreht ihr Köpfchen und freut sich, – bei uns ist was los! Sie nimmt ihr Kopftuch ab und fährt sich mit der langen großen Hand über den Kopf, streicht die Haare glatt. Sie hält ihr Glas fest und wiegt sich ganz leise zur Musik. Sie tuschelt mit der Nachbarin und kichert. Sie muß einmal eine Prinzessin gewesen sein, und wenn es auch nur im Kreis ihrer Familie war, als Jüngste unter neun Kindern.²⁰

In einer früheren Fassung richtet die Erzählerin noch nicht all ihre Aufmerksamkeit auf Jozefa und erzählt mehr von sich und anderen Personen:

Nichts, als ein Samstagabend im August.

Die südlichen Nachbarn sind in den Preiselbeeren gewesen, anschließend haben sie Latwerge gekocht. Der östliche Nachbar hat Holz gesägt. Romuald hat mit Pferd und Wagen Baumstämme transportiert. Anschließend hat er Grünfutter gemäht. Jozefa hat ihr Geflügel gefüttert und Krautsuppe gekocht. Ich habe Pilze gesammelt und zum Trocknen aufgehängt. Dann haben mich die Kinder zum Baden abgeholt. Mit einemmal war es Abend, noch sehr warm, eben nur die Mücken!

Gegen acht kommt der südliche Nachbar, geht durch in Jozefas Zimmer und stellt eine Flasche Wodka auf den Tisch. Seine Frau stellt zwei große Gläser mit eingelegtem Fisch daneben. Jozefa haut an meine Zimmertür und sagt, – komm du, komm!

Romuald sucht Gläser zusammen, ich wasche rasch ein paar Gabeln ab und bringe kleine Teller rein. Der Nach[bar] springt noch einmal davon und kehrt mit seinem Akkordeon zurück. Ein altes Instrument, oft repariert, mit viel Elfenbein und Intarsien aus Perlmutter. Das Akkordeon strahlt uns an, sozusagen verheißungsvoll. Ich gehe in die Küche und mache Tee, schneide Zitronen in Scheiben. Jozefa sitzt auf ihrem Sofa, die Nachbarin muß sie bitten, ein Stück zu rutschen. Wir stoßen an und trinken. Jozefa sagt, – ich auch!²¹

An diese Sommerabende erinnert sich noch heute der Besitzer von Novaks Haus, dessen Großeltern die Nachbarn der Dichterin waren. Sein Großvater habe tatsächlich Akkordeon gespielt und nicht selten endeten diese Abende mit Gesang und Tanz. Er selbst gehörte damals zu den Kindern, für die Helga M. Novak Eis und Limonade zubereitete und mit denen sie

²⁰ Novak, Portrait einer polnischen Greisin, S. 320.

²¹ Novak, Prosa / Portrait einer polnischen Greisin, DLA Marbach, A:Novak.

zusammen baden ging. Davon ist noch in der zweiten Textschicht die Rede: „Jozefa hat keine Nachkommen und freut sich, wenn die Kinder mich besuchen, weil ich Eis machen kann. [...] Wenn ich Limonade gemacht habe, tritt Jozefa herzu mit Schere und Stroh und schneidet Trinkhalme zurecht.“²² Bei solchen Stellen, die so konkret von ihrem Leben in Legbąd erzählen, bedauert man ein wenig, dass die Dichterin sie verwarf.

2

Die im Nachlass aufbewahrten Typoskripte dokumentieren nicht nur den Prozess der Ausrichtung des Erzählens auf ein zentrales Objekt. Sie geben auch Einblick in den Semantisierungsprozess, dem der Text bei seiner Entstehung unterlag, und suggerieren eine Antwort auf die Frage, warum die Figur der „polnischen Greisin“ in den Mittelpunkt des Textes gerückt wurde.

Helga M. Novak schrieb Polen allgemein einen anarchischen Habitus zu, bezeichnete sie als „antiautoritär, anarchisch, nicht anarchistisch. Geborene Partisanen.“²³ Über die Menschen in Legbąd schrieb sie in einem unveröffentlichten Text, der vermutlich im Umfeld der Arbeiten zum *Portrait einer polnischen Greisin* entstand: „Die Leute passen mir einfach, sind eben so ungefähr wie ich. Bis zu einem gewissen Grad würden wir alle als Anarchisten, als Verrückte gelten. Nur hat das hier eben Tradition, man war immer dagegen.“²⁴ Die Dichterin verstand sich selbst spätestens seit den 1960er Jahren als Anarchistin. Schon im Sommer 1965 war sie, „[a]ngetrieben von unzähligen Berichten über die spanischen Anarchosyndikalisten, die sich gegen die Kommunisten wehren mußten [...]“²⁵, mit ihrem Ehemann Thor Vigfusson von Paris nach Barcelona gewandert. Sie interessierte sich für Bakunin und Kropotkin,²⁶ beteiligte sich 1973 mit ihrem Lebensgefährten, dem Anarchisten Horst Karasek, während der Nelkenrevolution am Aufbau einer landwirtschaftlichen Kooperative in Portugal, und auch an *Solidarność* interessierte sie vor allem die „anarchosyndikalistische Komponente“²⁷. Polen zeichnete sich für sie dadurch aus, dass es durch seine Geschichte von Teilung und Okkupation eine starke Tradition der gesellschaftlichen Selbstorganisation jenseits oder sogar gegen den Staat ausgeprägt hat. Laut Izabela Surynt imaginierte sie es als einen Ort, „wo man [...] selbst über sich entscheidet, sich von unten auf in Form von ‚nachbarschaftlicher Selbsthilfe‘ jenseits des Staates und seiner Organe organisiert und die Wirklichkeitsgestaltung auf eigene Faust bewältigt.“²⁸ In diesen Polendiskurs schreibt sich die Erzählung *Portrait einer polnischen Greisin* ein, die den Leser – so Surynt – in das „archaische Klima eines Ortes führt, in dem – aus

²² Ebd. Im Druck ist es Jozefa, die den Kindern Saft anbietet und Strohhalm zurechtschneidet. Vgl. Novak, *Portrait einer polnischen Greisin*, S. 322.

²³ Helga M. Novak und Bernd Dreiocker, *Leben im Wald. Die Schriftstellerin Helga M. Novak*, in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* 165 (1998) 22, S. 26, zit. n. Konstantin Ulmer, *Ungebunden, ungehorsam, ungezügelt. Zum Leben und Werk der Dichterin Helga M. Novak*, in: *Deutschland Archiv Online*, 07.03.2014, URL: <http://www.bpb.de/180114> [19.08.2017].

²⁴ DLA Marbach, A:Novak [Prosa / Verschiedenes: Prosatexte u. Porträts zu Polen (Legbąd)].

²⁵ DLA Marbach, A:Novak [Prosa / Verschiedenes: Exzerpte und Notizen].

²⁶ Wie Andreas Reimann sich erinnert, hatte Helga M. Novaks bereits 1965 Bakunin gelesen. Zu Kropotkin vgl. ihr Gedicht *Kropotkin und die Polen*, in: Helga M. Novak, *solange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte*, hrsg. von Rita Jorek, Frankfurt am Main 1999, S. 521f.

²⁷ Ein hohes Maß an Denkfaulheit. Interview mit Helga M. Novak, *Die Tageszeitung*, 7.10.1982.

²⁸ Surynt, *Zwischenräume*, S. 16.

westeuropäischer Perspektive – die Zeit stehengeblieben ist.²⁹ Das Leben der Bewohner von Legbąd wird als etwas gezeichnet, was am Rande der Zivilisation verläuft. Politische Herrschaft wurde in dieser Region nur als Gewalt erfahren (in den Teilungen Polens und der deutschen Okkupation während des Zweiten Weltkrieges) und wird aktuell (im sozialistischen polnischen Staat) als eine von dem Leben der Menschen weit entfernte Institution wahrgenommen. Die „Sandbauern“ leben von ihren kleinen Wirtschaften mit Geflügel, Schweinen, vom Gemüse- und Kartoffelanbau, von der Fischzucht und vom Wald, in dem sie Beeren und Pilze sammeln. Ihre Ernährung „basiert auf Selbstversorgung. Es wird geräuchert, gepökelt, getrocknet, eingeweckt und eingekocht – wie seit Jahrhunderten“³⁰. Ihr „[e]infaches Leben“³¹ generiert nicht einmal Abfall oder Müll, denn sie verwerten alles weiter. Ein Bild für die Naturnähe dieser Existenz, aber auch für die Armut der Bauern sind ihre Häuser, deren Dächer mit Stroh und Moos bedeckt sind.³² Neuere technische Erfindungen wie der Tauchsieder oder der Kühlschrank sind ihnen unbekannt oder suspekt: Jozefa benutzt den Tauchsieder der Erzählerin auf recht ungewöhnliche Weise, indem sie mit ihm Kaffee kocht,³³ und den neuen Kühlschrank, den ihr Gast gekauft hat, beäugt sie misstrauisch, zugleich den Neid der Nachbarn fürchtend.³⁴ Dieses Bild ist, wie die Typoskripte der Erzählung zeigen, ein kreierte: In den Aufzeichnungen der ersten Textschicht besitzt Jozefa anders als in der Erzählung z.B. einen Fernseher, in dem sie jeden Abend „pünktlich die Fernschnachrichten“ einschaltet und den Wetterbericht verfolgt.³⁵ Auch die Signalworte „Selbstversorgung“ und „einfaches Leben“, mit denen Novak den Aspekt des Herrschaftsfreien unterstreicht, kommen erst in der Endfassung in den Text.

Der Hinweis, dass die Bauern Holz an Möbelfabriken liefern, die „mit IKEA Auslandsverträge abgeschlossen haben“³⁶, passt ebenfalls nicht in dieses Bild und fehlt im gedruckten Text. Der Eindruck der Zivilisationsferne wird noch dadurch verstärkt, dass mit Ausnahme des Reaktorunglücks von Tschernobyl jegliche Hinweise auf aktuelle politische Ereignisse fehlen.³⁷ Ein Blick in die erste Textschicht zeigt auch hier, dass dieses Bild konstruiert ist. Dort finden sich z.B. Informationen über die Streiks in Polen am 1. Mai 1988 und über den Mai-Aufzug in der DDR sowie Verweise auf Fernsehsendungen mit dem polnischen Staatschef Wojciech Jaruzelski.

In einem Interview mit Doris Netenjakob sprach Helga M. Novak von einer Utopie des Neubeginns, die sich für sie in Legbąd erfüllt habe. Die Idee, neue gesellschaftliche Strukturen schaffen zu können (z.B. in der Nachkriegsjahren in der SBZ/DDR oder 1973 in Portugal) habe sich für sie in das individuelle Projekt des Bewohnbarmachens von einem Stück Land gewandelt:

²⁹ Surynt, *Przemoc – Pamięć – Tożsamość*, S. 343.

³⁰ Novak, *Portrait einer polnischen Greisin*, S. 329.

³¹ Ebd., S. 315.

³² Ebd., S. 305.

³³ Ebd., S. 318.

³⁴ Ebd., S. 313.

³⁵ Novak, *Prosa / Portrait einer polnischen Greisin*, DLA Marbach, A:Novak.

³⁶ Ebd.

³⁷ Die einzige Zeitangabe betrifft die bereits erwähnte Abschaffung der Benzinmarken Anfang 1989 (vgl. Anm. 3).

Hier hat sich eigentlich so eine Utopie für mich erfüllt. Das war hier also nun wirklich der reinste Urwald und Gestrüpp und alles zugewachsen und nichts. So eine Ecke, so eine Ecke selber urbar zu machen, zu bepflanzen und ... nicht zu begradigen, aber einfach urbar zu machen. Bewohnbar zu machen, eine Ecke bewohnbar zu machen, ein Stückchen Land ... nicht zu besitzen. Ich besitze es ja nicht ... aber zu bewohnen, zu beleben, bewohnbar zu machen. Das war schon eine meiner Utopien, die war lange gepaart mit sozialistischen ... das waren lange, jahrelang sozialistische Utopien, die ich hatte ... also so in Richtung Kolchosa oder Produktionsgemeinschaft. Das hat sich ja in dem Sinne in der Praxis bald zerschlagen, es hat ja nicht funktioniert, nicht? Aber in ganz jungen Jahren ging die Utopie durchaus in Richtung Gemeinschaft, später dann wollte ich durchaus meine Ruhe haben und alleine in der Natur leben. Und das habe ich auch gemacht.³⁸

Dieses Ideal – das Leben in der Natur und das Urbarmachen von Land – bezeichnet sie mit dem Begriff des „einfachen Lebens“, den sie nicht nur in die Erzählung einflieht, sondern auch zur Beschreibung ihres eigenen Lebens in *Legbåd* verwendet.³⁹ Sie kann dabei von Henry David Thoreaus Forderung nach dem „einfachen Leben“ und dessen Experiment, dem zwei-jährigen Leben im Wald, das er in seinem Buch *Walden oder Leben in den Wäldern* beschreibt, inspiriert worden sein. Thoreaus Werke erfuhren durch die von Novak miterlebte Studentenbewegung in Deutschland eine verstärkte Rezeption; auch die Besetzer der Startbahn West in Frankfurt am Main, mit denen die Dichterin sympathisierte, ließen sich von *Walden* beim Bau ihres Hüttendorfes anregen.⁴⁰

Die Erzählung *Portrait einer polnischen Greisin* legt nahe, dass Novak sich dafür interessierte, wie der Einzelne im herrschaftsfreien Raum, im anarchischen „Niemandland“⁴¹, leben und überleben kann. Anders als die Vorfassungen durchzieht den Drucktext wie ein schwarzer Faden die Frage, woher die alte Frau die Kraft genommen hat, ihr „einfaches“, aber keineswegs leichtes Leben zu führen. Mit ihren 97 Jahren ist sie, trotz mangelhafter Hygiene, gesund, flink und führt immer noch die Wirtschaft im Haus. Die Erzählerin nennt sie „eine Kämpferin“⁴². Jozefa steht laut Ursula Bessen „für das, was Novaks Frauengestalten immer auszeichnet: Überleben durch Widerstand und Kampf, sei er offensiv oder leise.“⁴³ Obwohl

³⁸ Doris Netenjakob, *Sag ihnen – ich lebe ich sterbe ich lebe*. Ein Besuch bei der Schriftstellerin Helga M. Novak. Feature. Deutschlandfunk Köln im Deutschlandradio 2005.

³⁹ So im Brief Helga M. Novaks an Horst Karasek vom 1.12.1993, DLA Marbach, A:Novak.

⁴⁰ Henry David Thoreau, *Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat*, Zürich 1967. Wie der Herausgeber W. E. Richartz schreibt, wurde dieser Essay erstmals 1966 in einer Frankfurter Handpresse auf Deutsch gedruckt. Zum Ideal des „einfachen Lebens“ vgl. Henri David Thoreau, *Walden oder Leben in den Wäldern*, Zürich 1971, bes. S. 99.

⁴¹ Das Leben im anarchischen Niemandland ist Thema der Erzählung „Das Haus an der Grenze“ von Horst Karasek (Darmstadt u. Neuwied 1987), die ebenfalls Autobiografisches verarbeitet, nämlich den Kauf eines Hauses in Breitensee an der innerdeutschen Grenze, in dem Horst, Ute und Peter Karasek und Helga M. Novak von 1973 bis 1977 lebten. Die Protagonisten Konrad Kadritzke und Maria Maleicke gehen dort auf ihren Spaziergängen immer wieder ins Grenzgebiet und fühlen sich „gerade in diesem Niemandland sicher aufgehoben, keine Staatsgewalt regiert hier und die Flora ist sich selber überlassen.“ Ebd., S. 49.

⁴² Novak, *Portrait einer polnischen Greisin*, S. 324.

⁴³ Ursula Bessen, Helga M. Novak, in: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, S. 1–18, hier S. 8. URL: <http://www.nachschlage.NET/document/1600000424> [abgerufen von Deutsches Literaturarchiv am 21.7.2017].

die Erzählerin konstatiert: „Verborgen bleibt die Quelle eines so rabiaten Überlebens“⁴⁴, bietet sie doch mögliche Antworten auf diese Frage an. So suggeriert sie, auch wenn sie selbst sich davon distanziert, dass es der Glaube sei, der Jozefa „am Leben erhalten“ habe.⁴⁵

Mit Blick auf diesen Aspekt der Erzählung erhält eine weitere Textänderung besonderes Gewicht: Im Typoskript der ersten Textschicht zeigt Jozefa der Erzählerin ein Oktavheft mit der Passionsgeschichte Christi, „auf jeder Seite ein Bildchen und groß gedruckter Text. Sie erklärt mir den Leidensweg, und wie sie ihn unterwegs verprügelt haben.“⁴⁶ In der Erzählung besitzt Jozefa dagegen ein Buch mit der Legende der Heiligen Genovefa von Brabant, die sie der Erzählerin vorliest. Durch deren Kommentar erhält diese Geschichte eine besondere Bedeutung: „Auch wenn Jozefa keine ausgemachte Leserin ist, so sind wahrscheinlich einige Bücher durch ihre neunzigjährigen Hände gegangen. Warum ist diese Legende als einziges an ihr hängengeblieben?“ Wenn sie dann noch sagt, der „Ursprung“ dieser „besonderen Heiligenverehrung“ werde „bestimmt im dunkeln bleiben“, wird der Leser recht deutlich zur Lösung eines Rätsels eingeladen.⁴⁷ Tatsächlich ist Genovefa von Brabant keine von der Kirche kanonisierte Heilige. Wenn Jozefa sie dennoch als solche verehrt, zeigt Novak damit sogar ihren Glauben als etwas, das zumindest teilweise unabhängig von der institutionellen Autorität existiert. Die Legende selbst enthält noch weitere bedeutsame Konnotationen: Genovefa von Brabant wurde aufgrund einer Verleumdung von ihrem Mann verstoßen und lebte sechs Jahre lang in einer Höhle, in der sie ihr Kind allein aufzog, ehe ihr Mann, inzwischen von ihrer Unschuld überzeugt, sie wieder zu sich nahm.⁴⁸ Damit ist sie so wie Jozefa eine Frau, die allein, auf sich gestellt, ein „einfaches Leben“ in und mit der Natur lebt. Die Legende lässt sich sogar als eine weibliche Josefs-geschichte lesen. Ein Referenzsignal auf die Josefsfigur kann der Name der polnischen Protagonistin sein, den Novak während der Textgenese mehrmals änderte – von Alberta über Leontina schließlich zu Jozefa.

Die Anspielung auf die Geschichte des biblischen Josef verweist nun aber auch auf die Autorin selbst, die als junge Frau aus der Gesellschaft, der sie sich zugehörig fühlte, ausgestoßen und später aus der DDR zwangsausgebürgert wurde, womit ihr jeder legale Besuch in ihrer märkischen Heimat untersagt war. Insofern erscheint es wichtig, dass in *Portrait einer polnischen Greisin* Jozefa ihre Erzählung von Genovefa fast triumphierend mit den Worten „na, siehste!“⁴⁹ beendet und so – gleich einer Erkenntnis oder Lehre – den glücklichen Ausgang, nämlich die Rückkehr nach Hause, hervorhebt. Die Frage, ob für Helga M. Novak Legbað diese Heimkehr oder eher das Niemandsland des Verstecks während

⁴⁴ Novak, *Portrait einer polnischen Greisin*, S. 324, S. 334.

⁴⁵ Ebd., S. 309.

⁴⁶ Novak, *Prosa / Portrait einer polnischen Greisin*, DLA Marbach, A:Novak.

⁴⁷ Novak, *Portrait einer polnischen Greisin*, S. 321f.

⁴⁸ Helga M. Novak kann dieser Legende im Werk mehrerer Schriftsteller (etwa von Friedrich Hebbel oder Ludwig Tieck) begegnet sein, am wahrscheinlichsten ist jedoch, dass sie ihr aus dem Volksbuch bekannt war, da sie sich für Ur-Erzählungen wie griechische Mythen und Volksüberlieferungen, Legenden oder Sagen, besonders interessierte.

⁴⁹ Novak, *Portrait einer polnischen Greisin*, S. 322.

der Zeit der Verbannung bedeutete, lässt sich schwer beantworten. Es wird beides gewesen sein: „Heim und dauerndes Versteck“, wie es im Gedicht *dieser Wald* in *Silvatica* heißt.⁵⁰

Demnach erzählt Helga M. Novak auch in der Endfassung des Textes von sich. Sie spricht nur nicht mehr wie in der ersten Fassung unmittelbar über ihren Alltag, ihre Erlebnisse und Gedanken, sondern verweist indirekt, über eine mehrfache Spiegelung auf eine Schlüsselerfahrung, die ihr Leben prägte: über eine Textintarsie, die Erzählung von der Legende der Genovefa von Brabant, die für die „polnische Greisin“ eine „Quelle [des] Überlebens“ ist und durch sie an die Erzählerin vermittelt wird. Wollte man an dieser Stelle einen Bogen zwischen Text und Leben schlagen, dann ließen sich Erzählungen, die um einzelne Figuren und Bilder kreisen, auch für Helga M. Novak als eine Quelle des Überlebens ansehen. Ist an diesem Text doch ein für sie charakteristisches Schreibverfahren erkennbar, und zwar die Spiegelung und eidetische Verallgemeinerung existentieller Erfahrungen über mythische Figuren wie Artemis, Medea, Gorgo, über Heilige des Volksmunds (*Die Eisheiligen*) sowie über Sprachbilder wie *Vogel federlos* oder *Im Schwanenhals*.

Zu diesen Figurationen der Spiegelung gehört offensichtlich auch Genovefa von Brabant, vor allem aber der biblische Josef. Das bestätigen neben *Portrait einer polnischen Greisin* auch die Erzählung *Josef in der Grube*⁵¹, deren Hintergrund die Geschichte des Dichters Andreas Reimann bildet, dem sich Novak durch eine ähnliche Lebenssituation nahe fühlte, sowie der Stellenwert, den Thomas Manns Tetralogie *Joseph und seine Brüder* im Roman *Im Schwanenhals* erhält: Deren Lektüre initiiert die Begegnung der Protagonistin mit Boris Djacenko,⁵² der ersten, sie prägenden Liebe. Djacenko wiederum hat mit der Gestalt des biblischen Josef die Erfahrung des Exils gemein, die kurz darauf auch zur Grunderfahrung der Hauptfigur in *Im Schwanenhals* wird.

⁵⁰ Helga M. Novak, *dieser wald*, in: dies., solange noch Liebesbriefe eintreffen, S. 725.

⁵¹ Helga M. Novak, *Josef in der Grube*, in: dies., Aufenthalt in einem irren Haus. Neuwied und Berlin 1971, S. 173–193.

⁵² Helga M. Novak, *Im Schwanenhals*. Frankfurt am Main 2013, S. 19. Thomas Manns Roman befand sich in Helga M. Novaks Bibliothek. Unterstreichungen im „Sechsten Hauptstück: Das heilige Spiel“ des vierten Bandes *Joseph der Ernährer* (Thomas Mann, *Joseph und seine Brüder*, Frankfurt am Main 2011, S. 1198–1228) legen nahe, dass Helga M. Novak möglicherweise einen weiteren Text zu diesem Motivkreis schreiben wollte.

ERINNERUNGEN AN HELGA M. NOVAK



Natascha Ungeheuer: *Fernweh* – Helga M. Novak, Radierung 1987

DDR ausprobieren. Helga M. Novak 1965 in Leipzig

1

Die Dichterin Helga M. Novak hat zweimal den Versuch unternommen, in Leipzig zu studieren: Erstmals, bevor sie 1961 nach Island heiratete, Journalistik und Philosophie; zum zweiten Male ab September 1965 am hiesigen Institut für Literatur, in das sie mit ihrer bei Luchterhand erschienenen Gedichtsammlung *Ballade von der reisenden Anna* wetterleuchtend hereinschien. –

Und wie war ich, der ich doch eigentlich Grafiker und Buchgestalter werden wollte, in diese Studieneinrichtung geraten?:

Anfang des Jahres 1965 – ich war gerade mal 18 Jahre alt – wurde im *Neuen Deutschland*, dem „Organ des Zentralkomitees“ der allein selig machenden sozialistischen Einheits-Partei, eins meiner dortselbst publizierten Gedichte mit einer öffentlichen Leserbrief-Diskussion zunichte gemacht.

Dies bedeutete in der DDR nichts anderes, als dass kein Hund mehr einen Knochen von mir annehmen würde.

Aber dann lud mich Professor Georg Maurer, bedeutender Lyriker und zudem Professor für Poesie am Leipziger „Institut für Literatur Johannes R. Becher“, ausgerechnet auf Grund der *ND*-Beschimpfungen zum Studium an diese „kleinste Hochschule der Welt“ ein. Die Einrichtung war 1955 nach dem Vorbild des Moskauer Gorki-Instituts als Ausbildungsstätte für angehende Schriftsteller gegründet worden. Und wer weiß, vielleicht hätte man in dieser Lehranstalt sogar wirklich etwas lernen können, wenn man bereit und in der Lage gewesen wäre, aus dem Wust von Ideologie das wirkliche Bildungsgut auszuwählen. Immerhin sagte man der genannten Studieneinrichtung viel Gutes nach, weil der Lehrer Georg Maurer unabhängig von den jeweiligen Verbiegungen der Parteilinie eine Ahnung von welt-literarisch bedeutsamen Leistungen zu vermitteln vermochte und man sich in der Bibliothek an diversen im Westen erschienenen Büchern delectieren konnte.

Aber das unterschiedliche kulturelle Bildungsniveau und die sich gelegentlich nahezu einander ausschließende Erwartungs-Haltung der Studenten an das Studium blockierten den Dialog zwischen ihnen und den Dozenten ebenso wie das Gespräch miteinander. Am Institut wimmelten damals nämlich neben einigen längst anerkannten Poeten, die sich ausschließlich wegen des üppigen Stipendiums und der Poetik-Seminare Georg Maurers immatrikulieren ließen, etliche schreibende Arbeiter herum, die von ihren sozialistischen Brigaden nach Leipzig ab-delegiert worden waren, man konnte ebenso einem Volksarmee-Offizier begegnen, dem man befohlen hatte, sich das Roman-Schreiben beibringen zu lassen, wie der Funktionärin,

die sich gar zu gern ein Hochschul-Diplom anhängen wollte. Es war ein ziemlich heilloses Durcheinander; und selbst wo ideologische Einfalt diese Leute eigentlich einigen sollte: zwischen künstlerischem Talent und bloßer guter Absicht bleibt eine trennende Scheibe aus Panzerglas.

Ich war damals freilich schon längst der Überzeugung: der Beruf des Poeten ist an sich nicht erlernbar.

Folglich hätte ich nun eigentlich Maurers Einladung dankend ablehnen und mich auf meine an der Hochschule für Grafik und Buchkunst eingereichte Bewerbung konzentrieren müssen. Aber als ich mich bei der Überlegung erwischte, dass eine Annahme des Angebots wohl meiner offiziellen „Rehabilitierung“ als Schriftsteller nach dem Verriss im *Neuen Deutschland* dienlich sei, war ich offensichtlich fast schon für das Studium am Institut bereit. Ich will auch nicht verhehlen, dass die Grafik-Hochschule mir lediglich ein monatliches Stipendium von 120 DDR-Mark anbieten konnte, das Institut jedoch mit einer mehr als vierfachen Summe lockte. Welch eine Aussicht: zwei Jahre lang ohne materielle Sorgen schreiben zu können!

Maurer hingegen im Bemühen, mir das Institut auch als Hort des Geistigen anzupreisen, orakelte geheimnisvoll: „Helga Novak, eine deutsche Dichterin, die geradewegs aus Island kommt, wird Ihnen gefallen. Eine Anarchistin!“

Und als ich dann im September 1965 den Vorgarten der Villa betrat, in der das Institut untergebracht war, standen da zwischen Tagetes und Astern mehrere Grüppchen selbstsicher erscheinender, brav frisierter und büro-tauglich gekleideter Personen herum. Das waren offensichtlich die Damen und Herren zukünftige Diplom-Schriftsteller! Und ich sollte also zusammen mit diesen ausgereiften Weiblein und Männlein, die fast ausnahmslos mit der Prägemark der SED gekennzeichnet waren, noch einmal die Schulbank drücken? Mir wurde flau im Magen. Aber dann – und hier hat der übelste Kolportage-Roman wieder einmal Recht! – sah ich sie!, und alles war anders!

Helga M. Novak, von der ich noch nicht einmal ein Foto kannte, aber unverkennbar Helga M. Novak, stand allein am schmiede-eisernen Zaun neben dem Rhododendronbusch, stand da im olivfarbenen Parka, schwarzem Rollkragenpullover, zerschlissenen Jeans, unruhig eine Zigarette rauchend, mit zurückgeworfener brauner Mähne, dunklen Augen, der ganze Körper wie flucht-bereit, aber der Zug um den Mund wie bleibens-trotzig.

Und ich ging zu ihr und umarmte sie einfach, und sie zog eine Schachtel „Gitanes“ aus der Kuttentaschen-Tiefe und fragte: „Willst‘e?“ – Diese verwirrende Erscheinung Helga M. Novak versuchte später unser gemeinsamer Freund Kurt Bartsch in Verse zu fassen:

PORTRAIT H. N.

Friseur nicht, die diesen Engel
Mit Kamm und Schere, einem Schnittmuster
In Gottes Ebenbild verwandeln.

Schwarz seine Spuren und das Wort
Nach Freiheit roch es und nach Pisse
Weil er es unterm Leinenhemd verbarg,
Verschrien der Engel, keine Fahne zählt

In seiner Hand mehr als fünf Finger
Mit denen er sich morgens flüchtig kämmt.

Und der achtzehnjährige Junge, der ich damals war, und die damals dreißigjährige Helga Novak bemerkten keinen trennenden Altersunterschied zwischen sich.

Doch all die anderen, mit denen wir ab sofort auskommen sollten, und die ausnahmslos zwischen dreißig und fünfzig Jahre alt waren und uns vom ersten Tage an skeptisch beäugten, erschienen mir wie Wesen aus einer Vorvätergeneration. Vielleicht verstanden sie ihrerseits nicht, warum wir uns nicht einmal Mühe gaben, uns ebenso beflissen wie sie mit Betriebswirtschaft und Marxismus-Leninismus in speziell DDR-licher Verwurstung zu verbeißen.

Statt dessen waren wir damit beschäftigt, gemeinsam die den Studenten zugestandenen Freiräume mit kindlichem Übermut auszumessen. Dazu gehörte es, die Erlaubnis zum Rauchen im Unterricht einzufordern, uns schulkinder-grinsend gegenseitig zusammengekniffte Zettelchen mit wunderbar gehässigen Kommentaren zuzuschieben und in den zweistündigen Mittagspausen regelmäßig im legendären Bohème-Café „Corso“ schoppenweise klebrigen Wermut in uns hineinzuschütten.

Einmal waren Helga, Karin R. und ich so kindisch, irgendetwas aus dieser Kneipe klauen zu wollen. Später präsentierte mir Helga einen Kaffeelöffel, während ich immerhin eine der biedermeierlich gestalteten Kakao-Tassen samt Untersetzer aus der Tasche zog. Karin indes kam tatsächlich mit einem abgehinterten „Thonet“-Stuhl angekeucht!

Sie schrammte nur knapp am Lokalverbot vorbei.

Ebenso wie Helga, die, immer wieder nach ihren Gedichten befragt, eines Tages im „Corso“ entschlossen das Bild des Staatspartei- und Regierungschefs Walter Ulbricht abhänge und es mit dem Gesicht zur Wand drehte, bevor sie dem sehr gemischten Publikum ihre Texte vorlas.

Es waren aber auch Wochen, in denen wir wie besessen an eigenen Texten arbeiteten, die des Öfteren mit dem Schaffen der anderen korrespondierten. So notierte ich zum Beispiel nach unserer mehr zufälligen als geplanten Teilnahme an einer ungenehmigten Demonstration gegen das rigorose Verbot von Beat-Musik ein Gedicht *Die Mäuse im Tretrad*, das zu meinem später konfiszierten und erst 45 Jahre später in den Akten des MfS wieder aufgetauchten Manuskript *Kontradiktionen* gehörte, und Helga M. Novak antwortete mir darauf mit den Versen

GAMMLER VON LEIPZIG

Du isst die sauren Äpfel deines Landes

Schöner Knabe mit den langen Haaren
mit den verglasten Blicken
mit dem laschen Mund
schöner Knabe mit den langen Nägeln
gräbst du Höhlen
in den zwanzigfach gesiebten Sand
und isst die sauren Äpfel deines Landes

schöner Knabe mit den langen Bändern
 die verflochten mit den Saiten
 Schrei aus Liedern machen
 schöner Knabe sitzt in stummen Rudeln
 auf den Treppen auf den Mauern
 und kandierte mit Lethargie

isst du die sauren Äpfel deines Landes

Man sieht: Wir waren teilnehmend zum Beispiel betroffen von den „Gammler“-Protesten in Leipzig und kamen folglich nicht dazu, uns der Schätze der Bibliothek zu bemächtigen: Wir lasen sporadisch ebenso Brockes wie Ezra Pound und T. S. Eliot; und wir lasen diese Werke auch nur, weil Maurer sie uns empfohlen hatte. Als Dr. Kanzog, der Klassik lehrte, uns Hölderlins und Klopstocks Oden näherzubringen versuchte, hatte er im ganzen Seminar keinen einzigen Zuhörer außer mir. Zwar überflogen Helga M. Novak und ich damals Bakunins *Staatlichkeit und Anarchie* und Ernst Fischers *Zeitgeist und Literatur. Gebundenheit und Freiheit der Kunst*, aber das Gespräch darüber mündete alsbald in wechselseitigen Erzählungen der erlebten, also greifbaren Wirklichkeit. Uns interessierte die „Zusammenheit“ der deutschen Sprache beziehungsweise deren Auseinanderdriften in „zwei Sprachen“, die am Wandel des Bedeutungsinhaltes der Wörter in den zwei deutschen Staaten erkennbar wurde. Überhaupt waren wir in diesen ersten Studienwochen erst einmal beim aufgeregten Sortieren unserer Interessen und Beziehungen. In diesem Durcheinander überkamen uns auch noch die heftigen Feiern zum 10. Geburtstag des Instituts im Oktober 1965, die in einer für DDR-Bürger ungewöhnlichen opulenten Fress- und Sauf- Orgie im „Interhotel Deutschland“ unter Mitwirkung des ZK-Ideologen Alexander Abusch und der Namensgeber- bzw. Dichters- und Ministers-Witwe Lilly Becher gipfelten. All dies überwucherte unsere Absichten, uns systematisch mit weltanschaulichen Theorien oder literarischen Werken auseinanderzusetzen. Wenn wir uns statt zu studieren mit den Redakteuren der Zeitschrift *Kürbiskern* (Yaak Karsunke) und Münchner Zeichnern (Guido Zingerl), die auf Einladung der Institutsleitung in Leipzig weilten, in diversen Nachbars herumtrieben, hatten wir insofern kein „schlechtes Gewissen“, als uns ja (vermeintlich) noch fast zwei Jahre Zeit blieben, um uns ernsthaft wie erfolgsorientierte Studenten zu benehmen.

Dabei bestätigte mich Helga insbesondere in meinem Drang nach Unersättlichkeit. Auch wollte sie nach ihrem mehrjährigen Aufenthalt „im Westen“ ausprobieren, wie weit man beim Ausleben persönlicher Freiheiten in der DDR mittlerweile gehen dürfe. Ich, der ich gerade den „sozialistischen“ Produktions-Verhältnissen entkommen war und zuhause „nebenbei“ eine nach ihrem aberwitzbunten Leben dement gewordene Großmutter zu versorgen hatte, wollte (auch beim Schreiben!) den Rausch; und Helga M. Novak schien mir im Prinzip nichts anderes zu wollen. In diesem Zusammenhang habe ich den Eindruck, dass die Herausgeberin Rita Jorek, bei der die Dichterin in ihren Leipziger Monaten zeitweilig Unterschlupf fand, darum bemüht ist, das damalige exzessive Verhalten von Helga M. Novak ein wenig zu bemänteln. Ich persönlich finde es verwunderlich, daß die *Josef*-Geschichte in der Schöffing-Ausgabe nicht enthalten und die Beschreibung der Instituts-Zeit in *Im Schwanenhals* auffällig kurz geraten ist.

2

In jenen Tagen brachte ich die *Elegie, einen Freund beschreibend* zu Papier, die als Antwort auf Kurt Bartschs Gedicht *Ich muss mich verrechnet haben* steht.

Diese Titelzeile, die ja keine Wertung enthält, fällt mir ein, wenn ich an eine ganz spezielle, von mir organisierte Überraschung für Helga zurückdenke.

Sie hatte wohl schon bevor ich ihr Robert Havemanns Publikation *Dialektik ohne Dogma* in die Hand drückte, etliche Auszüge aus diesem Buch gelesen; aber mindestens ebenso wie von diesen Vorlesungs-Texten selbst war sie von der zustimmenden Reaktion der Studenten auf deren Vortrag durch ihren Professor an der Humboldt-Universität Berlin fasziniert. Ach ja, wir geiselten damals häufig den vermeintlich oder tatsächlich immer noch alltäglichen stalinistischen Personenkult ... Auf den unseren angesprochen, wehrten wir freilich empört ab: unsere Anhimmlungen waren schließlich ‚Verehrung‘, also etwas ganz anderes!

Und da in der ansonsten so erfrischend unabhängigen Helga Novak doch auch eine verborgene Sehnsucht nach dem Großen Vater irrlichterte, fasste ich den Plan, ihr zu imponieren und gleichzeitig eine Freude zu machen. In dieser Absicht versicherte ich mich schriftlich bei Havemann, den ich durch Biermann kennengelernt hatte, dass ich bei einem meiner nächsten Besuche eine Mit-Studentin mitbringen könne.

Zwei Tage nach Erhalt der Antwort vom 09.11.1965 fragte ich Helga dann scheinbar beiläufig, ob ich sie gelegentlich mit Havemann bekannt machen solle.

Sie wiederum tat, als ob sie mir einen Gefallen täte, wenn sie mit nach Grünheide käme.

Wir hatten uns den Luxus eines Doppel-Zimmer im Berliner „Interhotel Unter den Linden“ geleistet, und ich fieberte unsicher und geil unserer ersten gemeinsamen Nacht entgegen.

Zunächst aber wollten wir nach Brechts, Eislers und Hegels letzten Unterkünften auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof schauen. Aber auf dem Wege dorthin sagte Helga angesichts eines vorübergehenden schöngestalteten jungen Mannes plötzlich: „Den frag‘ ich jetzt, ob er mit mir schläft!“

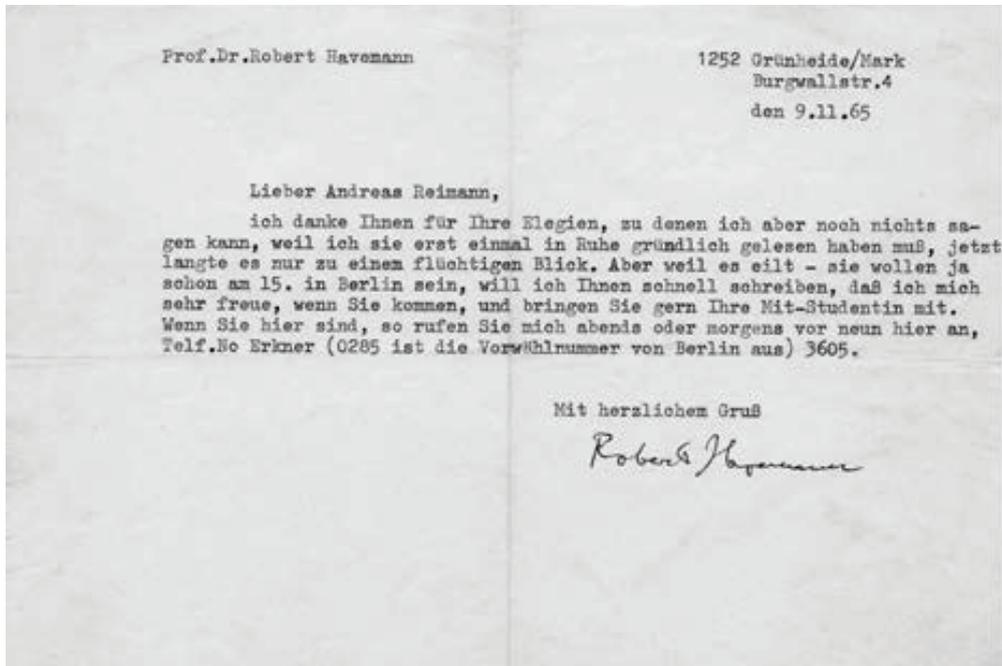
Ein solch umwegloser Satz war bei der Novak ernst zu nehmen. Und eine abweisende Antwort darauf vom Angesprochenen nicht unbedingt zu erwarten. –

Am nächsten Mittag – es war der 15.11.1965 – fuhren wir ‘raus nach Grünheide.

Ich hatte von Havemann und Helga wohl einen ernsthaften Disput über den elenden, aber änderbaren Zustand der Gesellschaft erwartet.

Doch nach drei übervollen, ziemlich hastig getrunkenen Kognak saß Helga bereits in nächster Greifweite des alten Mannes, und als es schon heftig zur Sache ging, verzog ich mich in die Gäste-Hütte. Dort heulte ich, ein von den ihm nahestehendsten Erwachsenen bitterlich enttäushtes Kind, mich in den Schlaf. Heulte auch noch, als wir am nächsten Tag bereits wieder im Zug nach Leipzig saßen, und Helgas Beschwörung, dass wir Beide doch recht eigentlich Bruder und Schwester wären, ließen mich noch heftiger und selbstmitleidiger überlaufen.

Ab sofort aber mieden wir unvereinbart das Thema Havemann, um unseren spöttischen und zärtlichen Zusammenhalt nicht unnützlich zu gefährden. Aber aus einem (leider nur noch fragmentar existierenden) Brief von R. H. lässt sich schlussfolgern, dass Helga M. Novak den Kontakt zu ihm damals auch erst einmal abgebrochen hatte.



Einladung von Robert Havemann für Andreas Reimann und seine Mit-Studentin Helga M. Novak (9.11.1965, Privatbesitz Andreas Reimann)

3

Dann war im Dezember 1965 das 11. Plenum des ZK der SED mit seinem Maßregelungs-Donnerwetter und Verbote-Hagel über die Künstler der DDR hereingebrochen; die vermeintlich staatsfeindliche Einstellung der Havemann, Biermann und Stefan Heym wurde unter Walter Ulbrichts Regie in stalinistischer Weise ebenso „enttarnt“ wie die „negative Haltung“ des Genossen Werner Bräunig, ehemaliger Wismut-Kumpel und nunmehr Dozent am Literaturinstitut, der an einem offenbar schon vor seiner Niederschrift beschimpfungs-würdigen Roman arbeitete.

Was war geschehen?

Einige Monate vor dem 11. Plenum hatte der Zentralrat der FDJ, der Nachwuchs-Organisation der allesbestimmenden Partei, sein „Jugend- Kommuniké“ verabschiedet, in dem den Heranwachsenden erstmals gewisse individuelle Freiheiten zugestanden wurden.

Im Lande nahm aber gleichzeitig die Jugendkriminalität auffällig zu.

Auf der Suche nach der Ursache war den schrift- und bildgläubigen Genossen lediglich in den Sinn gekommen, dies könne am negativen Einfluss von andeutungsweise kritischen Filmen und Büchern liegen: Heiner Müllers Werke als Aufstachelung zum Rowdytum von Burschen, die kaum lesen konnten ... Diese absurde Konstruktion von Zusammenhängen diente in Folge als Begründung für repressive Maßnahmen des MfS, für das Verbot der gesamten Jahres-Produktion der staatseigenen Filmgesellschaft DEFA, das Auftrittsverbot für den Liedermacher Wolf Biermann. Ganze Kollektive unwissender Bau- und Montagearbeiter bespuckten daraufhin verbal die gebrandmarkten Künstler und gelobten der Partei ihre proletarische Wachsamkeit;

den Mitarbeitern staatlicher Kultureinrichtungen und auch den Studenten des Instituts wurde die schriftliche Zustimmung zu den Beschlüssen des 11. Plenums abverlangt.

Das Widerlichste an dieser Forderung war, dass es den Genossen nicht genügte, wenn man ein konkretes Werk der Geschmähten ablehnte: Sie verlangten hexenjägerisch die Distanzierung von der leibhaftigen Person.

Helga und ich waren aber mit Biermann, Havemann und Bräunig herzlich befreundet. – Der Dichter Dieter Mucke, dem eine satirische Kurzgeschichte über Parteiabzeichen in Gelee herausgerutscht war, und Helga M. Novak, der man nunmehr die Veröffentlichung ihrer Gedichtsammlung *Ballade von der reisenden Anna* vorwarf, für die sie vormals immatrikuliert worden war, wurden sofort relegiert. Mich, den jüngsten aller Studenten aller Zeiten am Leipziger Literaturinstitut, glaubte man wohl noch ins Boot der Partei „retten“ zu können, nach dem man mich „dem schädlichen Einfluss der Novak“ entzogen hatte ... Allerdings musste in diesem Fall die Institutsleitung „zur Einsicht gebracht“ werden, und so wurde auch ich Anfang 1966 wieder in meine frühere Umlaufbahn hinaus geschossen.

Als ich zu mir kam, sang ich der Novak eine lange Ballade nach:

DIE ULPA-FRAU AIS REJKJAVIK

Die ulpa-frau aus rejkjavik
wird sieben mal im leben dick,
doch trägt sie höchstens dreie aus,
was für ein einzel-weib genügt.
Die wohnt, wo 's passt und hat kein haus
und säuft aus angst und ist vergnügt.

Die ulpa-frau aus rejkjavik,
die säuft als wie ein dünenstück
und bleibt doch trocken nüchtern bei
wie cognakbrauner, leichter sand.
In ihrem bade haust ein hai,
der frisst ihr zahm aus leerer hand.

Die ulpa-frau aus rejkjavik,
ihr hai ist aus der fischfabrik,
wo sommers sie konserven füllt.
Da stinkt sie wohl bis unters hemd,
doch ihre seife süß und mild
hat nachts mit duft sie überschwemmt.

Die ulpa-frau aus rejkjavik,
stellt winters palmen sich vorn blick
und wenn die sehnsucht sie bespringt,
wird sie sogleich europa-toll,
dann kommt sie her und flucht und singt
und schwenkt den schwangren bauch vorm zoll.

Die ulpa-frau aus rejkjavik,
 die zieht sich an nach eignem schick:
 patronengurte umgeschnallt,
 mit zigaretten aufgefüllt,
 die jeans wie krokodile alt,
 die kutte pergamentzerknüllt.

Die ulpa-frau aus rejkjavik,
 die grölt zigeunernde musik.
 Im exquisiten restaurant
 den kellnern wirft sie teller nach:
 sie wartet halt nicht gerne lang.
 Sie sagt: Ich mache, was ich mach.

Die ulpa-frau aus rejkjavik,
 mag immerzu das mittelstück
 von fisch und marx und jedem mann.
 Die sucht sich jede nacht noch wen,
 der neunmal in sie einfahr'n kann.
 Und sagt dann früh: 's ist nichts geschehn.

Die ulpa-frau aus rejkjavik,
 die nimmt das maul voll politik,
 und scheucht man letztlich sie landweg
 für ihren irren freiheitsdrang,
 macht scheiße, pisse, hundedreck,
 doch sie nur für nen furz lang bang.

Die ulpa-frau aus rejkjavik,
 das weib mit großem trauerblick,
 zuletzt gesehen an der bahn,
 die glaubte noch, es würde gut
 und zog die hohen stiefel an,
 weil rings das wasser steigen tut.

Die ulpa-frau aus rejkjavik,
 wir zogen einst durch dünn und dick.
 Verschollen nun, vielleicht zuhaus,
 die trug ein ungeheures rot
 und zog mich an und zog sich aus.
 Die ulpa-frau mit mann und maus,
 wir saßen einst im gleichen boot.

Die ulpa-frau aus rejkjavik,
 wir zogen einst durch dünn und dick!
 Verscholl sie, ists nicht schlimm noch schad
 denn bin ich übern alterssprung
 und krieche krumm und schmecke fad,
 dann ist sie mir im kopf noch jung!

Diese Ballade stammt aus dem Jahre 1971. – Jahre später wurde mir zugetragen, das Helga M. Novak im gleichen Jahr bei Luchterhand einen Erzählungsband veröffentlicht hatte, in dem ein Text mit der Überschrift *Josefin der Grube* wohl mit ihrer (zweiten) Studienzeit in Leipzig zu tun hätte. Beim Lesen des Textes war ich u.a. davon betroffen, dass die Dichterin auch nachdem unser persönlicher Kontakt abgebrochen war noch so ungewöhnlich intensiv Anteil an meinem Leben nahm.

Ich erlaube mir ein paar Marginalien zu diesem Text:

ANMERKUNGEN ZU HELGA M. NOVAKS ERZÄHLUNG *JOSEF IN DER GRUBE* (in: *Aufenthalt in einem irren Haus*, Luchterhand, Neuwied 1971)

Die Personen, die Fakten:

„JOSEF“ bzw. „JOSCHA“, d.i. Andreas Reimann, Schriftsteller; Mit-Student von Helga M. Novak am Leipziger Literatur-Institut.

„KLEMENS“, d.i. Prof. Max Walter Schulz, Schriftsteller (*Wir sind nicht Staub im Wind; Triptychon mit sieben Brücken*); Direktor des „Instituts für Literatur ‚Johannes R. Becher‘“ von 1964 bis 1983.

„SUSANNE“, d.i. Elisabeth Schulz-Semrau, Schriftstellerin (*Jedes Leben hat auch seine Zeit, Ausstellung einer Prinzessin*), Ehefrau von Max Walter Schulz, Dozentin für Prosa am Institut für Literatur.

FAKT: Ich arbeitete nach meiner Relegierung aus dem Studium am Leipziger Literaturinstitut wegen „ablehnender Haltung gegenüber der (Kultur)Politik der SED“ Anfang 1966 als Lektor und Nachdichter. – Meine Verhaftung durch Mitarbeiter des MfS erfolgte am 01.10.1968, aber der erste Haftbefehl vom 30.09.1968 lautete auf „Sexueller Mißbrauch Jugendlicher“ und „Förderung und Ausnutzung der Prostitution“. Dieser Haftbefehl, der in Betracht meiner offen gelebten Homosexualität und meiner freundschaftlichen Beziehungen zu weiblichen Prostituierten aus der Szene nicht von vornherein unglaublich erschien, wurde öffentlich verbreitet. Ich war mir indes keiner diesbezüglichen Schuld bewusst.

Wenige Tage später legte man mir einen neuen Haftbefehl vor, in dem nicht mehr die zunächst genannten Delikte, sondern das Verbrechen der „staatsgefährdenden Hetze“ als Haftgrund genannt wurde. Diese Begründung wurde vom MfS nicht in Umlauf gesetzt; die meisten der als Zeugen vernommenen Personen wahrten in der Öffentlichkeit Stillschweigen über ihre Befragungen.

„KONRAD“, d.i. Wolf Biermann, oppositioneller Liedermacher (Gedichtband *Die Drahtharfe*, Wagenbach Verlag, West-Berlin)

FAKT: Ich hatte W.B. 1964 nach einer „Jazz & Lyrik“-Veranstaltung in Leipzig kennengelernt. Seitdem fuhr ich regelmäßig zu ihm nach Berlin, ließ mir neue Lieder auf Band singen und verbreitete sie in meinem Umfeld. Durch ihn lernte ich Anfang 1965 auch Robert Havemann kennen.

„ELLEN POTKOWSKI“, d.i. Helga M. Novak

FAKT: Alle Fakten S. 174 – Ende S. 176 (Luchterhand-Ausgabe *Aufenthalt in einem irren Haus*) sind präzise wiedergegeben. Die Joscha-Zitate entsprechen exakt meinen Worten.

„HERR BETHEL“ (ab S. 177); d.i. Gerd Beemelmans, Angestellter, West-Berlin; 1969 im Haftkrankenhaus für Psychiatrie in Waldheim inhaftiert.

„HERR SCHILLING“ (ab S. 182), d.i. Hans-Georg Urbschat, Grafiker, Ost-Berlin.

FAKT: Ich war von März bis Juni 1969 zu Beobachtung meines Geisteszustandes im Haftkrankenhaus für Psychiatrie in Waldheim untergebracht. Im Gemeinschaftsraum hatte ich tagsüber Kontakt mit B., einem Autisten, der z.B. den gesamten West-Berliner S-Bahn-Fahrplan auswendig kannte. – U. war ein Grafiker, der u.a. das Frontispiz des Buches *Weltall, Erde, Mensch* und die ersten Kosmonauten-Briefmarken der DDR gestaltet hatte. –

Ich hatte in Waldheim die Möglichkeit, mich zeichnerisch zu betätigen, statt an der „Arbeitstherapie“ (Etiketten-Falten) teilzunehmen.

S. 178: Es handelte sich nicht um eine Demonstration für die Legalisierung der Wehrdienst-Verweigerung, sondern gegen das Verbot von Beat-Musik, an der ich teilnahm. Ich hatte allerdings am Institut mit meiner Absicht geprahlt, den Wehrdienst trotz des damals noch bestehenden Verbots zu verweigern.

S. 189/190/191: Als ich dann Ende 1967 sehr überraschend und von einem Tag auf den anderen eingezogen wurde, versuchte ich mich zunächst bei der Armee um den Dienst zu drücken. Nach drei Monaten unternahm ich einen Suizid-Versuch mit Gift, der – als eine Art Nervenzusammenbruch fehldiagnostiziert – zu meiner Entlassung führte.

S. 179: Ab „Joscha raucht jeden Tag ...“ bis Ende der Seite authentisch mit der Familiengeschichte A. R's.

„SEINE (Josefs) GROSSMUTTER“, d.i. Thea Reimann-Weide, Opernsängerin, Schriftstellerin, Übersetzerin

FAKT: Trat in den 20er Jahren als Diseuse im Kabarett ihres Mannes, des Schriftstellers Hans Reimann, auf, schrieb Erzählungen für Kinder und übersetzte später Kurzgeschichten aus sieben Sprachen für das Feuilleton der DDR-Presse. Nach dem frühen Tod meiner Eltern bin ich zunächst im Kinderheim, dann aber bei meiner Großmutter aufgewachsen.

S. 182: Gespräch nach dem 11.Plenum zwischen Max Walter Schulz und mir über Biermann (und Havemann).

S. 183/84: Meine Illusion, Biermann würde mein Verhältnis zu ihm ebenfalls als „Freundschaft“ definieren, war damals wirklich noch unerschütterlich.

S. 190: „Joscha sagt [...] Trotzdem fühlt man sich anschließend wie neu geboren, glücklich und rachsüchtig zugleich.“: Diese Haltung ist nicht mit der meinen identisch.

Meines Erachtens geht die dokumentarische Genauigkeit der Erzählung zu Lasten der literarischen Qualität; und die (angedeutete) „Verfremdung“ durch das biblische Josef-Motiv wirkt unbeholfen herbeigeholt.

Diese Methode erinnert an die Aufnahme mythologischer und religiöser Figurationen in der Dichtung des Lehrers Georg Maurer,

Der Rückgriff auf vorgegebene Muster in der DDR-Literatur war natürlich oft eine Methode, um der Zensur den Zugriff auf das Werk zu erschweren (Christoph Hein, *Die Ritter der Tafelrunde*; Christa Wolf, *Medea*; Stefan Heym, *König David Bericht*; spätere Gedichte Peter Huchels, Erich Arendts, Karl Mickels usw.)

Bei Maurer hingegen (den auch seine Schülerin H.M.N. bewunderte) war die Verbindung mit dem Mythos immer auch der Versuch, sich in den „zeitlosen“ Kontext der Weltliteratur einzubringen und einzuordnen.

Und genau dies scheint mir auch Helga M. Novak bei o.g. Erzählung probiert zu haben. Ob sie in diesem Falle die Befürchtung hatte, ohne den Einzug einer „literarischen Ebene“ einen rein journalistischen Text geschrieben zu haben, kann nur gemutmaßt werden.

4

Nachzutragen wäre: Für Helga Novak und mich ist die kurze Frist am Institut ein Vierteljahr aufbrausender Freude gleich einem vorgezogenen ‚Prager Frühling‘ gewesen, wenngleich mit weniger tragischem Ausgang: Immerhin hat uns der Rausschmiss aus der „liberalen Nische“ wohl nicht nachhaltig beschädigt: Von dem ganzen Haufen der zur Feder greifenden Kumpels unseres Lehrgangs waren lediglich die drei Geschassten anhaltend schreibfähig geblieben.

Und nachzutragen ist: Bevor ich wegen meiner Gedichte und meinem Protest gegen die Niederschlagung des „Prager Frühlings“ ab 1968 für zwei Jahre im Zuchthaus versteckt wurde (und Konrad alias Biermann wie vorausgesagt sich nicht für mich einsetzte), traf ich mich mit Helga noch mehrmals in Berlin. Dann verscholl sie mir, wie im Liede vorausgesagt. Erst nach 1989 flatterte mir gelegentlich wieder ein Brief von ihr auf den Tisch. Und ich bin froh darüber, dass es mir im Jahre 2009 gelang, als Mitglied der Jury des Grimmaer Johann-Gottfried-Seume-Preises meine Kollegen zu überzeugen, Helga M. Novak für ihre Sammlung *wo ich jetzt bin* auszuzeichnen.

Sie konnte zur Preisverleihung leider nicht anreisen. Also gab es für mich keinen Grund mehr, an der Veranstaltung teilzunehmen.

PROPHEZEIUNG

(für helga m. novak)

Die letzten sto gramm, und wovon
 die augen
 flossen,
 die augen
 gingen uns über,
 als trotzig
 wir beide einander versprochen,
 uns wiederzutreffen nach fünfzig jahren
 im irgendwo einer anderen zeit.

Seitdem hat die glocke verschlagen
 fast schon ein halbes jahrhundert. Ja, fast! –
 Am weihnachtsabend bist du gestorben.
 Ich hab's aus der zeitung erfahren.
 Und trocken bin ich seit weißnichtmehr.

Aber wir werden uns wiedersehn
 vorm großen tor von jerusalem,
 falls die winde uns günstig sind
 und staubkorn
 das staubkorn
 erkennt

Wie ich die große Dichterin Helga M. Novak verpasste ...

Als ich am 21. November 1980 nach 14 Monaten direkt aus dem Gefängnis bei Lilo und Jürgen Fuchs in Westberlin-Tempelhof einzog, die mir sofort ein Zimmer zur Verfügung stellten – hatte ich den Namen Helga M. Novak noch nie gehört: ein perfekter Sieg der Zensur einer Diktatur.

Zuletzt hatte ich in Leipzig gelebt – und ihren Namen auch dort nicht vernommen. Die pulsierende Poetenbewegung des Landes mit ihren hunderten jungen Schreibern war ebenso an mir vorbeigegangen wie offenbar der Name der großen Dichterin an diesen gleichgeschalteten Poeten.

Jürgen Fuchs nannte den Namen zum ersten Mal gleich in den ersten Tagen meiner neu gewonnenen Freiheit. Er nahm einige Bücher aus seinem Regal, darunter Hans Joachim Schädlichs *Versuchte Nähe* und Helga Novaks *Ballade von der reisenden Anna* und *Die Eisheiligen*.

Etwas später schrieb er an einem Vorwort zu Helga M. Novaks Auswahlband mit Gedichten *Grünheide Grünheide*, das 1983 erschien. Er sagte mir, er hätte es Helga zuerst am Telefon vorgelesen mit der Frage, ob sie damit einverstanden sei – sie hätte geweint und gesagt, dass er sie wie kein anderer verstanden hätte. Denn, ich erinnere mich an die letzten Sätze in seinem Vorwort noch nach 35 Jahren fast wortgetreu, er schrieb sinngemäß, dass er keinen der Ausgebürgerten und Weggegangenen kenne, der wie Helga Novak so sehr unterwegs ist in der Welt und doch so sehr zurückgehen wolle – aber nicht auf den Knien. Dieser Satz hatte auch mich erschüttert, der ich gerade angekommen war in einer neuen Welt und mich schon begann zurückzusehnen, sowohl das Neue spürte als auch das, was ich hinter mir ließ als Verlust.

Lilo und Jürgen Fuchs waren eng befreundet mit Helga, sie erzählten mir auch von Abstürzen, als sie ihr beistehen mussten, wenn sie anrief und um Hilfe bat. Sie fuhren zu ihr mit Eimer, Lappen und Besen in der U-Bahn und räumten ihre Wohnung auf. Jürgen sagte laut, „ja ja, ich lebe ich lebe, sagt sie immer mit dem Vorwurf gegen uns in der Stimme, dann wieder der Absturz“.

Es dauerte eine Zeit, bis ich Helga persönlich kennenlernte, Bernd Markowsky, 1977 nach Knast aus Jena rausgeschmissen, hatte sie extra eingeladen ins Kreuzberger „Café Mistral“, dem Stammlokal von „Kuno“, Pannach, Salli und mir, damit sie mich kennenlernen sollte, den anderen war sie wohl vertraut, sie waren vier Jahre länger im Westen als ich.

Es waren keine Habichte in der Luft, aber Alkohol im Spiel. Wahrscheinlich war ich durch die Lektüre ihrer Bücher etwas zu unterwürfig und himmelte sie deshalb an. Dazu stellte ich blöde Fragen nach dem literarischen Geschäft. Das gefiel ihr überhaupt nicht.

Schon nach einer halben Stunde und einigen Drinks schrie sie mich an, ich sei überhaupt niemals ein Autor, und verstünde ohnehin nichts von Büchern, Verlagen und der Literatur. Sofort sprang ich auf und schrie zurück, sie sei wohl blöd und dass ich mir das alles nicht gefallen ließe. Meine heftige und entschiedene Reaktion überraschte sie wohl, ihre Augen wurden plötzlich sanft, aber ich stand schon am Tresen, bezahlte und verließ schimpfend das Café – toller Beginn einer großen Freundschaft! Bernd Markowsky aber lachte am Tisch, wie ich von außen durch die Fenster sah. Er rief mich am nächsten Tag an und sagte, ich solle das alles nicht so ernst nehmen.

Am 5. Oktober 1982 traf ich Helga in Marburg wieder. Anlass war der sogenannte „Marburger Literaturtag“, der über drei Tage lief. Dort waren beinahe alle aus der DDR ausgebürgerten Schriftsteller zusammengekommen, um zu lesen und zu diskutieren. Stephan Hermlin hatte uns in der Westpresse nett begrüßt und schrieb, er setze sich nicht mit Verbrechern an einen Tisch. Ich war der jüngste Teilnehmer in der Runde und in der großen Stadthalle von Marburg. Als Publikum kamen über 500 Menschen, und ich war aufgeregt und hatte geschätzten 500er Blutdruck ... es war meine erste Lesung im Leben überhaupt. Als ich *Szenen aus Thüringen* las, hörte man kein Flüstern mehr, Biermann und Jentzsch beglückwünschten mich. Ich war in die Runde aufgenommen.

Auch Helga war natürlich mit auf der Bühne und hatte mich lesen gehört. Von Stund an war ich auch ihr Kollege. Abends und in den Pausen sprachen wir länger zusammen und tranken ein Schlückchen. Einmal auf der Bühne im großen Saal der Stadthalle stellte irgendein Studenten-Dummi eine Frage im üblichen abwertenden Ton der „Linken“, ob wir etwa dem Weltfrieden schaden würden mit unseren Lebensläufen. Helga schnellte auf ihrem Stuhl nach vorn und schrie ins Publikum in einer kaum vorstellbaren Lautstärke: „Hier sitzen hundert Jahre Knast auf der Bühne!“ und breitete ihre Arme aus, die auf uns wiesen. Ihre Botschaft an das westdeutsche Publikum hieß nichts anderes als: Respekt!

Übrigens erzählte sie damals schon jedem, so auch mir sofort, dass sie einmal unterschrieben hätte in ihrer Jugend als Studentin bei der Stasi in Leipzig, beauftragt, ihre isländischen Studenten-Freunde zu bespitzeln. Sie unterschrieb und ging nachher direkt ins Studentenheim zu den Isländern und sagte, dass sie unterschrieben hätte. Umso idiotischer fand ich 1991 die Diskussion um ihre „Stasi-Tätigkeit“ ... ich stand in Fellbach bei Stuttgart neben Wolf Biermann, der mir gerade den Mörike-Förderpreis zugesprochen hatte, als er am 15. November 1991 seiner langjährigen Freundin Helga nach Polen hinüberrief:

Im vorletzten Wochenblättchen lasen wir eine kalte Selbstabrechnung. Die Dichterin Helga Novak hatte also schon 1957 einen Vertrag bei der Firma Mielke unterschrieben. Mich hat diese traurige Neuigkeit weniger umgehaun als andere. Der Grund ist einfach: Helga Novak hat trotz alledem und immer wieder wildradikale Texte gegen diese Bande geschrieben. Denke nur an das Gedicht „Einem Funktionär ins Poesiealbum“ oder die hinreißend böse „Tragoballade vom Spitzel Winfried Schütze in platten Reimen“. Nun will sie in irgendwelchen polnischen Wäldern verbluten und die Namen der vielen prominenten Spitzel mit in den Tod nehmen ... Helga, du verrückte, du liebe! Vergiß die öden Namen, ich will sie gar nicht von dir wissen. Von dir brauchen wir noch Gedichte, wie sie keiner von uns je so entsetzlich schön schreiben könnte.

Damals im Oktober 1982 aber, bei unserem Treffen in Marburg, zu einer Matinee während der Literaturtage, las sie im Café Vetter aus ihrem soeben erschienenen Roman *Vogel federlos*.

Sie fand es lustig, als ich danach, etwas zu frech, Erich Loest am Mittagstisch mit den Worten begrüßte: „Jetzt geht der Sargdeckel ständig auf und die ganzen Leipziger Mumien kommen hervor“ (ich war in der DDR kein Fan von Erich, mit dem ich mich aber im Westen schnell befreundete). Auch nahm er selbst mir diesen Ausruf nicht übel, sondern sagte: „Was bist Du denn für ein lustiger Kerl!?“ Helga lachte sich einen dicken Ast und hob ihr Glas.

Später, wieder in Westberlin, besuchte ich ein oder zweimal ihre Lesungen. Bernd Markowsky, einer, der ihr wohl am nächsten stand, berichtete mir immer über sie, in Westberlin und vor allem dann, als sie nach Polen ging, wo er sie mehrmals besuchte. Bernd hat wohl die beste Fotosammlung mit Bildern zu Helga. Er erzählte mir auch, der ich ungläubig zuhörte, dass Helga und ihr polnischer Freund, der auch Jäger war, einmal im Monat aufeinander schossen ... „Das ist die Liebe“, sagte ich.

Bernd Markowsky brachte ihr auch meine Bücher nach Polen, sie richtete mir Grüße aus, die ich erwiderte.

Das ist schon alles, ich sah Helga nie wieder.

Verpasst – mir bleiben die leere weiße Stelle des Schmerzes – und der kleine Nadelstich im Herz, der unsere Versäumnisse umsäumt.

Und der Stolz, den ich finde, in Helgas Balladen.

August 2017

Gdańsk 2017, Nr. 36

Bernd Markowsky

„Wenige haben so viele Grenzen hinter sich gelassen wie wir“ Erinnerungen an Helga M. Novak in Polen und andernorts

Ich hörte von dieser deutschen Dichterin das erste Mal in Jena. Wir sprechen von 1973, um einen Ausdruck von Helga Novak zu benutzen. Ich war nach Jena gekommen, um dort Freunde kennenzulernen, und lebte in einer Wohngemeinschaft, nachdem ich meinem Elternhaus entflohen war, nach der Armeezeit, nach einem seltsamen Gespräch mit dem Gewerkschaftsvorsitzenden einer großen Chemiefabrik, einem in jeder Hinsicht zwerghaften Menschen, der mir sagte, ich sei ein schlechtes Aushängeschild meiner Eltern. Ich trug lange Haare und unter ihnen abweichende Ansichten.

Jürgen Fuchs las in seiner Dachkammer in der Lutherstraße ihre Gedichte vor. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er sie mit jenem Leuchten in den Augen und Entdeckerfreude vorstellte. Welche Präsenz, Klarheit und kraftvolle Schönheit. Einem Funktionär ins Poesiealbum mit dem apodiktisch krassem Schluss: „ich habe am Ende / eine Frage: / wem gehört eigentlich / das Volkseigentum?“ blieb für immer im Gedächtnis, ebenso wie Jürgens anschließendes jugenhaftes Lachen. In einem unserer späteren Gespräche sagte er: „Da wird die Machtfrage gestellt.“

Die DDR galt schon lange als Leseland, mit einigem Grund. Auch wir, aus der Generation der offenen Unzufriedenen, suchten Antworten in Büchern, vor allem in denen der Schriftsteller und Dichter der Nach-Brecht-Generation, manchmal enthusiastisch eine wirkliche Entdeckung begrüßend, oft genug enttäuscht. Helga Novak war von anderem Kaliber. Sie hatte nie die Schule der Sklavensprache absolviert. Was dort chiffrierte politische Botschaft war, sich poetisch raunend gebend, sprach sie offen, direkt, unverblümt aus. Ihre Poetik gewann so eine ganz andere Dynamik, deren Subtilität speiste sich aus anderen Quellen, war tiefer und wirkungsvoller. Sie war uns die ältere Schwester Wolf Biermanns. Das erste Mal begegnete ich ihr in Berlin bei einem Treffen mit uns, den kürzlich – 1977, im Zuge der Ausbürgerung des Barden Wolf Biermann aus der DDR Ausgebürgerten, und unserer Vor-Gängerin, die bereits 1966 ausgebürgert worden war. Sie saß sehr aufrecht auf ihrem Stuhl, beeindruckend, schön, aufmerksam. Jürgen las Texte aus seinem Buch *Tagesnotizen*, Gerulf Pannach und Kuno Kunert sangen. Helga sah sich unsere Arbeiten an, Texte von Salli Sallmann, meine ersten Fotografien aus Westberlin. Sie fühlte sich offensichtlich wohl in dieser Gesellschaft junger Dissidenten, eine Kennzeichnung übrigens, die Vaclav Havel für sich ausdrücklich ablehnte, bedeute sie doch Andersdenkender, wo er schlicht ein Denkender sei. Aus unserer Unzufriedenheit mit den herrschenden Verhältnissen war Widerspruch geworden, Infragestellung und Zuwiderhandeln, wir waren einer sich entwickelnden Kultur des Widerstandes verpflichtet. Später

zog Helga Novak aus Frankfurt am Main nach Westberlin, und das war auch eine Folge dieses Treffens. Sie sprach oft von ihren zuweilen frustrierenden Erfahrungen mit der westdeutschen Linken. „Wir lebten mit dem Rücken zur Mauer“, beschrieb der Westberliner Schriftsteller Peter Schneider deren, genau betrachtet tragische Grundhaltung – nach dem Fall jener Mauer. Helga wohnte nicht weit von mir entfernt, und auf meinen Streifzügen durch die Stadt, meinen *social studies*, besuchte ich sie bisweilen. An ihrer Wohnungstür war diesmal ein Zettel angebracht: „Bitte stark klopfen, ich bin tot!“ Ich klopfte, stark. Nachdem sie mich hereingelassen hatte, bettete sie sich wieder auf ihr Sofa und sagte nach einer Weile, als ob sie aus einem Traum aufgewacht sei: „Bernd, ich weiß, dass ihr es nicht leicht hattet, dass auch ihr einiges durchmachen musstet. Aber Du kannst Dir nicht vorstellen, niemand von euch kann sich vorstellen, wie die fünfziger Jahre waren.“ Sie sprach in Großbuchstaben. Eindringlich. Sie wollte, dass ich etwas von dem nachfühlte, was sie erfahren hatte. „Es war entsetzlich. Stell dir vor, Du bist in einem Saal voller Studenten, einer Vollversammlung. Sie alle sitzen vor Dir, denn Du sitzt auf dem Podium, zur Verurteilung freigegeben, in diesem Fall zur Exmatrikulation. Die Beschuldigungen gegen dich werden vorgetragen. Du hast kein Recht zu antworten. Das Urteil wird verkündet. In Frageform. Seid ihr dafür, dass? Und nicht eine Hand, die sich nicht erhoben hätte. Und der Saal tobt und brüllt: In die Produktion! In die Produktion!“

Solche An-Sprachen durchzogen und markierten unsere Freundschaft und ich kann mir gut vorstellen, dass die wohltemperierten Gemüter der bürgerlichen Linken solche Rede nicht goutierten. Sie hatte viele Freunde in der Berliner Kulturszene (eines der Wörter, das ich zu lernen hatte), von denen ich die Malerin Natascha Ungeheuer und deren Mann, den Schriftsteller Johannes Schenk, besonders ins Herz schloss. Auf unseren nächtlichen Colloquien wurde ich auf abenteuerliche Reisen mitgenommen, zur See auf einem Rettungsboot bis Casablanca (Johannes Schenk), durch Irland und Finnland (Natascha Ungeheuer) und zu Fuß – ich sank am Straßenrand vor Erschöpfung einfach um – nach Palermo und Barcelona (Helga Novak).

Eines Tages, Ende der achtziger Jahre, bat sie mich, sie auf eine wirkliche Reise nach Jugoslawien zu begleiten, wo sie auf der Insel Korčula gemeinsam mit einer Frankfurter Freundin eine Sommerwohnung gemietet hatte. An vereinbartem Tag zu vereinbarter Stunde ging ich zu benannter Wohnung, die einem polnischen Skipper gehörte. Ich klingelte. Nichts. Ich klopfte. Ich erinnerte mich: stark klopfen. Schließlich erschien sie, etwas derangiert, doch mit überschießender guter Laune, packte einen Korb voll mit Proviant, überreichte mir die Autoschlüssel und wir bretteten in einem Moskwitsch, der dem polnischen Skipper gehörte, bei schönstem Sommerwetter und offenen Seitenscheiben über die Avus bis zur Grenzkontrolle. Eine Frage, die hier routinemäßig gestellt wurde, lautete: „Waffen, Sprengstoff, Munition?“ Kuno Kunert fragte irgendwann im breitesten Sächsisch zurück: „Nee, braucht man das hier?“ Als wir anhielten, war Helga sehr blass und griff nach hinten in den Proviantkorb, zog eine Wodkaflasche heraus und nahm einen kräftigen Schluck. Die Sonne brannte. Wir standen in der Schlange, zwei Wagen vor uns bis zum Kontroll-Häuschen. Sie öffnete die Autotür, lehnte sich hinaus und erbrach sich. Es war ihr peinlich. „Es gibt keinen geeigneteren Ort, um zu kotzen, als hier“, sagte ich. Dann fuhren wir durch die Brandenburger Kiefernwälder und Helga wies hinaus und rief: „Die Wälder meiner Kindheit!“ Es war das erste Mal, dass ich sie ihrer besonderen Liebe zum Wald Ausdruck verleihen hörte. In Bayern verabschiedete

sich ein Radlager, das ersetzt werden musste, wir durchquerten Österreich, Slowenien und erreichten Rijeka. Am Hafen schaute ich auf das Profil einer Insel, die vollkommen nackt erschien, steinig, ohne Wald, sie nach einer Fähre, da ihr Autofahren zu anstrengend war und weil sie in einem Restaurant einen Reisebegleiter für die Überfahrt gefunden hatte. Später sprach sie über diese Begegnung, obwohl es mich eigentlich nichts anging. Sie sprach gern über sich, begleitete sich wie ihre eigene Reisebegleiterin auf ihren verschlungenen Lebenswegen. „Je öfter wir eine Geschichte erzählen, desto besser wird sie, bis wir sie irgendwann aufschreiben können.“

„Bis zu meinem Abschied aus Frankfurt war ich Horst Karasek treu. Du hast ihn ja kennen gelernt. Er war ein guter Mann, liebenswert und aufrichtig. Er war die letzten Jahre sehr krank, musste regelmäßig zur Dialyse, und ich habe ihn gepflegt. Seit Jahren hatten wir eine Beziehung ohne Sex. Ich war so treu, dass ich krank wurde. Kennst du das, die Schaufensterkrankheit?“ Nein, diese Krankheit kannte ich nicht. „Ich blieb von Zeit zu Zeit vor einem Schaufenster stehen, weil ich nicht mehr laufen konnte. Um nicht aufzufallen, wandte ich mich irgendeinem Schaufenster zu. Ich, die ich Hunderte von Kilometern am Stück zu Fuß gelaufen bin! Nicht mehr einige Hunderte Meter laufen können, ohne ins Stocken zu geraten! Es wurde mir klar, dass ich weg musste. Dann tauchtet ihr auf, und Berlin wurde eine Option. Erst dann konnte ich mir Liebhaber vorstellen, erst dann merkte ich, wie sehr das gefehlt hatte.“

Von Rijeka aus fuhr ich allein weiter, lernte den intensiven Duft mittelmeerischer Kiefern kennen, Dörfer mit Hühnern auf der Straße und im Wald, karge Berge mit Büschen bestanden, von einer Ziegenherde durchzogen und einem einsamen Hirten. In Split traf ich Helga wieder, gelöst, jung und bereit für andere Abenteuer. Wir setzten mit einer Fähre über, und als wir uns der Insel Korčula näherten, lag die unter einer Rauchwolke. Wir gingen an Land und bald begegneten uns überall Feuerwehren. Der ganze bewaldete Teil der Insel brannte. Später wurde bekannt, dass dieser Waldbrand von einem Bauern verursacht worden war, der seinen Olivenbaum, den er loswerden wollte, in Brand gesetzt hatte, anstatt ihn zu fällen.

Helgas Domizil lag in Zavalatica, in einer Bucht ohne Rauch und Waldbrand unweit eines kleinen Fischerhafens. Sie richtete sich häuslich ein, ich ging die Gegend erforschen. Macchia, diese Landschaft aus trockenen und stacheligen Büschen auf steinigem Grund unter eigentlich zu viel Sonne, kannte ich auch noch nicht. Wenn ich zurückkam, wollte sie genau wissen, wo ich gewesen war und was ich gesehen hatte. Abends fuhren wir, manchmal in Begleitung ihrer Frankfurter Freundin in Bars, wo die Fischer melodiose Lieder sangen. Ihre Freundin, eine ehemalige Maoistin, ging zu Treffen mit lokalen Parteiführern, Wahlen standen bevor, doch alles war seltsam geheim und sie selbst merkwürdig eifrig. Ich hörte den Namen Milošević wie ein Versprechen, eine Art Vorspeise. Etwas bereitete sich vor, es roch brandig, ganz ohne Waldbrand.

An einem Feiertag nahmen wir an einem organisierten Ausflug auf einem Boot zur Insel Lastovo teil. In einer abgelegenen Bucht wurde dem Partisanenkampf gegen die deutschen Nazitruppen gedacht. Helga sagte, dass hier ein Zentrum, ein Versteck und Waffenlager der Partisanen gewesen war. Ein jüngerer Lokalpolitiker hielt eine Ansprache vor roten Fahnen, dann wurden Partisanenlieder gesungen. Eine alte Frau, überlebende Partisanin sang voller Emphase eine beschwörende feierliche Klage. Das Foto, das ich von ihr machte, ging in mein Oeuvre ein.

Einige Tage später übergab mir Helga die Autoschlüssel und Geld für die Rückfahrt mit der Anweisung, wo in Berlin ich es abstellen solle und in welchem Briefkasten die Schlüssel zu deponieren seien. Sie wolle schreiben, und da könne ich nur stören. Die Route konnte ich nach Gutdünken gestalten, ohne Zeitdruck. Sie erwähnte Dubrovnik als sehenswerte Stadt am Meer. Und dort fuhr ich auch zuerst hin. Es wurde eine abenteuerliche Begegnung. Ich traf abends ein und parkte das Auto an einem Abhang über der Stadt, mit Blick auf den Hafen und die Stadtmauer, unter einer hohen Agave. Nachts kam ein orkanartiger Sturm auf, der das Auto und mich in ihm heftig durchschüttelte. Die dünne Agave vor mir verneigte sich tief vor dem Sturm. Als ich später Helga davon berichtete, erzählte sie mir, wie sie einst auf Island in einen Sturm geraten war, der sie von einer Mole zu fegen drohte. „Ich arbeitete in der Fischfabrik. Und wie immer ging ich in der Mittagspause hinaus auf diese Mole aus großen Bruchsteinen, die sich nicht weit von der Fabrik entfernt ins Meer streckte. Der Himmel war grau, nichts deutete auf ein Unwetter hin, als dicke Wolkenbüschel mit großer Geschwindigkeit aufzogen und sich verdichteten. Unvermittelt kam ein solcher Sturm auf, gewaltig brausend, dass mir mulmig wurde. Kittel und Schürze, meine Arbeitskleidung, klatschten mir um die Ohren. Zurück konnte ich nicht mehr. Ich bückte mich, fand eine Lücke und klemmte mich zwischen die Steine. Als der Sturm abflaute, kletterte ich heraus, etwas benommen und zerzaust, aber lebendig. Ich hatte alles richtig gemacht. Nur zur Arbeit erschien ich verspätet.“ – „Wie haben Deine Kolleginnen reagiert?“ – „Sie rissen Augen und Mäuler auf. Wo kommst du denn her? Wir dachten schon, du bist tot. Na, so schnell geht das bei mir nicht.“

Am nächsten Tag umwanderte ich auf der mittelalterlichen Stadtmauer das Stadtzentrum von Dubrovnik. Auf dem zentralen Platz wurden Tribünen und eine Bühne für ein Theaterfestival errichtet. Die Stadt verwandelte sich vor meinen Augen in ein Theater, das nur aus Bildern und Geräuschen bestand, dem mittelalterlichen Ambiente angemessen. Das hohe Fenster eines Hotels flog auf und ein Mann rief laut mit erhobenen Armen den Namen seines Geliebten. Es war immer noch stürmisch, das Meer außerhalb der Hafemole zeigte weiße Schaumkronen auf den Wellen. Eine junge Schönheit ruderte, am Heck lehnd, eine Holzschaluppe, in der eine alte, schwarz gekleidete Frau saß, mit kräftigen Zügen in Richtung Meer. Der Leuchtturm am Ende der Mole war von hoher Gischt umspült. Ein junges Paar sprang Hand in Hand zwischen zwei Wellenberge hinter dem Leuchtturm und verschwand. Abends lief ich an einer Steinmauer entlang, als sich zwei grüne Katzenaugen näherten. Ich blieb stehen und die Katze stieg vorsichtig auf meine Schulter, dann auf meine Fototasche, wo sie sich niederließ, um mich ein Stück weit zu begleiten. Am nächsten Tag machte ich mich wieder auf den Weg mit dem Gefühl, eigentlich alles gesehen zu haben, was diese Stadt zu bieten hatte. Ich überlegte, in den Kosovo zu fahren, doch das erschien mir zu weit. Ich fuhr nach Sarajewo.

Ich wusste nichts von den Ländergrenzen und ihrem Verlauf, ich hielt Jugoslawien für einen Bundesstaat ähnlich wie die Bundesrepublik. Als ich spätabends an eine Grenzkontrolle kam, war ich überrascht. Noch mehr überraschte mich, dass der offenbar einzige Grenzbeamte das Auto durchsuchte, ein Exemplar des *Spiegel*, als er es im Kofferraum fand, beschlagnahmen wollte. Ich sagte, ich hätte dieses Magazin in Zagreb gekauft, doch das war ihm egal. Hier, wohin ich einreisen wollte, könne ich es nicht einführen. Ich weiß nicht, ob er Deutsch lesen konnte, jedenfalls blieb er mit dem Magazin zurück. Sarajewo liegt in einem langgestreckten

Tal, wie heute sicher mehr Menschen wissen als zu jener Zeit. Ich mochte diese Stadt, ihre Vielfältigkeit, die offensichtlich gelungene Mischung alter Kulturen. Abseits der Hochhausviertel, die sich von denen in Ostberlin nicht unterschieden, kam ich ins Viertel der Muslime. Ich betrat unbehindert Moscheen, nahm an der Fußwaschung teil, genoss die entspannte Atmosphäre und machte einige Fotos mit meiner kleinen diskreten Kamera. Dieses Viertel war sichtlich ärmlich, die Häuser alt, die Menschen schlenderten die Straßen entlang, Eile war hier offensichtlich unbekannt oder unüblich. Ich verließ Sarajewo nach drei Tagen und hatte keineswegs das Gefühl, alles gesehen zu haben, was diese Stadt zu bieten hatte.

Ein unvergessliches Erlebnis auf der weiteren Fahrt war der Empfang von Radio Tirana in deutscher Sprache. Schon der martialische Jingle mit Trommelwirbel ließ ahnen, was kommt. Die Nachrichten, eine einzige Ansammlung von Feindverfluchung und Verfolgungswahn. Dann das Kulturprogramm, eine Revolutions-Oper. Die Sprecherin verkündete mit metallischer Stimme den Inhalt. Der erste Akt: das Volk leidet, der zweite Akt: es erhebt sich, der dritte Akt: die Revolution, der vierte Akt: sie siegt, und schließlich: das kommunistische Paradies. Und dies war auch alles wirklich – zu hören. Genauso, wie es verkündet worden war, da gab es kein Vertun. Großartig, ich lachte wohl zum ersten Mal auf dieser Reise. In Zagreb gelang mir ein weiteres Foto von einer älteren Frau, in Schürze vor der Häuserfront, ganz in der Pose der Hausmeisterin. Die Stadt selbst stieß mich ab, sie war grau, trotz heftigem Sonnenschein, mit roten und sonstigen Fahnen bestückt.

Bald nach dieser Reise kam die Wendezeit in Deutschland, überraschend, wirr, aufregend. Kurz darauf begann der Bürgerkrieg in Jugoslawien. Ich war erschüttert, die Städte, die ich voller Leben gekannt hatte, von Snipern und Kanonen beschossen und in Trümmer fallen zu sehen. Ein stärkerer Kontrast war kaum vorstellbar. Hier friedliche Revolution, eine für unzerstörbar gehaltene Mauer war gefallen, Wiedervereinigung, mit allen politischen Auseinandersetzungen und Widersprüchen; dort Krieg, Verwüstung, Leid und Tod und das Auseinanderbrechen von Kulturen und Ethnien, die lange friedlich zusammen gelebt und sich gegenseitig befruchtet hatten. In einem Dokumentarfilm von der Halbinsel Kamtschatka antwortete eine junge Frau auf die Frage, ob es Konflikte zwischen den verschiedenen Ethnien dort gäbe: „Menschen haben immer zusammen gelebt, egal wo sie herkamen oder zu welcher Volksgruppe sie gehörten. Wir haben hier mit niemandem Probleme. Wo es Konflikte gibt, sind sie von Politikern gewollt und gesteuert.“

Ich war in ihrer Wohnung, als Lilo Fuchs im Frühjahr 1990 diesen schönen Satz sagte: „Jetzt müssen sie mit ihrer Schande selber fertig werden.“ Sie bezog sich auf die Hunderttausende ehemaligen Stasi-Spitzel, die von einem Tag auf den anderen ohne „Schutz und Schild“ dastanden. Leider war dem nicht ganz so, ihnen musste geholfen werden. Jürgen Fuchs fand in ingenieuser Suche in der schmutzigen Hinterlassenschaft der Stasi, deren Akten, eine überwältigende Zahl von Belegen, dass der bekannte Dichter und Kunst-Makler aus dem Prenzlauer Berg, Sascha Anderson, ein hochrangiger Spitzel gewesen war. Er veröffentlichte im *Spiegel* die vierteilige Serie *Landschaften der Lüge* über Künstler und Schriftsteller im Stasi-Netz und schrieb in einer Fußnote fast entschuldigend über seine Enthüllungen in Sachen Anderson. „Du bist uns zu nahe gekommen.“ Jürgen Fuchs hat die Wahrheit nicht plakativ breitgewalzt, sondern das Wichtigste in jene Fußnote gepackt – mit dem sarkastischen Understatement eines Dokumentars, der die Aufklärung der DDR-Geschichte wichtiger nimmt als

die Entlarvung eines Spitzels. Wolf Biermann war da weniger akkurat, er entfachte 1991 einen Medienskandal, als er bei seiner Büchnerpreisrede Wochen vor der Veröffentlichung dieser Artikelserie von „Sascha Arschloch, dem Stasispitzel“ sprach. „Enttäuschung ist etwas Positives: Ich bin nicht mehr ge-täuscht, ich bin ent-täuscht“, so sagte später Roland Jahn, heute Chef der Stasi-Unterlagenbehörde, damals von Anderson noch nach seiner Ausbürgerung in den Westen überwacht. Und er ergänzte: „Er muss die Last mit sich tragen, nicht ich.“

Helga Novak reagierte überraschend anders. „Offener Brief an Wolf Biermann, Sarah Kirsch und Jürgen Fuchs: Wenn schon, denn schon – ich war auch mal ein Spitzel! Die ‚Einsamkeit der weißen Weste‘ paßt mir also nicht. Seit Posen/Ungarn (’56) war ich dagegen. Nicht gegen den Kommunismus, aber gegen die asiatische Despotie. Ohne Herkunft, Studentin vor dem Staatsexamen, liiert mit einem isländischen Studenten – war ich erpreßbar. Und ich unterschrieb, September ’57. Ich wollte nämlich nicht, wie Erich Loest, sieben Jahre in Bautzen sitzen, wo mir, da ich keine Familie, gar keine Blutsverwandten hatte, niemand auch nur eine Schachtel Zigaretten gebracht hätte. Die Scham beißt ein Leben lang, aber sie ist auch eine energische Lehrerin. Ihr seid auch mal in der Partei gewesen, genau wie ich. Zwar habe ich mir erlaubt auszutreten, was damals (’57) noch verboten war, doch Komplizen waren wir alle. Das kriegt Ihr nie raus, was ich alles weiß über Leute, mit denen wir befreundet sind. Und eher will ich im polnischen Wald verbluten, als mich auf einen deutschen Richterstuhl setzen.“

Wieder war ich in der Wohnung zugegen, als Jürgen Fuchs, wütend über diesen Ausfall verkündete: „Das Tischtuch ist zerschnitten!“ Ich konnte ihn verstehen, Helga zog eine langwierige und schwierige Recherche öffentlich in Zweifel. Andererseits fand ich seine Reaktion überzogen. Zerschnittenes Tischtuch, das hörte sich eher nach Familienkrach an statt nach offener Auseinander-Setzung. Helgas Affront andererseits war ganz persönlich, geradezu panisch und aus meiner Sicht, der ich alle Beteiligten inklusive Sascha Anderson persönlich kannte, ebenso unangemessen wie Jürgens Reaktion, der „deutsche Richterstuhl“ eine anarchistische Plattitüde. Und was hatte Sarah Kirsch in der Liste der Adressaten dieses Briefes zu suchen? Ich kannte die Geschichte, wie sie in einer Stunde der Schwäche unterschrieben hatte („Ich wurde von einer Person bedrängt, der ich vertraute, aber ich werde dir den Namen nicht sagen“), um anschließend zu ihren isländischen Studienfreunden (und ihrem Liebhaber) zu gehen und ihnen zu berichten, dass sie gezwungen werden sollte, sie zu bespitzeln – was dann zu ihrer Flucht nach Island führte.

Es dauerte bis zum Sommer 1992, als ich mich ins Auto setzte und zu ihr in ihren polnischen Wald fuhr. Das Auto ratterte über die Betonplatten der Autobahn nach Polen, und ich dachte daran, wie viele Male ich den Umweg über Bayern und die Tschechoslowakei nehmen musste, wenn ich in den achtziger Jahren, der Zeit der *Solidarność* und der *Solidarność* im Untergrund nach Polen fuhr, erinnerte das eine Mal, als mich DDR-Grenzbeamte am Bahnhof Friedrichstraße an den Haaren aus dem Zug nach Polen zogen, da bereits der Transit durch das sozialistische Paradies für ausgewiesene Abtrünnige verboten war. Je näher ich Helgas Domizil kam, desto mehr faszinierte mich die Landschaft der Tucheler Heide. Sie war dichter und wahrer, älter ihrem Wesen nach und gleichzeitig jünger in ihrer Lebendigkeit als diejenigen Landschaften, die ich bisher kannte. Es waren die Wälder von Helga Novaks Kindheit, wie sie es in Brandenburg schon nicht mehr gab.

Bei diesem ersten Besuch wohnte sie noch zur Miete bei einem polnischen Bauern. Sie zeigte mir den Hof mit Schwengelpumpe und Pferdestall, die Küche (hier kann man auf der Hühnerscheiße schlittern) und das Gästezimmer unter dem Dachfirst mit Regalen voller Bücher. Anton, ihr Wirt, spannte jeden Morgen den gummibereiften hölzernen Wagen an und fuhr über Sandwege in den Wald. Ich folgte ihm, bis ich ihn aus den Augen verlor und mich im Kiefernwald. Ein Buntspecht klopfte so nahe, dass ich ihn gut sehen konnte. Späne flogen ihm um den Kopf. Etwas weiter hämmerte ein anderer, ein Grünspecht. Der Wald war gepflegt, ich durchkreuzte ihn querwaldein auf weichem Boden. Plötzlich blieb ich stehen. Ein Fuchs, etwas entfernt zwischen den Stämmen, in seinem rötlichen Fell, lief in meine Richtung. Ich hockte mich hinter einen Baum und sah ihm zu. Er lief langsamer, fand offensichtlich seine Sasse und legte sich nieder. Nach und nach fielen ihm die Augen zu. Er schlief ein. Was sollte ich tun? Wenn ich einfach weiterging, würde ich ihn erschrecken. Ich pffif leise. Der Fuchs rührte sich nicht. Ich pffif etwas lauter, dann klatschte ich leicht in die Hände. Er wachte auf und schaute sich suchend um, allerdings nicht in meine Richtung. Ich trat langsam hinter dem Baum hervor. Er sah mich verwundert an und trottete schließlich davon. Bereichert ging ich zurück zum Haus.

Helga zeigte mir den Kanal und den Aquädukt bei Fojutowo, auf dem er über den Fluss Czerska Struga floss und erzählte die Geschichte seiner Entstehung. Er wurde von Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. in der Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut, um die Czersker Wiesen zu bewässern, Heu zu verschiffen und Holz nach Brandenburg zu treideln. Deutsche und Polen lebten friedlich nebeneinander. Helga wies auf die sehr unterschiedlichen Charaktere ehemals deutscher Städte wie Tuchola, aufgeräumt mit Fachwerkhäusern, und polnischer wie Czersk, offensichtlich planlos erbaut, hin. Nachts fischte ich aus dem Bücherbord die Verserzählung von Solschenizyn *Ostpreußische Nächte*, die schonungslos von seinen Kriegserfahrungen, inklusive eigener Schuld berichtete. Am Morgen wachte ich verkatert auf. Ein schwerer Duft hatte mich des Nachts vom offenen Fenster her im Traum umfangen. Als ich hinausging, fand ich die Ursache: einen Wermutstrauch am staubigen Wegrand gegenüber dem Giebelfenster.

Eines Tages kam Anton mit einem Baumstamm auf dem Wagen zurück, der Lohn für seine Pflegearbeit im Wald. Morgens hatte er Mühe, sein Pferd einzuspannen, es stieg wiehernd hoch und schlug mit den Vorderbeinen aus, während Anton am Zügel mühsam das Gleichgewicht wahrte. „Der Hengst ist alt und will nicht mehr. Einer von beiden wird das nicht mehr lange machen“, sagte Helga. „Anton wird ihn wohl bald erschießen müssen.“ Warum gab er ihm nicht sein Gnadenbrot und suchte sich ein anderes Pferd? Diese Frage habe ich damals nicht gestellt. Es war, als ob das Gefühl, zu Gast zu sein, mir das Fragen verschlug. Dabei sind wir alle Gäste auf einer Zeitreise. Leider sind wenige in der Lage, zu verstehen, dass sie eines Tages unwiderruflich endet und mit ihr die Möglichkeit, die wichtigen Fragen zu stellen. Neben dem Hof stand eine alte, verwitterte Scheune, aus der das Heu duftete. Dahinter lag das weitgestreckte Tal mit Wiesen, durch das sich der Fluss schlängelte. Dort standen Reiher und liefen die Hasen. Wir fuhren auf den Wochenmarkt in Czersk. Zu jener Zeit gab es noch den Tauschhandel mit einheimischen Samen und Saatkartoffeln und jede Menge von Ständen mit einheimischem Gemüse und Obst. Helga liebte es, dort einzukaufen und die Verkäuferinnen liebten sie, es war ihr Auftritt. Sie grüßte jede laut und überschwänglich, wählte genau aus,

was sie kaufen wollte, handelte scherzend und packte nach und nach die Taschen voll, die ich trug. „Der Markt ist die eigentliche Bühne des Sängers“, hatte mir Wolf Biermann einmal, noch in der DDR, gesagt, „dort kommt das Volk zusammen, dort muss er singen.“ Das war sein Traum, für Helga stimmte es, sie tanzte geradezu über ihn, da und dort ein angebotenes Glas mit Wodka runterkippend. Der Markt war ihre Bühne, nur eben nicht als Dichterin, sondern als lebenslustige und ebenso lebenserfahrene wie wissbegierige Frau. Es gab eine Reihe von Ständen mit Kleiderbergen, eine gerade aufkommende Massenerscheinung. Sie erklärte mir detailliert die Handels- und das hieß in den allermeisten Fällen Schmuggelwege aus Asien über Sibirien, Südeuropa nach Polen.

Bei meinem nächsten Besuch lernte ich Stefan kennen, Helgas polnischen Lebensgefährten. Ich erinnere Blau, ein intensives verwittertes Blau als Anstrich an den Wänden des Hauses, das Helga für ihn herrichten ließ. Und ich erinnere die Einweckgläser mit Rehschmalz auf dem Fensterbrett. Beide lagen auf dem Sofa und schliefen noch. Auf dem Kopfpolster der bordeauxroten Doppelcouch stand ein gefülltes Schnapsglas. Als Helga aufwachte, schaute sie es verwundert an und stellte es vorsichtig auf den Boden. „Das ist Stefan. Er ist der König des Waldes“, stellte sie ihn vor. „Eigentlich ist er ein Wilddieb, wie alle hier. Das ist ihre Tradition, genau wie Schnaps brennen. Sie sagen, das ist ihr Wald, die Preußen haben ihn sich angeeignet und ihnen das Jagen verbieten wollen, genau wie die Kommunisten.“ Wenn Stefan jagen ging, trank er nicht, genau wie Helga nicht trank, wenn sie schrieb. Jäger und Sammlerin. Sie versammelte Worte zu Gedichten. Aber schießen konnte sie auch. Sie sagte, er habe eine solche Ausstrahlung auf die Rehe, dass sie sich oft in eine Position stellten, als ob sie darauf warteten, dass er sie schieße. „Du glaubst mir natürlich nicht, aber ich habe es selbst gesehen.“ Einmal hätten sie sich beide im Wald unvermutet getroffen und aufeinander angelegt. Stefan hatte ihr verboten, seinen Jagdpullover zu waschen, damit die Tiere im Wald ihn nicht als Fremdwesen wahrnahmen. Eines Tages war er ganz verstört von der Jagd zurückgekommen, weil er ein Reh nicht einmal zu Gesicht bekommen hatte. „Ich erinnerte mich, dass ich seinen Pullover versehentlich gewaschen hatte. Er hatte es nicht bemerkt, weil der Alkohol ihm den Geruchssinn genommen hat.“ Stefan hatte einen Fischteich und für die Frischwasserzufuhr ein recht großes hölzernes Wasserrad mit Schöpfkellen gebaut, wie Helga stolz erklärte. Als ich es eines Tages sah, war es bereits im Zerfall begriffen und der Teich hatte auch schon keine größeren Fische mehr. Stefan war agil und herzlich. Er hatte ein Moped, mit dem er knatternd durch den Heidesand pflügte. Als ich ihm folgte, fand ich hohe Wacholder, manche so groß und innen offen, dass ich mich in sie hineinstellen konnte. Helga legte größten Wert auf eine gute, und das hieß bei ihr, menschliche und herzliche Beziehung zu ihren Nachbarn, ihren neuen Landsleuten. Sie sprach ihre Sprache, nicht perfekt, doch mit Ausdruck und ihnen nachempfunderer Aussprache. Sie erzählte mir von einer alten Dame, die sie bis in deren Tod gepflegt hatte als ein prägendes Erlebnis, ihren Einstieg in ihr Leben in Polen. Sie zeigte mir das Holzhaus, in dem sie mit ihr gelebt hatte mit jener selbstgewissen Schlichtheit, die auch die Erzählung auszeichnet, die diese Begegnung beschreibt.

Ihre nächsten Nachbarn, Edwin und Helena, lebten in einem etwas verwehrten Gehöft, auf dem Puter, Enten und Hühner frei herumliefen. Das Holzhaus hatte kleine Fenster und schiefe Bleche als Dach, das einst wohl strohgedeckt war. Edwin war klein, schlank, hatte ein feines Gesicht und trug eine Weste. Weiße Haarsträhnen fielen ihm in die Stirn. Helena

war rotbäckig unter dem Kopftuch und trug über dem Kleid eine helle Schürze. Sie hatte eine Kuh, die sie jeden Morgen auf eine kleine Wiese am Fluss brachte. Ein alter Traktor stand auf dem Hof. Als ich mir ihn näher anschaute, holte Edwin eine ölbetriebene Lötlampe, hielt die Flamme unter den Motor, den er fünf Minuten später mithilfe einer Kurbel anließ. Stolz zeigte er mir seine Werkstatt. Jede Menge Werkzeuge, Staub und Ziehharmonikateile lagen auf einer alten Werkbank und den Fenstersimsen. Er hatte früher Ziehharmonikas repariert und auch gespielt. Ich fragte ihn, ob er etwas spielen könne, doch er hatte kein Instrument mehr, das intakt war. Aus einer alten Hohner, der viele Stimmplatten fehlten, holte er ein paar Töne hervor, die ihren einstigen vollen Klang ahnen ließen. Seine Augen begannen zu leuchten und er erzählte von den alten Zeiten, als er mit seinen Freunden über die Dörfer zog und zum Tanz aufspielte. Ihr eigenes Haus war in Bau, und Helga zeigte mir stolz das umzäunte Grundstück und die Baustelle. Es war ein zweistöckiges Holzhaus. Sie betonte, dass sie das Grundstück zwar gekauft hatte, es aber nicht auf ihren Namen, sondern auf den von Edwins Enkel Adam eingetragen war.

Helga sitzt auf der Bank vor ihrem großen Gartentisch. Als ich mich zu ihr setze, sagt sie: „Hier lebt eine Kröte, es ist ihr Zuhause. Du rührst sie nicht an. Ach, da ist sie ja. Sie will Dich wohl begrüßen.“ Sie zeigt mir den Komposthaufen etwas entfernt von der Baumgruppe. Abschüssig, dort, wo sich die Breit- und Längsseite des Holzzauns in einer Senke treffen, stehen Büsche. Ich sehe dort hinunter. „Ich weiß, dass Du neugierig bist. Aber dort leben Igel, Marder, Iltis und ich weiß nicht was noch, die lässt Du in Ruhe, da gehst Du nicht hin. Wenn Du unbedingt Wildtiere aufstöbern willst, dann geh runter zum Fluss dort hinter dem Zaun. Dort leben Otter. Die hören Dich sofort und verschwinden.“ Auf dem Weg durch das Tal auf eben jener Seite des Grundstücks sah ich eine Frau Kartoffeln stecken. „Das ist meine Nachbarin“, sagt Helga. „Im letzten Winter habe ich sie vor dem Erfrieren gerettet. Ich kam spät nach Hause und sah sie auf den Stufen sitzen. Offensichtlich war etwas mit ihr nicht in Ordnung, sie bewegte sich nicht. Ich ging zu ihr. Sie war auf den eisigen Stufen ausgerutscht und konnte nicht mehr aufstehen. Ich hob sie hoch und trug sie ins Haus. Wenn ich nicht gekommen wäre, wäre sie wohl in der Nacht erfroren, es war bitterkalt. In den nächsten Tagen habe ich sie gepflegt und ihr Essen gebracht. Die Chinesen sagen, wen du gerettet hast, für den bist du dein Leben lang verantwortlich.“

Es war kurz nach Weihnachten, als ich sie das dritte Mal besuchte. Der Weg vor ihrem Haus war verschneit. Ich war nachts aufgebrochen, und es dämmerte, als ich eintraf. Zu meiner Überraschung stand sie im Morgenrock auf dem Balkon im zweiten Stock ihres inzwischen fertiggestellten Hauses. „Bernd, bist du das?“ rief sie. „Ich wusste, dass Du kommst.“ Sie eilte hinunter, um mich zu umarmen. „Weißt Du, ich bin Frühaufsteherin, und jeden Morgen um fünf Uhr in der Frühe stehe ich auf dem Balkon, um meine Bäume zu zählen.“ Sie machte es vor. Da stand eine Gruppe von vier hohen Sandbirken, die ihre Zweige im Wind baumeln ließen, und drei Kiefern. „Eins, zwei, drei ... sie sind alle da, dann kann ich uns ja einen Kaffee machen.“ Wir durchquerten den Wintergarten mit Bücherregal und kamen in eine große Küche, die die Breite der Stirnseite ihres Hauses einnahm. Sie zündete das Holz im Herd an und es wurde schnell warm. Wir saßen später viele Stunden an ihrem hölzernen Küchentisch und sprachen, diskutierten, stritten uns auch mal, rauchten, tranken und lachten. Sie hatte ein phänomenales Gedächtnis, nicht nur, was ihr eigenes Leben betraf. So erinnerte sie

mich zum Beispiel daran, dass ich die Intervention der Nato in Serbien gerechtfertigt hatte, als ich ein Jahr später Zweifel bekundete. „Das hast Du aber auch mal anders gesehen, erinnerst Du Dich?“ Mittlerweile gab es Hinweise, dass der Nato-Angriff, „der erste humanitäre Kriegseinsatz“ auf Serbien nebenher als Vorbereitung und Übungsfeld für asymmetrische Kriege gedient hatte. Sie wusste, dass ich nicht dazu neigte, einmal gewonnene Ansichten leicht zu ändern. „Weißt Du“, sagte sie, „von Zeit zu Zeit mache ich eine Inventur“, sie ließ ihre Hand um den Kopf kreisen. „Dann stelle ich alle meine Ansichten in Frage. Es kann sein, dass ich am Ende zum selben Ergebnis komme, wie vorher. Aber manchmal ändere ich meine Ansichten auch.“

Helga verweigerte in ihrem Denken und ihrer Wahrnehmung jede Zentralperspektive, sie lebte in und von ihren inneren Bildern, den in ihr gespeicherten Negativen. Als Dichterin musste sie dieses innere Archiv gegen jede äußere Übernahme verteidigen, genauso wie ihr Namensgedächtnis, die Basis jeder Wortschöpfung. Ich erzählte ihr von jenem Moment, als ich in der Stasizelle beschloss, alle Namen zu vergessen, um niemanden verraten zu können. „Das hast Du getan?“ rief sie aus. „Weißt Du, was ich gemacht habe? Ich habe ihnen die tollsten Geschichten erzählt, von jedem, nach dem sie mich fragten. Hans? Na klar, den kenne ich gut, das ist mein Onkel mütterlicherseits, mit dem bin ich doch immer spazieren gegangen und geangelt haben wir auch ... irgendwas, stundenlang, wenn es sein musste, bis sie abwinkten.“ Ich denke, dass hier der tiefere Grund für ihren Protest gegen Biermanns und Jürgen Fuchs' Aufklärungskampagne über Stasi-Spitzel im Kulturbetrieb der DDR lag. Ich habe sie in einem unserer Gespräche gefragt: „Warum hast Du diesen offenen Brief geschrieben?“ Sie zog an ihrer Zigarette und dachte nach. „Weißt Du, ich dachte, das würde helfen, dass andere, die in die Falle geraten waren, sich auch bekannten. Nach dem Motto: Wenn *die* das kann, kann ich das auch. Was nützt das kollektive Fingerzeigen? Das ist doch früher mit uns auch gemacht worden.“

Ich erzählte ihr von meiner Begegnung mit Sascha Anderson, den ich über Jahre zunächst aus der Nähe beobachten konnte und später in Gesprächen zu verstehen versuchte. Er war die Zentralfigur eines öffentlichen Skandals, den vor allem er selbst als eine öffentlich agierende, sich äuernde und Einfluss nehmende Figur verursacht hatte. In mancher Hinsicht ein Ausnahmefall, aber als solcher signifikant für den schleichenden Übergang des brutalen Freund-Feind-Schemas der fünfziger und sechziger Jahre in eine Ära raffinierter und weit erfolgreicherer Einflussnahme auf die öffentliche Meinung, gewissermaßen der Übergang von Orwell zu Huxley. Was nicht bedeutet, dass das Freund-Feind-Schema für Menschen, die außerhalb dieses Radius blieben, ausgeschaltet war. Im Gegenteil, zusätzlich wurde ihnen unterschoben, mitunter sogar in westlichen Medien, auch von Sascha Anderson, die Feindrolle selbst gewählt zu haben. Ich war Anderson bereits 1986 begegnet, bei einer Geburtstagsfeier der Malerin Eve Rub in Westberlin. Sascha, der ein Faible für Eve ihres jüdischen Aussehens wegen hatte, erschien mit ein paar seiner Anhänger und einer Flasche Wodka. Er, der nie einen Finger für das Malerehepaar Frank und Eve Rub aus Jena gerührt hatte, machte bei ihnen vielschweigend auf Wichtig. Sie waren Freunde von Dissidenten wie mir, Roland Jahn und Jürgen Fuchs, hatten sich an Friedens-Demonstrationen in Jena beteiligt und waren damit für ihn verbrannt. Ich war sauer und fragte ihn laut: „Na, Sascha, was macht's Geschäfte?“ Er wurde rot und blieb nicht lange. Anderson war in seiner Tripelrolle als Makler, Spitzel und

Einflussnehmer auf die öffentliche Debatte der Vorwendezeit ganz Zeitgeist und in gewisser Hinsicht Vorläufer. *Jeder Satellit hat einen Killersatelliten* heißt bedeutungsvoll ein Buchtitel von ihm. Da auch Killersatelliten Satelliten sind, ist dies das Szenario einer endlosen Verfolgung. Was später im Übergang von reiner Produktwerbung zu Kunstprodukt mit eingebetteter „Information“ aufstieg, von analoger Überwachung zu umfassender digitaler Überwachung mit zieloffener, politischer wie ökonomischer Anwendung, zur Gleichsetzung von Reisen mit Tourismusindustrie, von Kultur mit Kommerz, war in seiner Figur angelegt. Insofern hat die Frage, ob er ein guter Dichter sei, wenig Relevanz. Die Falle, in die er nicht einfach geraten war, sondern mit konstruiert hatte, funktioniert perspektivisch reziprok umgekehrt wie in einem Film, bei der sich die Kamera rückwärts bewegt und gleichzeitig nach vorn zoomt. Er hat ein Netz um sich gestrickt wie eine Fischreuse mit ihm als Köder im Mittelpunkt, wie könnte er es je verlassen? Selbst wenn die Fischer, für die er es konstruierte, es längst vom Haken lassen mussten, es treibt weiter im Ozean der Zeit, mit einem einzigem Insassen.

Helga fragte mich, ob ich meine Stasi-Akten gelesen hätte. Ich bejahte und berichtete Einzelheiten. Den Ablauf, die Atmosphäre, den Aktenberg, der hereingeschoben wurde, was ich gefunden hatte, Verfolgung, Lügen, Verrat, die geistige Öde, die sich in all dem gähnend ausbreitete, eigene Unvorsichtigkeiten, die Glanzlichter im Grau wie eine Serie von Zetteln mit weinerlichen Klagen des Bewachungspersonals im Stasiknast über mein unbotmäßiges Verhalten, die mich Lachen machten. Sie blieb skeptisch. „Ich weiß nicht, ob ich meine Akten sehen will.“ Ich riet ihr zu. „Was hast Du zu verlieren? Du weißt doch alles.“

„Eben darum muss ich sie nicht sehen. Ich brauche sie nicht.“

Was selbstverständlich nicht ausschloss, dass andere sie sehr wohl brauchen konnten, um reinen Tisch zu machen und Keller und Dachboden zu reinigen. Heute weiß ich, dass auch Helga schließlich ihre Akten gelesen und sie für sich brauchbar gemacht hat.

In einem unserer nächtelangen Gespräche erinnerte sie Westberlin, die wilde Buntheit der Stadt. „Ich mochte die Punker, sie haben der Stadt Farbe gegeben.“ „Ich mag sie eigentlich auch. Aber ich bin gegen Selbstzerstörung als Protestform.“ Sie sah mich überrascht an und schwieg lange. Ich hatte ein Thema angesprochen, das sie betraf.

Sie sah deutsches Fernsehen. Wenn ich von meinen langen Wanderungen kam und Lust auf ein Gespräch mit ihr hatte, lief der Fernseher. Ich beklagte mich und sie sagte: „Das lenkt ab und ich kann besser nachdenken.“ Gern sah ich mit ihr die Nachrichten, die wir gewöhnlich kritisch-ironisch kommentierten, was sie mit dem Schlusssatz würzte: „Aber auf uns hört ja keiner.“

Über die Jahre erzählte sie mir ihr abenteuerliches Leben. „Je mehr du erzählst, desto besser wird die Geschichte. Sie schreibt sich irgendwann von allein.“ Ich fragte sie, wann sie angefangen hatte, zu trinken. „Mit acht Jahren. Der Krieg war vorbei und draußen spielte die Ziehharmonika, sangen, tanzten und sofften die russischen Soldaten am Lagerfeuer. Das war spannender als meine stocktrockene preußische Stiefmutter. Ich ging dort hin, wo die Musik spielte, und die Soldaten gaben mir Schnaps. Der wärmte. Sie haben mir nie etwas getan. Auch später hat mich nie ein Mann angefasst, wenn ich das nicht wollte. Niemals. Nicht in den spelunkigsten Absteigen voller Matrosen in Schanghai, noch sonstwo.“

Erinnerungen konnten sie überfallen wie Leuchtspurgeschosse. „Von meinem leiblichen Vater weiß ich fast nichts. Er hat seine Frau erschossen. Ich sehe Blutlachen im Hauseingang,

die Treppe hinauf, alles voller Blut. Warum er sie erschossen hat? Weil er sich nicht entscheiden konnte zwischen den zwei Frauen, die er liebte. Und weil er Jäger war, er hatte ein Jagdgewehr.“ Sie sprach von ihren gelegentlichen Wutanfällen. „Dann überschwemmt eine rote Welle mein Gehirn, so“, sie führte ihre Hand vom Hinterkopf bis über die Stirn.

Selbstverständlich hatte ich ihre ersten beiden autobiografischen Romane gelesen, *Die Eisheiligen* und *Vogel federlos*. Ihre Geschichten aus ihrem Mund zu hören, ihre krasse Direktheit, war ein so starkes Erlebnis, dass es alles, was ich zuvor von ihr wusste, in den Schatten stellte. „Mein erster Liebhaber war älter als ich. Er war ein Schriftsteller, ich werde dir seinen Namen nicht sagen. Er gab mir Bücher zu lesen, und von ihm habe ich viel gelernt. Eines der ersten Bücher, das ich las, war Hemingways *Wem die Stunde schlägt*. Als ich es gelesen hatte, hatte mir die Stunde geschlagen.“

„Eisenhüttenstadt kennst Du ja.“ Ich hatte ihr erzählt, dass mein jüngerer Bruder Wolfgang dort viele Jahre gelebt und im Stahlwerk gearbeitet hatte. „Ich habe sie noch als Stalinstadt kennen gelernt. Das Eisenhüttenkombinat habe ich mit aufgebaut, als junge Frau, mit eigenen Händen. Es war unser Werk. Sag das Deinem Bruder.“ Der war seit Jahren arbeitslos. Lange Zeit hat er mit diesem Verlierer-Los so sehr gehadert, dass er sich weigerte, Arbeitslosengeld zu beantragen. Erst als seine schwerbehinderte Frau mich alarmierte, konnte ich die Sache aufklären und ihm helfen einzufordern, was ihm zustand. „Schon damals war ich Frühaufsteherin, und eines sehr frühen Morgens sah ich Busse auf die Baustelle fahren. Solche Busse hatte ich nie zuvor gesehen. Nicht ihrer Bauart wegen, sondern wegen der Scheiben. Die waren zugeklebt, mit Zeitungspapier. Als ich genauer hinsah, bemerkte ich kleine Löcher im Papier, die von innen hineingekratzt waren. Ich ging den Bussen nach. Und ich sah, wie sich die Türen öffneten und Gefangene ausstiegen, die in Begleitung ihrer Bewacher ins Werk geführt wurden. Um dort zu arbeiten. Wo genau, das habe ich nicht herausbekommen. Also nicht nur wir, die enthusiastisch Freiwilligen haben das Werk aufgebaut, sondern auch Gefangene, die dort Zwangsarbeit verrichteten. Dennoch war es unser Werk, darauf bestehe ich. Sag das Deinem Bruder.“

Offensichtlich gibt es Bestimmungen für uns, etwas, das jeden charakterisiert wie ein Zeichen. Mir haben Freunde oft gesagt, dass ich auf Autoritäten, autoritäre Persönlichkeiten, wie ein Fixpunkt wirke und bei ihnen Beißreflexe auslöse. Jürgen Fuchs nannte es „das Aufsässige im Blick“, doch es war mehr, es funktionierte auch auf Distanz. Helgas Bestimmung war ihre unabdingbare Aufmerksamkeit, sie lief wie eine Blinde mit ausgestreckten inneren Fühlern auf das Verborgene zu, das nicht gesehen werden sollte. Und sie verleugnete nicht, was sie ungewollt entdeckt hatte, sie behielt es in Erinnerung. „Der Verband deutscher Schriftsteller hatte in den siebziger Jahren gute Beziehungen zu China, und es wurden regelmäßige Reisen dorthin veranstaltet. Einmal war auch ich dabei. Wir waren in einem Gästehaus in einem großen Park untergebracht, sehr schön, ruhig und abgelegen. Nie gingen dort Einheimische entlang. Eines sehr frühen Morgens, ich bin ja Frühaufsteherin, ging ich allein spazieren, als ich plötzlich Schritte hörte. Nicht Schritte einer Person, sondern von vielen. Ich trat hinter einen Baum. Es zog eine Kolonne vorbei, eine Kolonne von Gefangenen, einer an den anderen gekettet, bewaffnet mit Rechen, Besen und Schubkarren. Die fegten den Park, vorn und hinten liefen die Aufseher. Niemand sprach. Als ich das später meinen Kollegen erzählte, wollten die mir nicht glauben. ‚Helga, nun übertreib mal nicht, Du hast zu viel Phantasie,‘

hieß es. Phantasie! Die müssen nur einmal so früh auf den Beinen sein wie ich, dann sehen sie auch mehr, als ihnen lieb ist.“

„1962 war ich in Island. Ich lernte Dagur Sigurðarson kennen, wir wurden ein Liebespaar. Er war Dichter, sein erstes Buch wurde als Sensation aufgenommen. Aber in erster Linie war er Rebell. Und er hat großen Wert drauf gelegt, dass man es merkt. Und man hat es auch gemerkt, wenn er die Straße entlang lief. Er gehörte zum Stadtbild von Reykjavik. Eine bürgerliche Existenz war ihm so fremd und fern wie eine Reise zum Mars. Obwohl er nie ein Gymnasium besucht hat, hat er das Abitur mit Auszeichnung bestanden, einfach so. Zur feierlichen Urkundenverleihung, geradezu ein Staatsakt, erschien er in seiner gewöhnlichen Straßenkleidung, nimmt die Urkunde entgegen, knüllt sie zusammen und steckt sie in seine Jeans tasche. Er war ein geborener Anarchist, lange bevor das Wort in seinem aktiven Wortschatz auftauchte. Er war dreckig, saß in Kneipen herum, diskutierte, war öfter betrunken, fragte nach Geld, das man ihm auch wie selbstverständlich gab. Ich wusste nie, wo er wohnte, oder besser gesagt, hauste. Er wollte anecken. Ich glaube, wenn die Leute zu ihm freundlich gewesen wären, wär er einfach gestorben – aus Langeweile. Für mich war es wichtig, einen Dichter kennen zu lernen, der mich als Dichter anerkennt. Was heißt anerkennen, er sieht einfach, was Dichtung ist und was nicht. Er hat mich nicht zum Dichter gemacht, das war ich schon. Er hat mir Mut gemacht, es zu sein, trotz allem Hunger, gegen alle Widerstände, gerade durch. Dichter zu sein und dafür alles andre, wenn es sein musste, sausen zu lassen. Ich habe unendlich viel von ihm gelernt, nicht wie man schreibt, sondern durch sein Beispiel, seinen Lebensmut. Aber er hat mich auch mit Literatur bekannt gemacht, die ich ohne ihn nie entdeckt hätte. Wir waren das berühmteste Liebespaar in Island, sie nannten uns Nacht und Tag (Dagur heißt übersetzt Tag). Eines Tages sagten sie hinter uns her: ‘Solche Leute wie die sollte man verbrennen’. Weil wir es gewagt hatten, auf der Straße, in der Öffentlichkeit, zu lachen. Das war nämlich verboten. Warum wir gelacht haben? Das darf man ja auch keinem erzählen – weil wir die Arbeiter im Hafen sahen, wie sie die Lasten von den Schiffen schleppten, wie langsam sie gingen, in Zeitlupe. 500 Jahre Kolonialgeschichte! Das will ja heute niemand mehr erinnern. Nein, die Wahrheit ist, dass es auch damals schon niemand sehen wollte. Halldor Laxness, Dagurs Onkel, sagte: ‘Ihr müsst hier raus, seht euch mal Palermo an’.“ 1963 setzt sie in Handsatz ihren ersten Gedichtband *ostdeutsch*, veröffentlicht ihn im Selbstverlag und schickt fünf Exemplare an fünf Verlage in der Bundesrepublik. Im November 1963 reist sie mit Dagur nach Sizilien. „Alles war grün, die Apfelsinen und Zitronenbäume blühten, es gab frei wachsende Palmen. Es gab Landbesetzungen. Bei den Mafiosi haben wir Zigaretten erbettelt, auf dem Markt wartete ich, bis die Stände abgeräumt waren und las heruntergefallene Spinatblätter auf. Mann, haben wir gelebt! Mann, haben wir gehungert! Bis hin zu Halluzinationen. Antonietta Kapitano hieß unsere Wirtin. Ihr Geliebter Franco. Mit dem sind wir hinausgefahren, um mit Dynamit zu fischen. Aus ihrer Kammer habe ich die langen Spaghetti geklaut. Das war ein Fest, da hatten wir zu essen. Wir waren stolz und wir waren hungrig. 1965 habe ich das in Deutschland erzählt, dass wir mit Dynamit gefischt haben, und wurde dafür verachtet. ‘Ihr habt vielleicht lange nicht gehungert, vielleicht nie’, sagte ich. Und dann haben sie mich dafür verachtet, dass ich gehungert habe.“

Ich erzählte ihr von meinen Reisen nach Somalia, Bangladesch und Indien. Sie war eine aufmerksame Zuhörerin. Manchmal stellte sie Fragen, doch nie fragte sie, warum ich dorthin

gereist war, das nahm sie als selbstverständlich. Ich berichtete vom Kommentar eines bekannten ungarischen Schriftstellers im Berliner Exil. Nachdem er meine Fotografien gesehen hatte, fragte er mich: „Was hast du da gemacht? Ekeltraining?“ Das war Silvester 1992. „Stell dir mal vor, wie sie das für sich drehen“, sagte sie nachsinnend. „Wenige haben so viele Grenzen hinter sich gelassen wie wir.“

1997 war ich wieder in Bangladesch und Indien, für sieben Monate, davon drei im Nordosten, wo ich in Meghalaya in einem abgelegenen Gebiet Tigermänner kennen lernte und heilige Wälder. In jenem Jahr sah ich Helga nicht. Später las ich ihren Gedichtband *Silvatica*, der in eben diesem Jahr erschien. Ich erkannte die Landschaft wieder, Stefan und sie selbst, im vollen Federschmuck ihrer Dichtung.

Ende der neunziger Jahre sprach sie mit mir über eine Kur. Ich sollte ihr helfen, ein geeignetes Sanatorium zu finden, nicht allzu teuer. Ich zog Erkundigungen ein und machte ihr Vorschläge. Am Ende fand sie selbst eins in Brandenburg. Drei Monate später fuhr ich sie mit ihrem ganzen Gepäck nach Hause, ihrem polnischen Zuhause. Stefan saß neben ihr auf der Rückbank. Er hatte Selbstgebrannten mitgebracht. Die flache Landschaft hinter der Grenze war schneebedeckt, der Himmel grau. „Schau“, rief Helga, „das ist die Gegend, aus der Christa Wolf stammt! Sie ist genauso flach in ihren Büchern wie ihre Landschaft!“

„Ich kenne zumindest ein gutes Buch von ihr“, warf ich ein.

„Welches Buch sollte das sein?“

„Kein Ort, nirgends.“

„Ein gutes Buch von ihr ist wie ein Hügel in dieser endlosen Ödnis. Aber nicht einmal den gibt es hier.“ Und etwas später: „Ich werde euch zeigen, was Schreiben ist, ihr Muttersöhnchen. Ihr ewigen Muttermilchtrinker.“

Als wir angekommen waren und ich ihr half, den Hausrat in die Küche zu schaffen, trug sie einen schwarzen Stoffbeutel, den sie vorsichtig auf den Boden stellte und an die Wand lehnte. „Weißt du, was das ist“ fragte sie. „Nein, wie soll ich das wissen.“

„Du wüsstest es aber gern, oder?“

„Nun, was ist es?“

„Ich wusste doch, dass du es wissen willst, aber ich werde dir nur das sagen: Gedichte. Und Gedichtanfänge. Du wirst sie aber erst zu Gesicht bekommen, wenn sie gedruckt sind.“ Ich verhehlte meine Freude nicht.

Meine letzte Reise zu ihr machte ich im Jahr 2000. Wir hatten verabredet, zusammen die polnische Grenze zu Weißrussland und der Ukraine abzufahren. „Etwas bereitet sich dort vor, ich trau Putin und den Russen nicht. Wenn da Krieg ausbricht, kommen die Flüchtlinge zu uns. Ich habe Stefan gefragt, was wir machen sollen, wenn die Flüchtlinge kommen. ‘Du hast ein großes Haus, wir nehmen sie auf’, hat er geantwortet.“ Sie lachte und war stolz auf ihn. „So einfach. Und er hat nur vier Jahre Grundschule absolviert.“ Wir fuhren zusammen los, sie und Stefan in ihrem kleinen polnischen Fiat und ich vorneweg. Beide hatten wir Straßenkarten. In einer Pause verabredeten wir, uns in einem bestimmten Ort zu treffen. Sie trafen dort nie ein. Ich suchte sie stundenlang, fuhr zurück, die Strecken auf und ab, nichts. Ich beschloss, allein weiter zu fahren, schließlich musste ich ihnen den Weg zurück ja nicht zeigen. Es wurde eine gute Reise. Ich lernte gastfreundliche Polen kennen, trank mit ihnen Wodka, sah einem jungen Bauern zu, wie er mit seinem Pferd verrückte Übungen vollführte,

als seien sie miteinander durch unsichtbare Schnüre verbunden, schlief in einem Haus, dessen Segen so schief hing, dass es das einzige im Dorf war, wo der männliche Storch auf dem Dach vergeblich um weiblichen Zuzug mit dem Schnabel klapperte. Lief auf Wildpfaden durch Wälder im Grenzstreifen, über Waldmeistereppiche mit blauen, duftenden Blüten. Fast tropischer Vogelgesang. Das Schild „Granica Państwa“. Was unterscheidet russischen Wald von polnischem? Von der russischen Seite rufen die Reiher. Entfernt riesige hölzerne Wachtürme. „Die Grenze ist der Ort, den die Menschen nicht kennen“, sagt Pier Paolo Pasolini. Ich fand armselige Dörfer, die im Osten Polens offenbar besonders häufig waren, und in Museen verwandelte Bauernhöfe, die aus nichts weiter bestanden, als an getünchten Hausmauern befestigtem Ackergerät und dem am Tor befestigtem Schild „Muzeum“. Als ich nach etwa einer Woche zu Helgas Haus zurückkam, stellte sich heraus, dass Stefan Schuld an ihrem spurlosen Verschwinden gehabt habe. „Er hat die ganze Zeit so viel getrunken, dass er nicht weiterfahren konnte. Wir haben uns einfach irgendwo einquartiert und sind am nächsten Tag zurückgefahren.“

Ich erzählte ihr von meiner Reise. Fazit: keine Bewegungen auf der anderen Seite der Grenze, nichts Auffälliges. Helga wollte unbedingt die Fotografien sehen. Etwa einen Monat später kam ich mit einer vollen Fotoschachtel wieder. Ich erzähle und lese aus meinen Notizen vor. „Das ist doch ein Fotoroman. Hier hast Du ja wieder ein Gesicht fotografiert, ein Schrei! Und die Kombattantenmütze. Der war im Krieg, der hat gekämpft.“ Einige Fotos später: „Dieses Elend. Wenn du es nicht fotografiert hättest, würde ich es immer nicht glauben. Was glauben die denn immer, warum ich Gedichte schreibe? Na gut, es kommt immer etwas dazu, Sinn, Erinnerung, Klang. Aber meine eigentliche Intuition, wenn ich Gedichte schreibe, ist Worte aufzuheben, die sonst verloren gehen. Im Grunde machst du ja auch nichts anderes, wenn du fotografierst. Nur, dass du nicht Worte bewahrst.“

Ich erzähle von der Begegnung mit einem alten Paar. Deren Holzhaus lag direkt an der Grenze. Als der Mann hörte, ich sei Deutscher, stellte er das Transistorradio an. Der erste Satz, der aus ihm ertönte, lautete: „Wir werden sie zu einem Anachronismus machen“ Radio Moskau in deutscher Sprache.

„Und sie haben es schon gemacht. Du bist als Chronist mitten im Anachronismus“.

Im Jahr 2001 verschlug mich das Schicksal, der Schicksalsschlag eines engen Freundes und seiner Tochter in eine andere Richtung, nach Portugal.

„Warum entdeckt denn keiner die Schönheit meines Verfalls?“ fragt die Dichterin Helga Novak in *Silvatica*. Über ein Jahrzehnt sah ich ihre Schönheit auch im Verfall, und sie korrespondierte mit dem Verfall der Schönheit, der Schönheit des Verfalls um sie herum. Was mich an einem Satz Sándor Márais erinnert: „Dem Verfall einer Kultur beizuwohnen ist besser, als ihrem Neuaufbau.“ Im Jahr 2000 beklagte sie sich: „Ich habe neunzig Prozent meiner Lebensqualität verloren.“ Der holprige Weg, der an ihrem Haus vorbeiführte, war planiert, verbreitert und mit Kies bestreut worden. Mehrmals täglich fuhren Busse vorbei, um am Viadukt ihre menschliche Fracht für einen Picknick-Aufenthalt auszuladen und wieder zurück zu fahren. Waldstücke wurden abgeholzt. „Die katholische Kirche ging darin allen voran. Noch etwas: Du erinnerst dich an den Briefträger? Der geht jetzt rum und macht Propaganda für eine rechtsextreme Gruppierung.“

Helga gab mir Themen zum Nachdenken wie Hausaufgaben mit: „Die überflüssigen Menschen. Das ist das große Thema der Zukunft. Es hat auch mit den Verhungerten zu tun, aber genauso mit den Arbeitslosen und den Flüchtlingen. Und mit uns.“

Einmal sahen wir im Fernsehen eine Reportage über zwei Schweizer, die Geld einsammelten, um in Afrika Sklaven freizukaufen. Ein hartes Geschäft in jeder Hinsicht, doch sie hatten eine hohe Erfolgsquote. Helga drehte sich zu mir um und sagte: „Die haben ihre Lebensaufgabe gefunden.“

Inzwischen habe auch ich meine Lebensaufgabe gefunden, die vielleicht härteste Aufgabe, die ich je übernommen habe: die Erschaffung und Verteidigung des einheimischen Waldes in Portugal, diesem zu Eukalyptus-Monokulturen und Waldbränden verurteilten Land an Europas westlichstem Ende.

Vila Nova de Gaia, 7. 9. 2017

Helga M. Novak in Legbåd

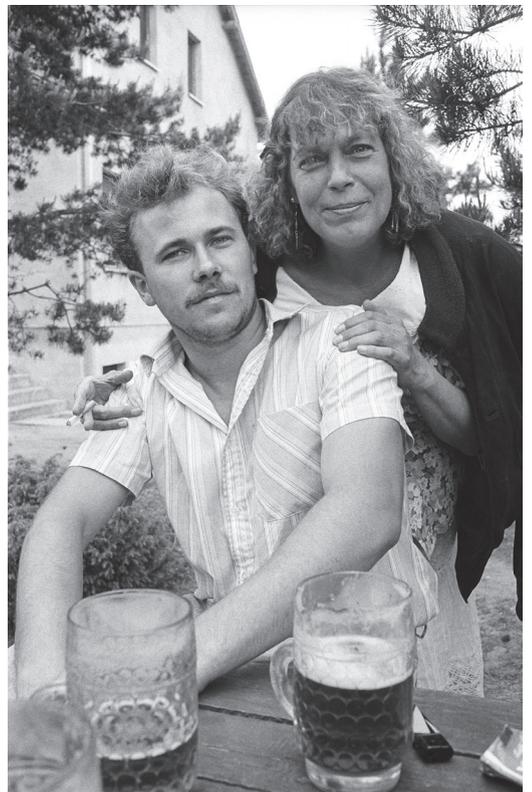
Fotografien von Bernd Markowsky
(Quelle: Robert-Havemann-Gesellschaft)



Am Kanal der Brda, etwa 1992



Mit Nachbarn, etwa 1992



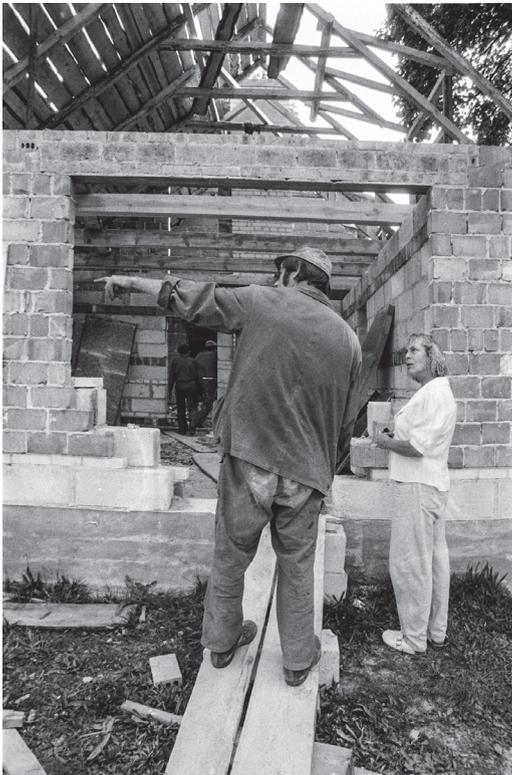
Mit Nachbarn und einem Freund, etwa 1992



Mit einem Freund, etwa 1992



Die Nachbarin, 1993



Beim Bau ihres Hauses, etwa 1992



solange noch Liebesbriefe eintreffen – Beim Bau ihres Hauses, etwa 1992



Mit Stefan Glazer, 1992



Mit Stefan Glazer, 1993



Mit Stefan Glazer, 1993

Gdańsk 2017, Nr. 36

Hannes Schwenger

„Ich wohne bei der Eule“. Erinnerung an Helga Novak

„Wer reisen will, soll zur Reichsbahn gehen.“ Helga Novak zitiert die Redensart im letzten Band ihrer Autobiografie und bekräftigt sie ironisch: „Genau den Weg habe ich eingeschlagen. Auf zum Bahnhof!“ Ironie des Zufalls: In den fünf Jahren ihres Aufenthalts in West-Berlin wohnte sie in der Kreuzberger Eisenbahnstraße. Aber das war, weil man – noch so ein dummer Spruch! – Reisende nicht aufhalten kann, nur Episode.

Aber die Episode, in der wir uns im Schriftstellerverband VS in der Gewerkschaft Druck und Papier begegneten und uns mit „Solidarność“ und dem verbotenen polnischen Schriftstellerverband solidarisierten, was schließlich zur sogenannten „polnischen Teilung des VS“ führte. Der West-Berliner Verband war durch seine örtliche Nähe und „stille Post“ (Roland Berbig) zwischen den freien Geistern unter den Schriftstellern der geteilten Stadt – und übrigens auch durch eine kleine polnische Exilgemeinde – über Opposition und Repression in Osteuropa besser informiert als der bundesdeutsche VS, dessen westdeutsche Landesverbände und Gewerkschaftsführung unter dem Einfluss der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) standen. Zwar gab es auch im Westberliner Verband Mitglieder des SED-Ablegers SEW, aber Vorstand und Mehrheit der Mitglieder hatten über die Studentenbewegung von 1968 zur Gewerkschaft gefunden und sich anders als DKP und SEW schon damals mit ihren tschechischen Kollegen im Prager Frühling solidarisiert.

Mit Robert Havemann, Wolf Biermann und später ausgereisten Autoren der DDR (wie Helga Novaks Freunden Kurt Bartsch und Klaus Schlesinger, dem sie später leider mit einem falschen Stasiverdacht übel mitgespielt hat) bestanden seitdem über die Mauer hinweg Freundschaften, Günter Grass, Hans Christoph Buch, F. C. Delius, Johannes Schenk und andere Autoren besuchten regelmäßig zu Wohnungslesungen Kollegen in der DDR. Für Havemanns Schützling, den inhaftierten und später ausgebürgerten Jürgen Fuchs übernahm der Westberliner VS eine Patenschaft und rief das internationale „Schutzkomitee Freiheit und Sozialismus“ der westeuropäischen Linken ins Leben. Als sein Sprecher beantwortete ich schon 1977 gemeinsam mit 20 weiteren Unterzeichnern – von Heinrich Böll und Ernst Bloch bis Günter Grass und Peter Schneider – einen Offenen Brief von Adam Michnik aus dem Gefängnis. Unsere Antwort sollte Polens Intellektuellen und Arbeitern versichern, „daß ein immer größerer Teil der westeuropäischen Linken jener Logik nicht mehr gehorcht, demzufolge ein Unrecht, das im eigenen Land als politische Unterdrückung bekämpft wird, in einem sozialistischen Land einen schmeichelhafteren Namen verdienen soll. [...] Wir werden nicht aufhören, nach Ihrem Schicksal und dem Ihrer Mitgefangenen zu fragen, bis Sie wieder frei sind.“

In diesem Sinn bekannte sich Jürgen Fuchs auf dem 6. Schriftstellerkongress des VS 1983 dazu, „das ideologische Gesäusel zu überwinden“. Er sei, seit er im Westen angekommen sei, „sehr erstaunt über die Zurückhaltung, ja Ängstlichkeit, mit der viele Intellektuelle das beurteilen, was sich ‚realer Sozialismus‘ nennt.“ Und er bekannte sich zu den „Wahrheitssagern“ in Ost und West, zu denen er unter seinen Landsleuten Wolf Biermann, Reiner Kunze, Günter Kunert, Kurt Bartsch und Helga Novak zählte. Sie rechnete er zu den „Ehrlichen, die nicht kuschen vor Zensur und mächtigen Parteien.“

Daran hätte bei Helga Novak niemand gezweifelt, der ihren Lebensweg kannte. Ich kannte sie schon als Lebensgefährtin meines Jugendfreundes Horst Karasek, mit dem ich Anfang der Sechziger Jahre in Würzburg eine Literaturzeitschrift gegründet hatte. Die Beiden lebten in den Siebziger Jahren als Häuserkämpfer im Frankfurter Westend und bekannten sich als „Anarcho-Syndikalisten“. In Berlin nahm Helga ab 1980 an den Versammlungen des VS und an den Auseinandersetzungen um Polens Gewerkschaft und Schriftstellerverband teil – manchmal so engagiert und von reichlich Rotwein (und härteren Sachen) befeuert, dass wir sie zu einer Raucherpause vor die Saaltür nötigen mussten. Umso erstaunter war ich, dass sie mir später im Rückblick schrieb, ich sei außer dem Germanisten Hartmut Eggert „der einzige Mitstreiter in alten Zeiten“ gewesen. Da muss sie – obwohl sie sich auch mit ihren Freunden schnell zerstreiten konnte – doch manch andere vergessen haben wie Gert Loschütz und Günter Grass, unter dessen Berliner Adresse sie während ihrer Jahre in Polen eine Zeitlang gemeldet war; oder das Kreuzberger Paar Johannes Schenk und Natascha Ungeheuer.

Als Jürgen Fuchs und ich 1986 mit einem Kollegenrundbrief zu einer Geldsammlung für verfolgte polnische Autoren und ihre Familien aufriefen – heute kann man mitteilen, dass dabei auf polnischer Seite Leszek Szaruga, Malgorzata Lukasiewicz, Wiktor Woroszyński und Jacek Bochenski die Kontakte knüpften –, war die Reisende Helga bereits auf dem Weg nach Brasilien, bevor sie sich 1988 selbst in Polen niederließ. Hier wohne sie, so markierte sie mir ihr Haus in Legbałd 2005 auf einer kleinen Landkarte als Postkarte, „bei der Eule“.

Es muss die Eule der Minerva gewesen sein, denn dort entstand ihr vielleicht schönster – jedenfalls innerlichster – Gedichtband *Silvatica* (1997), mit dem sie sich in der deutschen Literatur zurückmeldete. Sie sei, heißt es im Verlagstext, „entwurzelt, aber ganz bei sich.“ Dass das kein Abschied von ihrer politischen Person war, wird jeder verstehen, der sich an Thoreaus *Walden oder Das Leben in den Wäldern* erinnert, wo es heißt: „Die einzige Regierung, welche ich anerkenne – einerlei, wie wenige an ihrer Spitze stehen und wie klein ihre Armee sein mag – ist jene Macht, welche Gerechtigkeit im Lande herrschen läßt.“ So war ich kaum überrascht, dass sie mir auf meine Anfrage nach neuen Gedichten 2005 den Zyklus hochpolitischer Gedichte *Aus Wut* für die Edition Mariannenpresse anvertraute, die aus Kreuzberg ins Literaturhaus Berlin übersiedelte Edition für originalgrafische und Künstlerbücher. Als Künstler für die Lithografien des Bandes konnte ich Dieter Goltzsche gewinnen, den Illustrator der *Zaubersprüche* ihrer Freundin Sarah Kirsch. Für dieses Buch haben wir ein ganz eigenes Format entwickelt, für bibliophile Sammler eine inzwischen vergriffene Rarität in 100 Exemplaren.

Als Helga 2006 nach Berlin oder vielmehr nach Erkner vor Berlin zurückkehrte – „Es ist jetzt 50 Jahre, daß ich weggegangen bin“, schrieb sie mir – kam sie nicht ganz aus freien Stücken, sondern schon von ihrer Krankheit gezeichnet, die in der polnischen Waldeinsamkeit

kaum unter Kontrolle zu halten war. Sie habe „nun Insulinresistenz“, schrieb sie mir im Juni 2006 aus Legbåd, nachdem sie bereits bei einem Krankenhausaufenthalt in Markkleeberg mit knapper Not – und der Fürsorge ihrer Freundin Rita Jorek und der Intervention von Johannes Rau beim Chefarzt der Klinik – einer Amputation eines Fußes entgangen war. (Das Verdienst daran schrieb sie fälschlich mir zu; es gebührt meiner Frau, die in Nordrhein-Westfalen für Rau als Ministerpräsidenten gearbeitet hatte und wusste, dass er mit dem Chefarzt als dessen früherer Patient bekannt war. Der machte sich die Mühe, die ungebärdige Helga zu ihrem Besten – nämlich diszipliniertem Umgang mit ihrer Krankheit und deren Ursachen – zu bewegen und damit ihre physische Integrität noch für einige Jahre zu erhalten.) 2011 musste sie endgültig Abschied von Legbåd nehmen. Die letzten Jahre in Erkner waren bereits von wiederholten Klinikaufenthalten unterbrochen und zuhause nur mit der ständigen Präsenz Rita Joreks zu bewältigen; so auch die Fertigstellung des letzten, dritten Bandes ihrer Autobiografie. Dass die ehemalige Anarcho-Syndikalistin als Ehrenbürgerin der Stadt Erkner starb, wird nicht nur in Polen mit Schmunzeln vermerkt werden.

Transsibirische Reise. Erinnerung an Helga M. Novak

Frankfurter Buchmesse 1985, *Legende Transsib* ist erschienen, die Autorin zu Gast am Messestand des Luchterhand Verlages. Der Verlagsleiter hat einen Termin: Ein Empfang der DDR-Verlage, ob Helga Novak mitgehen möchte? Sie geht nach kurzem Zögern mit, und als die beiden den von Gesprächen erfüllten Salon betreten, verstummt alles. Aber dann gerät die ehemalige Bürgerin der Deutschen Demokratischen Republik, vom Ministerium für Staatssicherheit noch immer „erfasst“, ihrem Begleiter bald aus dem Blick, sie hat alte Bekannte getroffen, das gesellige Beisammensein am dritten Ort nimmt wie selbstverständlich seinen Fortgang. Diese blitzartige Erfahrung von Exterritorialität wird meine Erinnerung künftig prägen. Sie wiederholt sich übrigens am Abend noch einmal. Bei einem Essen von Verlagsleuten und Autoren sieht Helga Novak wieder ein bekanntes Gesicht, der Dramaturg Hans Bunge ist aus Ost-Berlin angereist, um sein kontroverses Buch über Ruth Berlau vorzustellen (*Brechts Lai-Tu*), es ist gerade herausgekommen, nicht in der DDR, sondern bei Luchterhand. Zwei geübte Ruhestörer bleiben für den Rest des Abends in vertrauter Unterhaltung zusammen.

Schon zu Beginn meiner persönlichen Bekanntschaft mit Helga Novak, Ende der siebziger Jahre in Darmstadt, spiegelt sich ihr facettenreicher Lebenslauf wider. Haben wir darüber gesprochen, dass sie 1954 zum Studium nach Leipzig ging, der Stadt, die ich neun Jahre vorher in Richtung Westen verließ? Jetzt jedenfalls kommt die Autorin, die gelegentlich „bei uns“ sagt, wenn sie den Osten meint, und die Wolfgang Emmerich zu den „nie im Westen Angekommenen“ zählt, aus Frankfurt am Main, aber vor wenigen Jahren war sie in Amerika, als German Writer in Residence am Oberlin College, sie bringt ihren isländischen Sohn mit, der gerade zu Besuch in Deutschland ist. Die vielbewanderte Schriftstellerin wird in den Luchterhand Verlag zurückkehren, den sie 1966 zum ersten Mal betreten und 1975 enttäuscht verlassen hatte, wir sprechen über ihr nächstes Buch, einen autobiografischen Roman nach vielen Gedichtbänden, Erzählungen und Hörspielen. Bis zu der beschriebenen Messe-Szene in Frankfurt ist es noch eine Weile Zeit. Es wird nicht ganz leicht fallen, ihren andauernden Ortswechsellern zu folgen, Island, Frankfurt, Jugoslawien, Portugal und Polen, Reisen nach Rumänien, Brasilien, beinahe nach Sibirien. Ab 1980 ist sie in West-Berlin, mit gelegentlichen unerlaubten Ausflügen in den Osten. Weihnachtskarte von 1982: „Nun habe ich meinen ersten Wohnsitz wieder in Reykjavik“. Sie muss über Oslo zurück, weil da eine polnische Botschaft sitzt. Sind die polnischen Wälder ein dauernder Aufenthalt für eine deutsche Isländerin? Schreiben ist ein sitzender Beruf. Was treibt diese Schriftstellerin immer wieder aus dem Haus? Als sie 1979 das Stadtschreiber-Stipendium von Bergen-Enkheim bei Frankfurt erhält, wird sie selten im bereitgestellten Quartier gesehen.

Fünf Bücher von Helga Novak sind zwischen 1965 und 1971, und damit vor meiner Zeit, bei Luchterhand erschienen, damals noch mit den Verlagsorten Berlin und Neuwied. Die nächsten Veröffentlichungen kamen bei Rotbuch in Berlin heraus, erst mit *Die Eisheiligen* von 1979 beginnt unsere Zusammenarbeit, der literarische Verlagsteil von Luchterhand ist inzwischen nach Darmstadt gezogen. Das Buch beschäftigt sofort die Literaturkritik von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* über *Die Zeit* und die *Süddeutsche Zeitung* bis zur *Wiener Arbeiter-Zeitung*, noch im selben Jahr erscheint eine Zweitausgabe, Taschenbuch- und Buchgemeinschaftsausgaben folgen, die ersten Übersetzungen kommen in Dänemark und in Schweden heraus. Plötzlich sieht sich die Autorin im Fokus des öffentlichen Interesses. Auch sonst sind wieder unruhige Zeiten, wie damals, um 1968, im Frankfurter Westend. Autoren des Verlages beteiligen sich am Aufstand gegen die neue Startbahn West des Frankfurter Flughafens, auch Helga Novak ist dabei. In dem späteren Bericht ihres Freundes und Verlagskollegen Horst Karasek, *Das Dorf im Flörsheimer Wald*, ist sie auf Fotos zu erkennen, zu Weihnachten 1980 liest sie den protestierenden ‚Dorfbewohnern‘ aus ihrem Portugal-Buch *Die Landnahme von Torre Bela* vor.

Als zwei Jahre später das Manuskript zu *Vogel federlos*, dem zweiten Band ihres politischen Entwicklungsromans, dringend fertig gestellt werden muss, nimmt sie für Tage und Nächte ihr Logis in einem Nebenraum des Verlages, von den Mitarbeiterinnen sorgsam mit Essen versehen, vom Lektor ungeduldig begleitet, bei Frühstück und Arbeitsbeginn sehe ich nach, ob alles zur Zufriedenheit verläuft. Horst Karasek kommt zu Besuch. Auch dieses Buch nehmen die großen Feuilletons mit Aufmerksamkeit wahr. Im Verlag wird Helga Novak von Allen gemocht und ob ihres freien Daseins auch ein wenig beneidet. Sie ist ungebärdig und vertrauensvoll, schön und uneitel zugleich, unter den Verlagsautoren mit festem Wohnsitz in Ost- und Westdeutschland, in Österreich und der Schweiz, bleibt sie ein Transitpassagier. Ist sie in Darmstadt, findet sie immer Unterkunft. Eine Einladung in unsere Familie führt zu jahrelangen Nachfragen nach dem Ergehen von Frau und Kindern und dem Wetter an der Bergstraße.

Nun erscheinen auch Taschenbuchausgaben mit gesammelten Erzählungen und gesammelten Gedichten. Parabelhaft schließlich: Als eine geplante Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn von Moskau nach Wladiwostok und wenn möglich weiter nach Peking nicht stattfinden kann, weil bei der Beschaffung des sowjetischen Visums Schwierigkeiten entstehen und offenbar die Identität der ehemaligen DDR-Bürgerin erkannt wird, sodass selbst das deutsche Auswärtige Amt von der Reise ausdrücklich abrät, entsteht daraus ein Schlüsselwerk: *Legende Transsib* ist die Umsetzung einer geographischen Utopie in Gedichte und Prosatexte, die das nie gesehene Land mit Assoziationen an die märkische Jugendlandschaft verschmelzen lassen. Eine Bloch'sche Volte, für mich eine Lektüre-Erfahrung, die in Erinnerung geblieben ist, seit ich 1985 das Manuskript las: „freiwillig ausgeliefert den Signalen links und rechts ich fahre werde gefahren mir kommt etwas abhanden doch bloß nicht zurück weiter weiter nach Osten nach Hause und darüber hinaus ...“ (*geschlossene gesellschaft 1*). Der Gedichtband *Märkische Feemorgana* erscheint noch bei Luchterhand, dann ist die Autorin ohne Verlagsbindung. Erst 1995 findet sie bei Schöffling & Co. in Frankfurt ihren neuen Verlag.

Im Dezember 1997, der alte Verlag ist für uns beide Vergangenheit, erhält Helga Novak den Brandenburgischen Literaturpreis in Potsdam, ich bin dazu eingeladen und benutze die

Gelegenheit eines Wiedersehens nach vielen Jahren. Den offiziellen Teil der Feier übersteht die Autorin gelassen, sie ist ja ein Kind dieser Gegend, und das (noch) beträchtliche Preisgeld ist willkommen. Aber dann zieht sie sich mit Rita Jorek in ein Nebenzimmer zurück. Dort finde ich sie, glücklich, den bücherbewehrten Zuhörern entkommen zu sein. Selbstpräsentation ist ihre Stärke nicht, auf einem Literaturmarkt, der sich jetzt zunehmend personalisiert, will und kann sie nicht als Aktrice der Einsamkeit auftreten. Damit gilt sie als dauerhaft abwesend. Am nächsten Morgen gehe ich zum Frühstück in ihr Hotel, sie hat mir, mit dem Besuch nicht rechnend, einen ganzen Brief auf die Vorsatzseiten von *Silvatica* geschrieben, gerade bei Schöffling erschienen, mit neuesten Nachrichten über ihre Steuerschulden, mit der Hoffnung auf eine Neuausgabe der beiden Erinnerungsromane und, wie immer, mit Grüßen an die Familie.

Nach der gemeinsamen Verlagszeit hatte da schon eine private Korrespondenz zwischen uns begonnen. Der erste Brief vom 14. Juli 1988 kommt aus Wewelsfleth an der Stör-Mündung, wo sie in dem Schriftstellerhaus, das Günter Grass gestiftet hat, für ein paar Monate arbeiten kann. (Grass wird später erzählen, wie angenehm ihm das nachbarliche Geklapper der Schreibmaschine war.) Die Briefschreiberin entschuldigt sich für längeres Schweigen, „das liegt an meinem Durcheinander und den in schöner Regelmäßigkeit wechselnden Wohnorten. Bin eben niemals seßhaft geworden.“ Von Wewelsfleth wird sie über den Winter wieder in ihr altes Quartier auf der dalmatinischen Insel Korčula fahren, aber vorher noch nach Polen, wo sie immer für Monate lebt. Jetzt möchte sie wissen, wie sie zu offiziellen und honorierten polnischen Ausgaben ihrer Bücher kommt, ein Samisdat-Angebot gibt es schon, aber sie hätte gerne „ein kleines Zloty-Konto“ für längeren Aufenthalt im Lande. So wird sie über viele Jahre – genau bis 2010 – in Briefen von ihrem Leben in Polen erzählen, von der Kälte und Stille im Winter, dem Fluss und dem Garten im Sommer, den Waldbränden und den Pilzen im Herbst, ganz so, als ginge es um einen unschuldigen Landaufenthalt, aber sie wird ebenso über die Schrecken des nahenden Alters und ihre Verzweiflung am Weltgeschehen schreiben. Extreme Ansichten werden formuliert (und wieder dementiert), Arbeitspläne erwogen und Gedichtentwürfe geschickt. Indiskrete Fragen: Wie steht der Briefpartner zu Hermann Kant? Wo war er bei Kriegsende? Im Frühjahr 1994 meldet sich ein neuer Verleger bei ihr, „Was für ein Verlag ist ‚Schöffling und Co.?’“ Ich kann ihn aus guten Gründen empfehlen, es kommt zum Vertrag. Die Fortsetzung ihrer Lebenserinnerungen steht allerdings immer wieder in Frage: „Ich muss Dich enttäuschen, den 3. Band wird es nie geben“, so 2005. Ein andermal sucht sie eine Anleitung zum Verfassen von Film-Drehbüchern. Die findet sich. Dann wieder Politik und Tagesgeschehen, sie hat ein Radio, bald auch mit „Parabolantenne“, und freut sich über Päckchen mit vergangenen Ausgaben der *Zeit*. Die bis zu neun Seiten langen Briefe („mein einziger Kontakt nach Deutschland“), teils handschriftlich, teils maschinenschriftlich, mal mit verlöschendem Farbband, sind im Grunde Tagebuchaufzeichnungen, einiges taucht später auf den Seiten von *Im Schwanenhals* wieder auf. In traumatischer Furcht vor fremder Kontrolle werden die Umschläge mit nicht-lösbarem Klebestreifen verschlossen. Manchmal liegt ein alter Brief bei, der, nachts geschrieben, nie abgegangen war. Einmal ein Foto vom ebenerdigen Holzhaus mit Wasserpumpe davor, später, im Jahr 2010, zeigt ein ‚Plan Sytuacyjny‘, wie das alles durch neue Ferien-Anlagen eingeengt wird, „hier seht Ihr mein Grundstück 4000 qm voll umzingelt“. Dann kommen Grußkarten aus Kliniken,

Chojnice (Konitz) 1997, Leipzig 1998, Ciechocinek 2005. Im Laufe des Jahres 2004 schildert die deutsche Schriftstellerin sarkastisch ihre Versuche, mit Hilfe deutscher Behörden das deutsche Bürgerrecht wieder zu erlangen, im nächsten Jahr berichtet sie dann, wie sie bei einer Reise nach Berlin den Antrag auf Ausstellung eines bundesdeutschen Passes gestellt hat, unter Angabe einer fingierten Adresse in Friedenau – dem Haus von Günter Grass. Am Ende kommen immer weniger und dann auch unverstellte Schwermut-Briefe von der über siebzigjährigen Autorin, den letzten, am 29. August 2013 aus Erkner, dem Jugendort, schreibt Rita Jorek für die kranke Freundin. Ein ganzes Lebenswerk ist den ewigen Reise-Utopien und Reise-Mühen abgerungen, die Literatur hat sich über Jahrzehnte als das exterritoriale Gebiet erwiesen, aus dem die Autorin nicht mehr vertrieben werden kann. Hier ist die Erinnerung aufgehoben.

REZENSIONEN

Janina Szarek (Hg.), *Teatr Studio am Salzufer. Tadeusz Różewicz Bühne. 10 Jahre der deutsch-polnischen Bühne in Berlin*. Kraków: Księgarnia Akademicka 2015, 551 S.

Im Jahre 2004 wurde in Berlin ein Theater eröffnet, das sich seit seinen Anfängen explizit als deutsch-polnische Bühne versteht, da dessen Gründer die polnische Schauspielerin Janina Szarek und der deutsche Schriftsteller, Kunst- und Kulturwissenschaftler Professor Olav Münzberg waren. Zum zehnten Jubiläum des Bestehens haben die beiden Künstler¹ ein Buch herausgegeben, in dem die Arbeit des „Teatr Studio am Salzufer“, das ab April 2014 auch den zusätzlichen Namen „Tadeusz Różewicz Bühne“ trägt, vielfältig dokumentiert wird.

Im Vorwort zum Buch erläutert die Gründerin kurz die Vorgeschichte, die Idee, den mitunter mühseligen Weg und die Motivation zur Entstehung des Theaters. Mit dem Verweis auf Namen wie Różewicz, Grotowski und Kantor nennt sie zugleich die literatur-theatralen Paten des Vorhabens.

Bevor die Herausgeber dem Verhältnis zum Erstgenannten etwas mehr Platz einräumen, präsentieren sie Grundinformationen über das Theater und die Transform Schauspielschule (eine Art Exposé) sowie eine Zeittafel zur Tätigkeit des Theaters von 2004 bis 2015.

Im nächsten Teil der Dokumentation wird, wie bereits angedeutet, auf das Verhältnis zu Tadeusz Różewicz eingegangen. Maria Dębicz beschreibt in einem Artikel dessen Aufenthalt in Berlin, danach folgt ein Interview, das Olav Münzberg mit dem Dichter führte. Diesem Gespräch sowie der später präsentierten Korrespondenz zwischen Różewicz und den Theatergründern ist die wohlwollende Einstellung des Dichters gegenüber dem theatralischen Tun der beiden Künstler ablesbar.²

Der nächste Teil der Veröffentlichung enthält Interviews, Artikel, Essays und Rezensionen aus der polnischen und der deutschen Presse, die über die Tätigkeit des Theaters Auskunft geben. Eingeleitet wird er durch ein Interview von Elżbieta Baniewicz mit Janina Szarek, die sich im Gespräch unter anderem auf ihre theatralen Ursprünge besinnt und ihre Zeit in Wrocław (Breslau) beschreibt. Sie erinnert sich an ihre Schauspiellehrer (Walczewski, Polony, Pszoniak, Trela) und an die Regisseure (Swinarski, Jarocki), die ihr Denken über das Theater mitgeprägt haben. Vor allem aber spricht sie von Henryk Tomaszewski und Krystian Lupa als denjenigen, die für ihren beruflichen Weg und die spätere Auseinandersetzung mit dem Theater wegweisend waren. Im zweiten Teil des Gesprächs blickt die Regisseurin auf ihre Theaterarbeit in Berlin zurück und auf die Rolle, die dabei die polnische und die

¹ Herausgeberin des Bandes ist Janina Szarek, aber die Arbeit von Olav Münzberg sieht man anderweitig. Er wirkte bei der Übersetzung von Artikeln, der redaktionellen Bearbeitung und beim Lektorat mit, so lässt sich das endgültige Ergebnis als eine Summe der Arbeit beider Theaterleute ansehen.

² Dies bestätigt auch die im Archiv des Theaters aufbewahrte Filmaufnahme, in der sich Różewicz in einem kurzen Interview sehr lobend über die Idee der Gründung einer deutsch-polnischen Bühne in Berlin im Allgemeinen und über die Aufführung von *Weißer Ehe*, die zur Eröffnung des Theaters am 28. Februar 2004 ihre Premiere feierte, im Besonderen äußerte.

deutsche Theatertradition, die deutsche Sprache und letztlich auch Tadeusz Różewicz spielten. In einem Interview mit Tadeusz Burzyński aus dem Jahre 1994 spricht sie über ihre Schauspielanfänge, die Gründe, die sie zum Verlassen Polens bewegten, ihre Anfangsjahre in Berlin und ihre Erfolge als Schauspielpädagogin. Der darauffolgende Artikel von Jolanta Antecka aus dem Jahre 1996, in dem es hauptsächlich um die in Krakau für deutsche Adepten der Schauspielkunst organisierte Werkstatt mit Krystian Lupa und Marek Ostaszewski geht, thematisiert erneut Szareks künstlerischen Lebensweg. Maria Dębicz beschreibt für die Zeitschrift *Odra* lobend die Inszenierung von Witkacys *Im kleinen Landhaus*, die erste Arbeit von Szarek in Berlin als Regisseurin. Die zwei folgenden Artikel von Christoph Funke und Justyna Golińska richten die Aufmerksamkeit auf die Eröffnung des Theaters mit der Premiere von Różewiczs *Weißer Ehe*. Der Beitrag von Golińska eröffnet eine Reihe von Rezensionen, in denen die Inszenierungen weiterer Stücke von Różewicz, unter anderem *Narr und Nonne* (Hartmann), *Zwei auf einer Bank* (Doleśniak), *Eine alte Frau brütet* (Thoms, Kornaś, Wecker, Helbig) und *Pfannkuchen, Schweine, Heiligenscheine* (Baniewicz) besprochen werden. Mit den Texten von Sabine Beck-Baruth, die seit den Anfängen des Theaters mit Janina Szarek als Pädagogin für Sprecherziehung und Textgestaltung zusammenarbeitet, und von Christian Bleyhoeffter, der am Theater als Regisseur und Pädagoge tätig ist, bekommen wir einen Insider-Blick in das Arbeitskonzept und die Arbeitsweise des Teatr Studio. Diesen Texten folgen die Biogramme sämtlicher früherer und gegenwärtiger Mitarbeiter des Theaters.

Das nächste Kapitel, das Szareks und Münzbergs Theaterkonzept präsentiert, eröffnet ein Text von Olav Münzberg, der die mögliche Entwicklung junger Menschen analysiert und zum Programmheft von *Weißer Ehe* gehörte. Darauf folgt ein Ausschnitt aus Szareks Doktorarbeit mit dem Konzept der Inszenierung und einer Interpretation der Hauptrolle des Stücks *Eine alte Frau brütet*. Er bietet die seltene Gelegenheit, den theoretischen Rahmen einer Aufführung von der Regisseurin und zugleich Hauptdarstellerin detailliert dargeboten zu bekommen. Mit solchen Stichpunkten wie „Integration der Bühne mit dem Zuschauerraum“, „metaphorischer Raum“ sowie „symbolische und abstrakte Ebene“ (vgl. Szarek 2015, S. 241ff.) spricht die Regisseurin die für sie wichtigen Elemente der Inszenierung an. Mit dem Verweis auf Motive wie ewige Weiblichkeit, Berührung, Befriedigung des Gebärdungsinstinkts, (Un)fruchtbarkeit, Mutter Erde, (Un)schuld, Bedrohung und Konsum (vgl. Szarek 2015, S. 242ff.) macht sie auf das aufmerksam, was für sie in der Auseinandersetzung mit Różewiczs Drama von besonderer Bedeutung ist. Diese Überlegungen werden durch einen Vergleich der eigenen mit den bisherigen Aufführungen des Dramas in Deutschland ergänzt. Mit dem Hinweis auf Begriffe wie Emotionalität, visionärer Charakter oder abstrakte Metapher (vgl. Szarek 2015, S. 300ff.) wird die „Andersartigkeit“ ihrer Aufführungen hervorgehoben, ein Begriff, den Szarek und Münzberg zum Markenzeichen ihrer Theaterarbeit gemacht haben. Die Publikation wird durch zwei Texte, in denen Szarek auf Tadeusz Różewiczs bisherige Rezeption in Deutschland eingeht, abgerundet.

Den letzten Teil bilden Informationen über Auszeichnungen und Preise von Janina Szarek, zahlreiche Gratulationsbriefe von Politikern (darunter etwa von Klaus Wowereit, Andrzej Byrt, Petra Merkel, Monika Thiemen, Zenon Butkiewicz, Antje Vollmer, Markus Meckel) sowohl zu den Auszeichnungen als auch zu den Jubiläen des Theaters sowie Auszüge aus Rezensionen zu ausgewählten Aufführungen (denen die Biogramme der Rezensenten folgen),

die alle das Ziel verfolgen, den Erfolg des Teatr Studio zu dokumentieren. Am Ende wird – als eine Art Zusammenfassung – ein chronologisches Verzeichnis der Artikel, Kommentare und Essays über die Tätigkeit des Theaters zusammengestellt, die das breite Interesse der Medien an der Tätigkeit von Janina Szarek und Olav Münzberg bezeugen. Mit Fotos aus dem Theaterarchiv, Porträts der Gründer und Dokumentationen der zahlreichen Begegnungen, Reisen und Aufführungen (samt der Proben) wird die zehnjährige Tätigkeit des Theaters auch bildhaft veranschaulicht.

Was den besonderen Wert der hier besprochenen Publikation ausmacht, ist – neben dem dokumentarischen – im Kontext der Lebensgeschichte von Szarek die Auseinandersetzung mit der Frage, was es bedeutet, als Polin in Deutschland Theater zu machen. Das Buch bietet die Möglichkeit, sich einen Einblick in das Migrantenleben im Allgemeinen und das Berliner Theaterleben im Besonderen zu verschaffen, und enthält darüber hinaus reichlich Material, um weitere interkulturelle Fragestellungen zu verfolgen.

Eliza Szymańska
Uniwersytet Gdański

Beate Sommerfeld, *Übersetzungskritik. Modelle, Perspektiven, Didaktik*. Poznań: Wydawnictwo Naukowe 2016, 138 S.

Dem von Beate Sommerfeld 2015 veröffentlichten Unterrichtswerk *Problemfelder der literarischen Übersetzungsanalyse. Lehr- und Übungsbuch für Studierende und Lehrende der Translationswissenschaft* (Poznań: Wydawnictwo Naukowe) folgt nun das nächste Buch der Posener Literaturwissenschaftlerin und Germanistin, in dem „die wichtigsten translationswissenschaftlichen Ansätze und die daraus entwickelten Modelle für die Übersetzungskritik“ präsentiert und „einer kritischen Revision“ (Verlagstext) unterzogen werden. Während die erste Publikation an Studierende und Lehrende im Fach Germanistik gerichtet war, die sich im Rahmen der universitären Literaturdidaktik mit der Analyse und Bewertung der literarischen Übersetzung befassen, kommt es im neusten Buch von B. Sommerfeld darauf an, wesentliche Fragestellungen bezüglich der Bewertung der Übersetzung nicht nur literarischer Texte zu formulieren. Im Vergleich mit dem 2015 erschienenen Lehrbuch, in dem anhand konkreter Fallbeispiele von literarischen Texten und deren Übersetzung ins Polnische bzw. ins Deutsche eine Bewertung der vorliegenden Übersetzungen vorgeschlagen wurde sowie Hilfsfragen „zur Konzipierung eigener Forschungsvorhaben“ (ebd.) formuliert wurden, vermittelt das neuste Buch von Beate Sommerfeld die wichtigsten Informationen über verschiedene theoretische Ansätze der Translationswissenschaft, die in ihrer Funktionalität geprüft werden.

Der Evaluation der Übersetzung wird zwar in verschiedenen Translationstheorien ein gewisser Platz eingeräumt, der sich aus der theoretischen Herangehensweise an das jeweilig anders definierte Übersetzungsproblem ergibt und der aus den Beschreibungskriterien und den an die Übersetzung gestellten Erwartungen folgt, aber man muss der Posener Literaturwissenschaftlerin und solchen Übersetzungswissenschaftlern wie Jörn Albrecht oder Michael

Breuner Recht geben, dass die Bewertung der Übersetzungsprozesse trotz zunehmender Professionalisierung in verschiedenerlei Hinsicht viel zu wünschen übrig lässt (S. 10.). Für eine objektive Bewertung translatorischer Qualität sind in der Translationswissenschaft längst Postulate aufgestellt worden. Sie werden auch heutzutage in verschiedenen translatorischen Modellen wiederholt oder modifiziert. Trotzdem ist es keine Ausnahme, wenn die Bewertung übersetzerischer Leistungen, insbesondere in der Literaturkritik, anhand subjektiver Qualitätsmaßstäbe durchgeführt wird und die Evaluation der Übersetzung oft nicht „über das Niveau von Zeitungskritiken“ hinausgeht (ebd.).

Im Mittelpunkt des Interesses der Autorin stehen die Fragen, inwieweit sich das Instrumentarium der Übersetzungskritik – wie auch immer diese sich definieren und in ihrem Zusammenhang mit verschiedenen translatorischen Ansätzen verstehen lässt – auf die Übersetzungspraxis auswirken kann und demzufolge wie dieses Instrumentarium auf die Evaluation von konkreten Translaten anwendbar ist.

Der Band besteht aus drei Teilen, wobei im ersten, dem umfangreichsten (*Modelle und Ansätze der Übersetzungskritik*, S. 13–88), die wichtigsten theoretischen Ansätze präsentiert werden, die einer Revision unterzogen werden und unter Bezug auf den einschlägigen Forschungsstand abgesichert sowie durch Überlegungen der Autorin deutlich ausgebaut sind. Ansonsten werden einige Probleme im zweiten und dritten Teil in Bezug auf die bedeutendsten Translationskonzepte und deren Anwendbarkeit in den neuen Medien sowie im Rahmen der Übersetzungsdidaktik diskutiert. Im Teil I wird u.a. das umstrittene Konzept der translatorischen Äquivalenz und dessen Erweiterungen (dynamische, kommunikative Äquivalenz) diskutiert. Trotz seiner punktuellen Herangehensweise und des fehlenden holistischen Blicks auf den Text liefert das Äquivalenz-Konzept, so Beate Sommerfeld, die methodologische Basis weiterer Modelle (S. 16).

So überraschend die Einstufung der vorwiegend auf die Bewertung künstlerischer Übersetzung eingestellten Übersetzungskritik als Teildisziplin der Translationswissenschaft zunächst erscheinen mag, ist diese Herangehensweise doch angemessen, zumal die auf der Basis der Linguistik entstandene Translationswissenschaft für das methodologische Basisinstrumentarium bei der Übersetzungsbeschreibung und -bewertung sowohl von „gewöhnlichen“ als auch von literarischen Texten sorgt. Aus diesem Grunde können solche Begriffe wie Äquivalenz in den nichtlinguistischen Ansätzen der Übersetzungswissenschaft wie z.B. im hermeneutischen Übersetzungsmodell von Radegundis Stolze zum Tragen kommen. Die Diskrepanz zwischen der literarischen Übersetzung und der zumeist linguistisch orientierten Translationswissenschaft wird ansonsten an vielen Stellen kompensiert, vor allem dort, wo im Buch die Rede von der Komplexität der Interpretation und den sich daraus ergebenden Kriterien der Übersetzungsevaluation ist.

Im ersten Teil werden darüber hinaus u.a. der texttypologische Ansatz von Katharina Reiß, das pragma-linguistische Modell von Juliane House, das Konzept übersetzerischen Handelns von Justa Holz-Mänttari sowie der hermeneutisch angelegte Ansatz von R. Stolze dargestellt. In demselben Teil wird auch der semiotische Ansatz diskutiert, der in der Übersetzungskritik eine Abkehr vom Äquivalenzparadigma erzwingt (S. 83) und in dem sich eine Hinwendung zum Prozess des Verstehens und der Interpretation vollzieht. Der Autorin geht dabei auf einen breiteren philosophischen Hintergrund ein (Verweise auf F. Schlegel, L. Wittgenstein

sind hier nicht das einzige Beispiel), was zur Integrierung von kognitiven, psychologischen sprachphilosophischen, hermeneutischen Herangehensweisen an das literarische Werk in den allgemeinen Wissensstand der Translatologie führt.

Aufgrund der Komplexität mancher Fragestellungen findet man im Buch einige Abweichungen von der chronologischen Reihenfolge der Präsentation, die davon zeugen können, dass sich viele Konzepte der Übersetzungswissenschaft in einem langwierigen Prozess entwickelten, der eher auf eine gemeinsame und universelle Sprachauffassung als auf die aktuellen wissenschaftlichen Tendenzen in der Translatologie zurückzuführen wäre. Das wird insbesondere in den Kapiteln *Pragmatische Ansätze der Übersetzungskritik – Wittgenstein und die Folgen* oder im Kapitel *Semiotische Zugänge* deutlich, in denen auf die Verbindung der Übersetzungswissenschaft mit der Sprachphilosophie oder der Semiotik hingewiesen wird.

Im zweiten Teil (*Auswirkung des Gegenstandsbereichs der Übersetzungskritik – neue Herausforderungen*, S. 89–110) werden Probleme der audiovisuellen Übersetzung und der Audiodeskription in ihrer Bedeutung für die Anwendbarkeit der im ersten Teil dargestellten Modelle diskutiert. Besonders auf diesem Feld scheint angesichts der sich rasch entwickelnden Übersetzungskultur und der modernen Medialität eine Revision angemessen zu sein, zumal sich die Expansion neuer Technologien „in Form, Inhalt, Struktur und Medialität auf die Übersetzungsformen“ auswirkt (S. 89). In diesem Teil des Buches wird der Zusammenhang der modernen Translationswissenschaft mit neuen Formen der Kommunikation diskutiert, weil aufgrund von verschiedenen Medien, Zeichensystemen und Darbietungsweisen, die im Kommunikationsprozess oft eng miteinander verknüpft sind, neue Übersetzungstechniken und Methoden ihrer Bewertung erarbeitet werden müssen, die mit der Entwicklung der Technologie und der sich daraus ergebenden Multimodalität der Kommunikation Schritt halten werden. Die Reichweite der Problematik bestätigt das folgende Zitat: „Die Übersetzung für Theater und Oper sowie die Kinderliteratur sind hier noch die traditionellsten Formen, verkomplizieren sich allerdings durch neue mediale Gegebenheiten: Übertitelung und Audiodeskription fürs Theater, Verfilmung von Kinderliteratur“ (S. 90). Hinzu kommen „multimedial überlagerte Formen der Übersetzung mit einer starken Technologiekomponente“, die „Übersetzung von nichtlinearen Hypertexten und Web- oder Internetseiten“, die Comicübersetzung, das Übersetzen von Internetgames, kurz: die Übersetzung von medialen und modalen Mischformen (ebd.). Das hat zur Folge, dass die „klassischen Grenzziehungen verwischen und eine eindeutige Zuordnung von Translationsaufgaben nach intra-, interlingualen bzw. intersemiotischen Kategorien“, wie sie von R. Jakobson vorgeschlagen wurden, nicht mehr möglich ist (S. 90).

Im dritten Teil (*Didaktische Aspekte der Übersetzungskritik*, S. 111–125) werden die Möglichkeiten didaktischer Applizierbarkeit der Konzepte sowie Fragen nach ihrem Stellenwert in der universitären Lehre besprochen. Hier nähert sich die Autorin den Bewertungskriterien aus ihrem ersten Buch an.

Es liegt auf der Hand, dass es – ebenso wie im ersten Buch der Posener Forscherin – auch in diesem Fall auf eine praktische und didaktische Anwendung theoretischer Ansätze der Übersetzungswissenschaft ankommt. Außerordentlich bedeutsam ist der im Buch unternommene Versuch, die vorhandenen Übersetzungstheorien und insbesondere die oft unterschiedlichen Kategorien der Übersetzungsbeschreibung und -bewertung eine gewisse Zeit nach ihrer Entstehung zu hinterfragen.

Es ist sicherlich keine allzu große Vereinfachung zu behaupten, dass in den beiden hier erwähnten Büchern von Beate Sommerfeld in erster Linie didaktische Zwecke verfolgt werden: beide Texte sind sowohl an Studierende als auch an die an theoretischen und praktischen Problemen der Übersetzung Interessierten gerichtet.

Aber gerade deshalb darf das Buch vor allem als Kompendium der praktischen Übersetzungskritik gelten, in dem der Leser über den Reichtum der translatorischen Ansätze informiert wird. Die graphische Gestaltung des Textes, in dem die wichtigsten Begriffe durch Fettdruck hervorgehoben wurden, ermöglicht es dem Leser, problemlos an die wichtigsten Informationen zu gelangen. Die Kritik an den translatorischen Modellen kann für ihn eine fruchtbare Anregung für eine weitere theoretische und praktische Auseinandersetzung mit dem Problembereich Übersetzungskritik sein. Der kompakten und übersichtlichen Darstellung der jeweiligen Theorie folgt ihre kritische und überzeugende Revision, die auch in der Forschung vorhandene kritische Stimmen anklingen lässt.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass es der Autorin darauf ankommt, praktische Übersetzungstätigkeit und die Bewertung der Translate mit der Theorie (oder mit den Theorien), zusammenzuführen, was zur Folge hat, dass die Darstellung des jeweiligen Modells auf seine praktische Anwendbarkeit und Nutzbarkeit hin gründlich und überzeugend überprüft wird. Es sei noch hinzugefügt, dass es der Autorin gelungen ist, einen holistischen Blick auf verschiedene Methoden der Übersetzungskritik zu werfen und in jedem Modell seine starken Merkmale und sein Anwendungspotenzial zu finden.

Agnieszka K. Haas
Uniwersytet Gdański

Zu den Autorinnen und Autoren

HANS ALTENHEIN, geb. 1927. Aufgewachsen in Leipzig, nach dem Krieg Studium der Literaturwissenschaft in Köln, Promotion bei Richard Alewyn 1952. Ausbildung im Buchhandel, Leiter der Fischer Bücherei GmbH (S. Fischer) in Frankfurt am Main 1963–1970 und des Luchterhand Verlags Darmstadt 1973–1987. Danach Lehrbeauftragter an den Universitäten Darmstadt, Frankfurt und Mainz. Veröffentlichungen zur Verlagsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Honorar-Professor. hans.altenhein@t-online.de

ROLAND BERBIG, geb. 1954, studierte Germanistik und Anglistik an der Humboldt-Universität zu Berlin und war 1981–1985 Dozent an der Filmhochschule Babelsberg. Seit 1985 lehrt er am Institut für deutsche Literatur der HU Berlin, wo er seit 2000 eine Professur für Neuere deutsche Literatur innehat. Mitherausgeber der Zeitschrift *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* und stellvertretender Vorsitzender der Theodor Fontane Gesellschaft. Zahlreiche Veröffentlichungen vor allem zur Literatur des 19. und der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts (u.a. Heinrich Heine, Theodor Fontane, Günter Eich, Ilse Aichinger, Franz Fühmann, Peter Rühmkorf, Uwe Johnson). roland.berbig@rz.hu-berlin.de

KATRIN VON BOLTENSTERN, geb. 1987 in Hamburg, 2008–2014 Studium der Angewandten Kulturwissenschaften, BWL und der Deutschen Literatur in Lüneburg und Berlin. Seit Oktober 2015 Promotion bei Prof. Roland Berbig an der Humboldt-Universität zu Berlin zu Nachlasspraktiken und Nachlasspolitik am Beispiel der literarischen Archive von Richard Leising, Helga M. Novak und Uwe Greßmann. Seit 2012 Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes. Mitarbeit bei der Edition des Briefwechsels *Franz Fühmann – Wieland Förster. 1968–1984* (2016, hrsg. v. Roland Berbig). katrin.von.boltenstern@hu-berlin.de

MARION BRANDT, geb. 1960, Studium der Geschichte, Germanistik und Pädagogik an der Universität Warschau und der Humboldt-Universität zu Berlin, dort auch Promotion und Habilitation. Seit 2000 am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk (Danzig) tätig, seit 2002 mit Professur. Leiterin des Lehrstuhls für Deutsche Literatur und Kultur, Vizepräsidentin der Internationalen Alfred Döblin-Gesellschaft. Forschungsschwerpunkte: literarische Komparatistik, Intertextualität und Interkulturalität am deutsch-polnischen Beispiel, Literatur in Gdańsk/Danzig. Monographien: *Schweigen ist ein Ort der Antwort. Eine Analyse des Gedichtzyklus „Das Wort der Stummen“ von Gertrud Kolmar* (1993); *Für Eure und unsere Freiheit? Der Polnische Oktober und die Solidarność-Revolution in der Wahrnehmung von Schriftstellern aus der DDR*, (2002, pln. Übersetzung 2010). filbr@ug.edu.pl

AGNIESZKA K. HAAS, Dr. habil., Studium der Polonistik und Germanistik in Wrocław. 2003 Promotion über Faustübersetzungen ins Polnische an der Universität Wrocław. 2014

Habilitation über das Frühwerk von Friedrich Hölderlin. Derzeit Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Deutsche Literatur und Kultur am Germanistischen Institut der Universität Gdańsk. Forschungsbereiche: Geschichte der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, Theorie der literarischen Übersetzung, Rezeption deutschsprachiger Literatur in Polen. Buchveröffentlichungen: *Polskie przekłady Fausta i Goethego. Próba krytyki i zarys recepcji w Polsce* (2005); *Ku poetyckiej mistyce. Wczesna twórczość Friedricha Hölderlina wobec Nieuwarunkowanego* (2013). agnieszka.haas@univ.gda.pl

RITA JOREK, geb. 1935 in Berlin, Studium der Journalistik, Kunst- und Literaturgeschichte in Leipzig. Arbeit als Redakteurin und Autorin. Mitbegründerin der *Leipziger Blätter* 1982 und der Isolde-Hamm-Stiftung 2008. Von 1998 bis 2009 Vorsitzende der GEDOK Leipzig/Sa., seit 2010 Ehrenmitglied dieser Künstlerinnengemeinschaft und des Bundes Bildender Künstler Leipzig. Artikel, Aufsätze, Vorträge zur bildenden Kunst und Literatur. Herausgabe von Büchern und Katalogen u.a. von Elsa Asenijeff, Helga M. Novak. Heinz Mäde, Isolde Hamm. Rita.Jorek@web.de

EWELINA KAMIŃSKA-OSSOWSKA, Dr. habil., Leiterin des Lehrstuhls für Deutschsprachige Gegenwartsliteratur des Germanistischen Instituts der Universität Szczecin. Forschungsbereiche: Kinder- und Jugendliteratur, Erinnerungsliteratur, Gestaltung der deutsch-polnischen Wechselbeziehungen in der gegenwärtigen deutschen und polnischen (insbesondere pommerschen) Literatur, Geschichte der deutschen Literatur und Kultur im Kontext der interkulturellen Kommunikation, das Schaffen von Tankred Dorst. Buchpublikationen: *Polnische Motive im deutschen Kinder- und Jugendbuch nach 1945* (2001), *Erinnerte Vergangenheit – inszenierte Vergangenheit. Deutsch-polnische Begegnungsräume Danzig/Gdańsk und Stettin/Szczecin in der polnischen Prosa im Kontext der Wende von 1989* (2009). ewelinam.kaminska@gmail.com

BERND MARKOWSKY, geb. 1951 in Greifswald, Buchdrucker, Rohrschlosser, Fräser, Fotograf, Gestalter. Seit 1973 in Jena, wo er sich kulturpolitisch engagierte und den Arbeitskreis für Literatur und Lyrik mitbegründete. Nachdem er nach der Ausbürgerung Wolf Biermanns in der Jungen Gemeinde Jena den offenen Protestbrief Robert Havemanns an die Regierung der DDR verlesen und eine Unterschriften-Aktion mitorganisiert hatte, wurde er verhaftet. 1977 schob ihn die DDR aus der Untersuchungshaft der Staatssicherheit in die Bundesrepublik ab. Er ließ sich in West-Berlin nieder und war dort Mitinitiator des „Komitees für die Freilassung Rudolf Bahros“. Als Fotograf dokumentierte er den Alltag der Stadt, den Fall der Mauer, und porträtierte seine in Berlin lebenden Freunde (u.a. Jürgen Fuchs, Gerulf Pannach und Christian Kunert). Reisen und Fotoreportagen: Polen (1980–1983, 1989), ČSSR (1989), Rumänien (1989/90) Somalia (1992/93), Indien einschließlich Kaschmir, Assam, Meghalaya und Bangladesch (1994, 1997). Seit 2002 lebt er in Portugal, wo er zusammen mit seiner Frau die Umweltbewegung Terra Queimada gründete, heute Movimento Gaio, die sich mit Waldbränden auseinandersetzt und Wiederaufforstungs-Aktionen durchführt. Mehrere Ausstellungen in Deutschland und Portugal. Fotobände: *Aus der Traum? Fotografien aus Polen und der Tschechoslowakei* (mit Ivan Kyncl 1982), *Deixar a Terra* (Die Erde verlassen, 2009). bernardo.markowsky@gmail.com

MICHAELA NOWOTNICK, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ein Schwerpunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeit liegt auf der rumäniendeutschen Literatur. Sie bearbeitet Forschungsprojekte unter anderem zur Archivsicherung in Rumänien und Deutschland sowie zum wissenschaftlichen Umgang mit Geheimdienstakten. Zuletzt erschien die Untersuchung *Die Unentrinnbarkeit der Biographie. Der Roman „Rote Handschuhe“ von Eginald Schlattner als Fallstudie zur rumäniendeutschen Literatur* (2016). michaela.nowotnick@hu-berlin.de

MIROSLAW OSSOWSKI, Professor am Germanistischen Institut der Universität Gdańsk, Institutsdirektor. Forschungsschwerpunkte: Deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Literatur in Danzig und Ostpreußen. Publikationen u.a.: *Der Berliner Roman zwischen 1880 und 1900* (1989), *Der kritische Provinzroman in der Weimarer Republik* (1994), *Literatura powrotów – powrót literatury. Prusy Wschodnie w prozie niemieckiej po 1945 roku* (2011), *Gdańska encyklopedia Günтера Grassa* (2017, Mitautor und -herausgeber). filmos@ug.edu.pl

PAOLA QUADRELLI, geb. 1973 in Milano, hat 2002 an der Universität Pavia mit einer Arbeit über das Porträtgedicht bei Gottfried Benn, Hans Magnus Enzensberger und Heiner Müller promoviert. Seit 2001 arbeitet sie als Deutschlehrerin an Schulen in Mailand. Verschiedene Publikationen zur neueren deutschen Literatur sowie zahlreiche Rezensionen in *Wirrendes Wort*. Herausgeberin von Helga M. Novak, *Finché arrivano lettere d'amore. Poesie 1956–2004* (2017). pquadrelli7@gmail.com

UTZ RACHOWSKI, geb. 1954 in Plauen/Vogtland. Schulverweis mit 17 Jahren wegen Gründung eines Philosophie-Clubs. Elektromonteur. Grundwehrdienst. Abitur und kurzes Medizinstudium in Leipzig. Haushandwerker. Verurteilung zu 27 Monaten Gefängnis wegen fünf Gedichten und der Verbreitung von Texten von Jürgen Fuchs, Wolf Biermann und Reiner Kunze. Klient von *amnesty international*, Ausbürgerung 1980, Studium der Kunstgeschichte und Philosophie in Westberlin und Göttingen. Rückkehr ins Vogtland 1992. Freier Schriftsteller. Seit 2003 Bürger- und Rechtsberater für den Sächsischen Landesbeauftragten für die Stasiunterlagen. Er veröffentlichte 15 Bücher, die wichtigsten Titel: *Namenlose* (1993); *Red' mir nicht von Minnigerode* (2006); *Beide Sommer* (2011); *Miss Suki oder Amerika ist nicht weit!* (2013); polnisch: *Miss Zuki czyli Ameryka jest całkiem blisko!* (Gedichte, 2015). <http://www.rachowski.utz@rachowski.de>

ANDREAS REIMANN, geb. 1946 in Leipzig, machte sich ab Mitte der 1960er Jahre einen Namen als Lyriker. Er studierte 1965, bis zu seiner Exmatrikulation aus politischen Gründen 1966, am Literaturinstitut in Leipzig. Wegen seiner kritischen Haltung wurde er 1968 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt und in den folgenden Jahren mehrmals mit Veröffentlichungssperren belegt. Er war angestellt als Transportarbeiter, Brauereihilfsarbeiter, Lohnbuchhalter, schrieb fürs Theater und war Texter für Chansoninterpreten und Rockgruppen. Nach 1990 veröffentlichte er neben mehreren Gedichtbänden auch Sammlungen mit Prosa und Essays. In der Andreas-Reimann-Werkausgabe der Connewitzer Verlagsbuchhandlung erschienen bisher: *Die Weisheit des fleischs. Gedichte 1971–1973* (Band 2, 2011); *Kontradiktionen. Gedichte*

1964–66; *Essay und Diskussion „Die neuen Leiden der jungen Lyrik“* (Band 1, 2016); *Das ganze halbe Leben, Gedichte 1973–76*; *„Die ersten fünfzig Lieder aus der Sammlung Hubertus Schmidt“ 1971–76* (Band 3, 2017). <http://reimann-lyrik.de>. trojanischerpegasus@gmail.com

KAROL SAUERLAND, studierte Philosophie, Mathematik und Germanistik an den Universitäten in Berlin (Ost) und in Warschau, habilitierte sich 1975 in Warschau über die Ästhetik Adornos, war vom Ende der 1970er Jahre bis 2006 Leiter der Literaturabteilung am Germanistischen Institut der Warschauer Universität und des Lehrstuhls für Germanistik an der Thorner Universität. Mehrere Gastprofessuren (u.a. Zürich, Mainz, Frankfurt am Main /Fritz-Bauer-Institut/, Hamburg, Amiens, FU Berlin, Kassel /Franz-Rosenzweig-Professur/), Fellow am Berliner Wissenschaftskolleg (1994). Zahlreiche Publikationen (siehe www.sauerland.pl). sauerland@uw.edu.pl

HANNES SCHWENGER, Dr. phil., geb. 1941. Schriftsteller, Verleger, Publizist, von 1971–1977 Vorsitzender des Verbands deutscher Schriftsteller (VS) in Berlin, 1976 nach der Ausbürgerung Wolf Biermanns und Inhaftierung von Jürgen Fuchs Sprecher des „Schutzkomitees Freiheit und Sozialismus“ und 1978 Herausgeber des Sammelbands *Solidarität mit Rudolf Bahro*. 1996–2004 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsverbund SED-Staat an der Freien Universität Berlin und seit 1995 Rezensent des Berliner *Tagesspiegel*.

IZABELA SURYNT ist Professorin für interkulturelle Kommunikation an der Universität Wrocław (Breslau). Ihre Forschungsinteressen liegen in der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Nationalismusforschung und postkolonialen Kritik. Sie ist Autorin von *Das „ferne“, „unheimliche“ Land. Gustav Freytags Polen* (2004); *Postęp, kultura i kolonializm. Polska a niemiecki projekt europejskiego Wschodu w dyskursach publicznych XIX wieku* (2006); *Przemoc – pamięć – tożsamość w niemieckiej literaturze drugiej połowy XX wieku: Światy ze słów Helgi M. Novak* (2010) sowie Mitherausgeberin von *Interkacje. Leksykon komunikowania polsko-niemieckiego* (2015). izabelasurynt@poczta.onet.pl

ELIZA SZYMAŃSKA, Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Deutsche Literatur und Kultur des Instituts für Germanistik an der Universität Danzig. Forschungsschwerpunkte: Rezeption der deutschsprachigen Dramatik in Polen, Bühnenadaptionen der deutschsprachigen Literatur in Polen, die deutsch-polnischen Beziehungen im Drama und Theater, interkulturelles Theater. Wichtigste Publikationen: *Adaptacje sceniczne „Procesu” Franza Kafki w Polsce* (2008); *Bild – Reflexion – Dialog. Interkulturelle Perspektiven in der Literatur und im Theater* (2014, hrsg. in Zusammenarbeit mit Miłosława Borzyszkowska-Szewczyk und Anastasia Telaak). finej@ug.edu.pl

MONIKA TOKARZEWSKA, Dr. habil., geb. 1975 in Łapy, studierte Polonistik und Germanistik an der Universität Warschau. Seit 2000 lehrt sie deutsche Literatur und Komparatistik an der Nikolaus-Kopernikus-Universität Toruń. Publikationen u.a. zu Georg Simmel, der Frühromantik, Literatur und Astronomie, den Bildern des Ostens in der deutschen und polnischen Literatur sowie den deutsch-polnischen Literaturbeziehungen. Buchpublikationen: *Der feste*

Grund des Unberechenbaren. Georg Simmel zwischen Soziologie und Literatur (2010), *Rettung vor Bodenlosigkeit. Neues Anfangsdenken und kosmologische Metaphern bei Locke, Leibniz, Kant, Fichte, Novalis und Jean Paul* (2015). monikat@umk.pl

NATASCHA UNGEHEUER, geb. 1937 in Blumenfeld. Malerin. Nach dem Lehrerexamen besuchte sie die Tanzschule von Harald Kreuzberg in Bern. Seit 1962 lebt sie in Berlin-Kreuzberg, tanzte zunächst bei Mary Wigmann, schrieb literarische Texte und entschied sich dann für die Malerei. Von 1969 bis 1975 fertigte sie Masken und Bühnenbilder für das Kreuzberger Straßentheater, in dem sie zusammen mit dem Schriftsteller und Gründer des Theaters, ihrem Lebensgefährten Johannes Schenk, auch spielte. Sie illustrierte Bücher u.a. von Edgar Hilsenrath, Jaroslav Hasek, Christian Morgenstern und Wolf Biermann. Zuletzt waren ihre Bilder im Willy-Brandt-Haus in Berlin (2014) und im Alten Rathaus in Göttingen (2016) zu sehen. Werkverzeichnis: *Natascha Ungeheuer, Werkverzeichnis, Ölbilder 1964–2013*, Göttingen 2014.

CLAUDIA VITALE war von 2000 bis 2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Florenz. Parallel promovierte sie 2007 an der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn. 2006 veröffentlichte sie das Buch *Assonanze e dissonanze. Saggi di letteratura tedesca* (Morlacchi, Perugia). Neben dem kritischen Apparat zu Kleists *Penthesilea* (Marsilio, Venezia 2008) verfasste sie verschiedene Aufsätze über Else Lasker-Schüler, Paul Celan, Thomas Mann und Ingeborg Bachmann. Im Jahr 2011 veröffentlichte sie ihre Dissertation *Das literarische Gesicht im Werk Heinrich von Kleists und Franz Kafkas* (FUP, Firenze). claudia_vitale@yahoo.it

